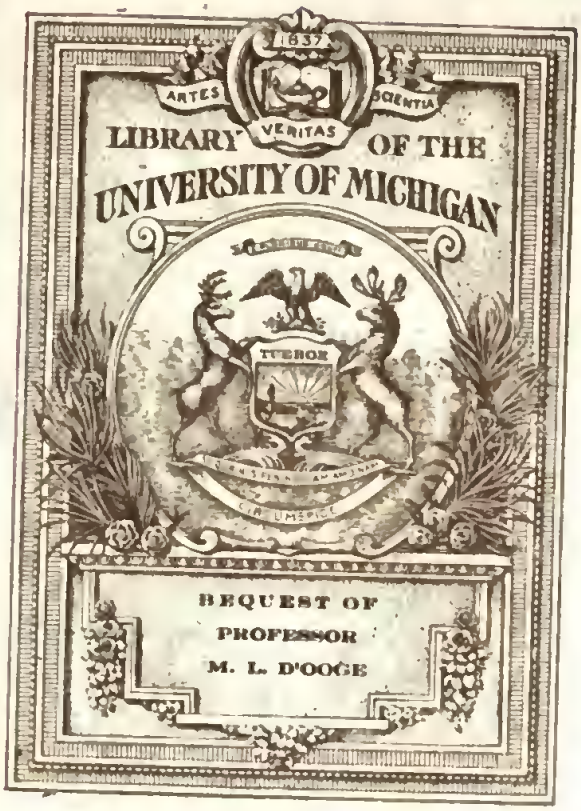
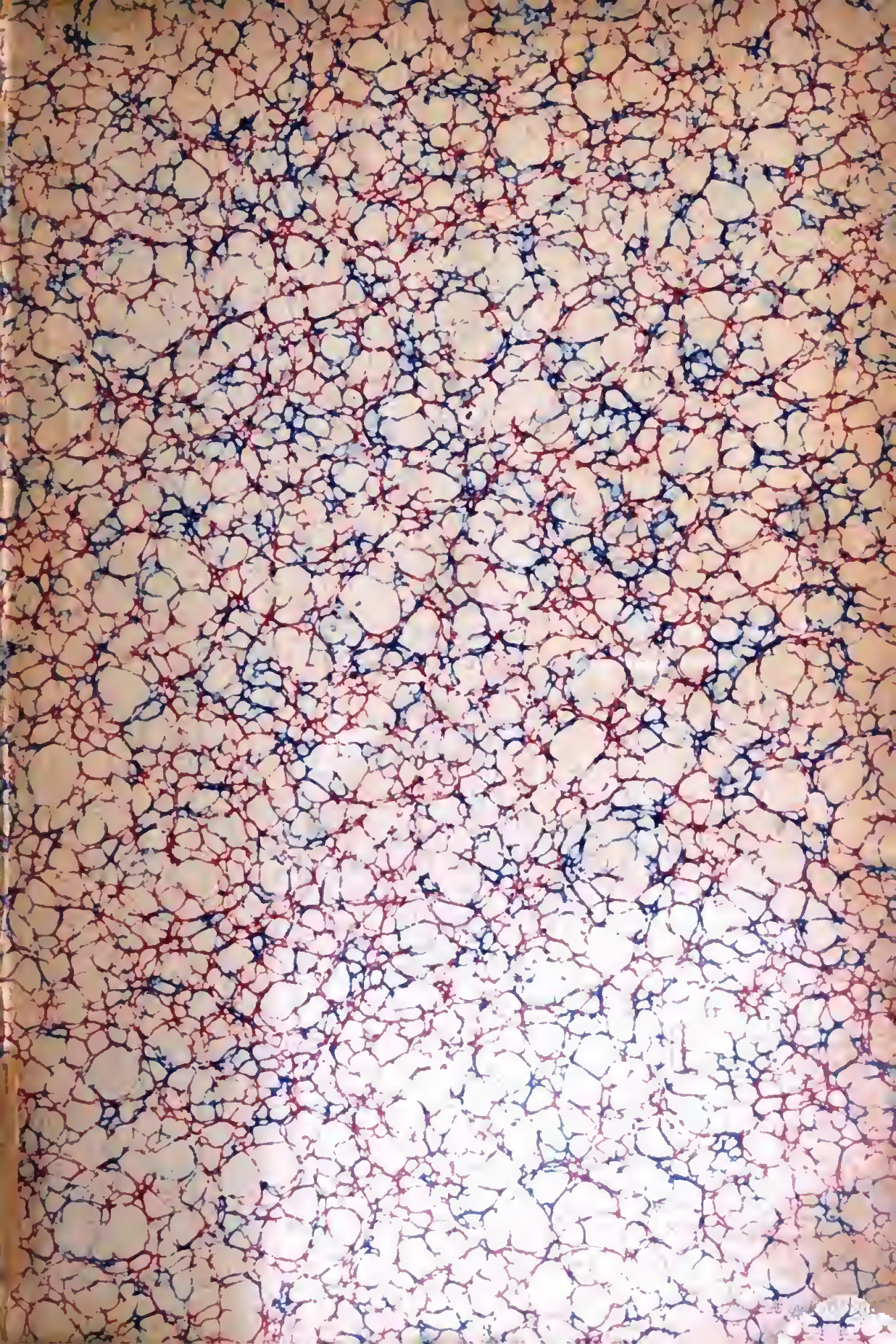
A 539906


1837
ARTES
VERITAS
SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
BEQUEST OF
PROFESSOR
M. L. D'OOGE



DF
725
.E57

W. L. D'Ooge.
Athens. 1877.

Griechische Frühlingstage.

Griechiſche

Frühlingstage.

Von

Eduard Engel.

Jena,
Hermann Coſtenoble.
1887.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Überſetzung
in fremde Sprachen vor.

Vorbemerkung.

Dieſes Buch iſt nicht eine Sammlung von Reiſebriefen.

Es handelt nicht überwiegend von Griechenlands Altertümern, ſondern weit mehr von des Landes neuen Menſchen und Dingen. Selbſt dem großen Publikum iſt alles Wichtigſte über Althellas bekannt; vom neuen Griechenland wiſſen ſelbſt Gebildete weniger als von Afrika.

Die orientaliſche Frage wird demnächſt eine griechiſche Frage werden. Da iſt es vielleicht nicht ohne Intereſſe, zu erfahren, welcher Art das Volk, das jetzt ſeine Anſprüche auf die griechiſche Türkei geltend macht.

Sollte gegen meine Darſtellung dieſes Volkes eingewendet werden, ich beurteilte es zu günſtig, ich kennte es nicht genügend, ſo erwidere ich: zu einem lobenden Urteil über ein fremdes Volk berechtigt ſelbſt eine kurze Bekanntſchaft; zum Tadel vielleicht kaum eine langjährige. Wo mir glänzende Eigenſchaften des griechiſchen Volkes begegneten, da habe ich ihnen meine Bewunderung nicht verſagt; wo mir etwas nicht gefiel, da habe ich mein Mißfallen nicht gleich zu einem allgemeinen Verdammungsurteil erweitert. Eingehendere Beobachtung hat mich häufig

358425

gelehrt, daß mein anfängliches Mißfallen aus nicht genügender Kenntnis der Bedürfnisse des Landes hervorging. Ein Volk von so erstaunlich mäßigen, anspruchslosen Menschen, wie das griechische, kann nicht wetteifern mit anderen Völkern in den Errungenschaften einer oft genug reinäußerlichen Kultur.

Ich bin durchs Land gereist und bin aus ihm geschieden mit dem Glauben, daß die Zeit nicht fern ist, da Griechenland eine beachtenswertere Stellung im Orient einnehmen und sich größerer Anerkennung seiner Kulturleistungen bei Europa erfreuen wird, als bisher.

Gegen Griechenland besteht zur Zeit eine Verschwörung der Unwissenheit mit der Böswilligkeit. Auch ist es so wohlfeil und klingt so geistreich, zu spotten über die „entarteten Nachkommen des Themistokles, Perikles, Phidias", zumal wenn man sie gar nicht kennt. Vielleicht dient dieses Buch dazu, an seinem bescheidenen Teil wenigstens anzuregen zur näheren Kenntnis von Griechenland. Alle Freunde des schönen Landes und die Griechen selbst sind der Ansicht: wenn man es nur kennte! — die Urteile würden besser lauten.

Am meisten sollte mich der Erfolg beglücken: recht viele Leser zu einer Reise nach Griechenland angeregt zu haben. Wer nicht mit der Absicht hinreist, den Tissot zu spielen; wer sich zuweilen auf der Reise erinnert: dieses Land ist erst seit 50 Jahren ein Staat, — der wird manche Mängel entschuldigen, sich über viele Fortschritte verwundern.

Mir ist auf der ganzen Reise nichts als Liebes vom griechischen Volke widerfahren. Wie sollte ich da anders als mit Liebe vom Volke reden? Ich wünsche jedem Leser, es möge ihm auf seiner Reise durch Griechenland ebenso gut und besser ergehen!

Griechiſche Namen und Sprachproben habe ich überwiegend nach der wirklichen Ausſprache geſchrieben. In dem letzten Kapitel findet der Leſer einige der Gründe, aus denen ich die Ausſprache des Griechiſchen, wie unſere Gymnaſien ſie lehren, für vollkommen verkehrt halte. Die nähere philologiſche Begründung der Richtigkeit der neugriechiſchen, der Verkehrtheit der neuhochdeutſchen Ausſprache des Altgriechiſchen behalte ich einer demnächſt erſcheinenden Schrift vor.

Berlin, Oktober 1886.

E. E.

Inhalt.

	Seite
Vorbemerkung	V
1. Vom Reisen in Griechenland	1
2. Korfu	16
3. Eine nächtliche Kriegsfahrt mit den Korcyräern	36
4. Im Reiche des Odysseus	56
5. Übers Meer nach Elis	82
6. Nach Olympia	106
7. Am Ufer des Alpheos	132
8. Ein Tag und eine Nacht in Arkadien	152
9. Zum Apollotempel von Phigalia	178
10. In Messenien	199
11. Am Taygetos	218
12. Sparta	236
13. Bei Nacht durch Lakonien	249
14. Nach Nauplia	261
15. Alte und neue Könige in Argos	280
16. Mykenä und Akrokorinth	301
17. Auf Korinthus' Landesenge	318
18. Die Akropolis von Athen	332
19. Das neue Athen	346
20. Gestalten aus dem alten Athen	363
21. In Athens Schulen	379
22. Ein deutsches Dorf in Attika, und was es lehrt	393
23. Griechische Sprache und Aussprache	421
Schlußwort	440

Erſtes Kapitel.

Vom Reiſen in Griechenland.

Ich denke, von Mark Twain, dem luſtigſten Reiſebeſchreiber beider Welten, rührt jenes tiefſinnige Wort her: „Der Menſch erfährt nie, welch ein erſtaunlicher Eſel er werden kann, ehe er nicht eine Reiſe macht.“ Er hätte hinzufügen dürfen: „oder ehe er ſie nicht beſchrieben.“ Bei keiner Gattung von Schriftſtellerei, auch nicht bei der Lyrik, läuft man eine größere Gefahr, ſich lächerlich zu machen, als bei der Reiſebeſchreibung, zumal bei der mit den hergebrachten kulturgeſchichtlichen Randgloſſen und Verallgemeinerungen.

Das war nicht immer ſo; erſt die neueſte Zeit mit ihrer ſchönen Erfindung der „Touriſten“ hat die Gattung der lächerlichen, ja der haſſenswerten Reiſebeſchreiberei erzeugt. Die Kunſt des Reiſens nimmt in dem Maße ab, wie die Zahl der Reiſenden zunimmt und die Leichtigkeit des Reiſens ſteigt. Die beſten Reiſebeſchreibungen ſtammen aus den Tagen der Poſtkutſche; die allerbeſte aus der Zeit, wo das Wort „Poſt“ kaum bekannt war: wer hat beſſer als Herodot zu reiſen und zu beſchreiben verſtanden? —

Ein Tiſſot iſt früher nicht möglich geweſen. Hätte auch jemand ſo viel Bosheit aufgetrieben, wie jener Schweizer, ſo viel

Dummheit und Unwiſſenheit zuſammen hätte er nicht mitgenommen auf eine ſo wichtige Reiſe, wie die durch das große, fremde Deutſchland. Eine weite Reiſe — und welches Land lag damals nicht im weiten? — trat man erſt an, nachdem man ſich gebührend ſprachlich vorbereitet hatte. Die Reiſe bildete einen tiefen Einſchnitt in das ganze Leben des Reiſenden; ſie war der Traum der Jugend, die Sehnſucht des Mannesalters geweſen, und ihre endliche Verwirklichung wurde das folgenreichſte Ereignis, ein Gewinn für immer.

In jenen glücklichen Reiſezeiten lernte man auch etwas von den fremden Völkern kennen. Man ſah nicht bloß Hotelwirte, Kellner und Hausknechte; nicht bloß Eiſenbahnbeamte, Steuerbeamte und Muſeumdiener; — ſondern man verkehrte mit dem Bauern, dem Handwerker, dem Gelehrten des fremden Landes, in das man ſich nicht ohne gute Empfehlungen begab.

Die Reiſenden von ehedem waren auch liebevoller gegen das Land, in dem ſie reiſten, oder doch vorurteilsloſer. Sie hatten nicht ſo erſchrecklich viel darüber vorher geleſen, beſaßen ja auch keinen Bädeker. Nein, ſie kamen mit dem Vorſatz hin, ſich zu belehren und gut zu unterhalten; jedenfalls nicht mit der nörgelnden Kritikaſterei, die heute aus den meiſten reiſebeſchreibenden Reiſenden eine Art von wandernden Unterſuchungsrichtern macht. Das möge jeder deutſche Reiſende, der über ein fremdes Land tadelnd ſchreibt, ſich geſagt ſein laſſen: wer mit böſem Willen durch Deutſchland reiſt, der braucht gar nicht einmal ein Lügner, ein Tiſſot zu ſein, um ein dickes Buch mit den dickſten Schmähungen Deutſchlands zu füllen. Er braucht eben nur die Augen zu verſchließen gegen das mannigfache Gute auf ſeinen Wegen und ſie boshaft grinſend zu öffnen dem vielen Schlechten, deſſen wir ſelber uns ſchämen.

Freilich, durch die jetzige Entwickelung des Reiſens wird es immer ſchwerer, zu einem vernünftigen Urteil über ein fremdes Land und Volk zu gelangen. Vor lauter „Beſichtigungen“ ſieht

man nichts Rechtes mehr. Auch weilt man ja in den Hauptreiseländern überwiegend in Städten oder doch in ländlichen Luxushotels; — wie soll man da ans Volk hinan?

So schießt denn allenthalben, durchaus nicht allein in Frankreich, die Tissotiasis internationalis stupidissima, wie ich dies Giftpflänzchen benennen möchte, aufs üppigste ins Kraut und trübt die Blicke und verschließt die Herzen der Völker gegen einander.

Bei den großen Kulturländern kann wenigstens der eine Tissot durch den andern kontrolirt werden, und am Ende hat's der Leser leicht, beiden auf die Finger zu sehen. Schlimm aber steht es um jene kleinen Länder, die zu kennen wohl lohnt, die zu bereisen aber zu schwer erscheint, und bezüglich derer man schutzlos jedem Zufalltouristen preisgegeben ist, der taubstumm und dummblind einhergetrottelt, ohne Kenntnis der Landessprache, ohne persönliche Bekanntschaften, ohne Liebe und ohne Verständnis für Land und Leute.

Griechenland weiß ein Lied zu singen von dieser Sorte der Reisebeschreiber. Die meisten der Griechenlandwandrer haben auf der Schulbank Griechisch gelernt, viele lange Jahre hindurch, und dennoch sprechen und verstehen sie vom heute gesprochenen Griechisch kaum ein Wort. Das hat indessen noch keinen, der sich zum Reisebeschreiber berufen fühlte, von der Verfertigung eines Buches über Griechenland abgehalten, worin allerhand weise Betrachtungen über Charakter und Sitten, über Gegenwart und Zukunft des Landes im Tone größter Bestimmtheit angestellt werden.

Hellas, das neue, das lebendige, ist viel schwerer durch einen Fremden zu beurteilen, als irgendein anderes europäisches Land gleicher Kulturentwickelung. Man kann alle seine Hafenstädte gesehen, kann besonders wochenlang in Athen gelebt haben, und kennt Griechenland nicht. Die bäuerliche Bevölkerung überwiegt so sehr an Zahl die der Hafenstädte, daß man durchaus im Innern

gereiſt ſein muß, um an den Kern des Volkes zu kommen. Und ohne Kenntnis des geſprochenen Griechiſchen nützt ſelbſt eine Reiſe durchs Innere des Landes noch nicht viel, denn dem Fremden, der auch ſprachfremd bleibt, erſcheint der griechiſche Bauer wie ein ganz anderes Weſen, und zwar ein weniger angenehmes, als er in Wahrheit iſt.

Obenan ſtelle ich deshalb den Satz für jeden Hellasreiſenden: willſt du über die Neugriechen mitreden, willſt du nicht wie ein Taubſtummer reiſen, ſo lerne Neugriechiſch! Es geht nun einmal nicht anders. Du magſt dir Korfu und Patras, Olympia und Phigalia, die Akropolis von Athen und das Schatzhaus des Atreus in Mykenä anſehen und zu den Myriaden ſchon vorhandener archäologiſcher Meiſterwerke ein neues darüber ſchreiben, um einem dringenden Bedürfnis abzuhelfen. Nur thu den Mund nicht auf über das Volk, welches du nur mit den Augen geſehen; nur ſchilt es nicht, denn du kannſt ja nicht einmal ſeine Vertheidigung verſtehen.

Biſt du gar ein braver Deutſcher — und Deutſche wandern ja zumeiſt nach Griechenland —, ſo ſei doppelt vorſichtig: denk' an Tiſſot und ſeine Sippe und erinnere dich, welche entſetzliche Eſeleien durch ſie begangen wurden. Denk' auch gelegentlich daran, daß jenes kleine, durch Europa gewiß nicht verhätſchelte Volk denſelben Namen trägt, welchen das dir gewiß teure Volk der alten Hellenen getragen; daß es dieſelben Stätten bewohnt, deren Klang dich an die holdeſten Tage ſchuljungenhafter Begeiſterung gemahnt, an Marathon, Salamis, Thermopylä; — daß dieſe geſchmähten Neugriechen ſich ihr bischen Freiheit nach vierhundertjähriger Knechtſchaft durch einen heldenhaften Krieg gegen die Barbaren errungen, der zu ſeiner Zeit viele deiner beſten Dichter mit heller Bewunderung erfüllte. Und biſt du gar ein deutſcher Philologe — ein wenig ſeid ihrs doch alle, die ihr nach Griechenland pilgert, nicht bloß touriſtiſch bummelt —, ſo lauſche ſcharfen

Ohrs auf die Sprache, die um dich tönt. Magst du auch eine noch so schauderhafte Aussprache des Altgriechischen erlernt haben, — du wirst doch solche heiligen, uralten Wörter heraushören, wie theós, patris, agápi und agapó.

Man liebt Deutschland in Hellas; dies ist vielleicht das einzige Land Europas, wo man es nicht haßt. Die Griechen haben uns sogar unsern Fallmerayer verziehen, zumal nachdem wir selber in ihr Verwerfungsurteil über jenen dürftigen Philologen und leidenschaftlichen Geschichtsforscher eingestimmt. Möge nie ein zweiter deutscher Name in dem zukunftreichen kleinen Lande sich die gleiche verdiente Verachtung zuziehen! Einige Vorkommnisse der letzten Jahre, ja der letzten Monate, reiseschriftstellerische Leichtfertigkeiten deutscher Orientbummler, ganz so unverzeihlich wie die des Tissot, haben genug böses Blut bei den Griechen gemacht, die sonst für Deutschland und sonderlich für Deutschlands Gelehrte die herzlichste Achtung hegen.

Mir war ein langer Aufenthalt in Griechenland nicht vergönnt; die folgenden Blätter erheben deshalb keinen höheren Anspruch, als die starken Eindrücke einer mit offenen Augen ausgeführten Wanderschaft quer durchs Land getreu wiedergeben zu wollen. Es darf aber ohne Unbescheidenheit versichert werden, daß ich eine mehr als einjährige Vorbereitung für den geistigen Teil der Reise mir auferlegt hatte, sowie daß ich eine leidliche Übung im Reden und Verstehen der wirklich gesprochenen Sprache mitnahm.

Sonst weiter nicht viel. Namentlich keine schwere archäologische Wissenschaft; darum auch keinen Pausanias, den ich für um so überflüssiger halte, als man ihn von jedem gebildeten Griechen unterwegs leihen kann. Als gutes Reisebuch, neben dem trefflichen Baedeker, empfehle ich — Homers Odyssee, besonders für den Besuch der jonischen Inseln. Ich habe daraus

mehr von Griechenland, und in Griechenland mehr von der Odyſſee begriffen, als je auf Schulbänken oder unter dem Profeſſorkatheder.

Die Vorurteile ließ ich, ſo gut man das kann, zu Hauſe, mit Ausnahme des einen: das Volk, welches vor 60 Jahren mit Strömen von Blut die Erde von Hellas befreit, welches in 60 Jahren aus dem Nichts, aus dem Ärgeren als Nichts: aus Trümmern — ein geordnetes Staatsweſen geſchaffen, das kann nicht ausſchließlich oder überwiegend aus Räubern, Betrügern, Falſchkartenſpielern und ſonſtigem Geſindel beſtehen.

Ich bin durch einen großen Teil Griechenlands gewandert, geritten und gefahren; alle Provinzen des Feſtlandes und alle Inſeln kenne ich nicht: dazu gehört ein halbes Menſchenleben. Nie habe ich unterwegs vergeſſen, daß die Länder, in denen man reiſt, doch nicht ſo ſehr für den Fremden, als für den Einheimiſchen da ſind, — vielleicht mit Ausnahme der Schweiz. Ich verlangte weder, noch erwartete ich, daß die Art der Griechen zu eſſen und zu trinken, zu arbeiten und zu ſchlafen, genau dieſelbe ſein ſollte, wie die mir behaglichſte. Sodann ſagte ich mir manchmal, daß die Gaſtfreundſchaft auch vom Gaſt Pflichten erheiſchte, und ein Gaſt, nicht ein Strafrichter iſt doch jeder Reiſende. Griechenland wird wahrlich noch immer von ſo wenigen Fremden beſucht, daß man es den Neuhellenen nicht verargen darf, wenn ſie ihr Leben zunächſt nach ihren Bedürfniſſen und Gewohnheiten einrichten, z. B. den Kaffee noch immer nicht ſo klärlich und harmlos kochen, wie die Dresdener, oder wie die ſüddeutſchen Nachbarn der herrlichen Zichorienfabrik Ludwigsburg. Ich habe übrigens die Ehre, den berühmteſten Sohn Ludwigsburgs zu kennen, und der zieht merkwürdigerweiſe den Kaffee der Griechen der Suppe Ludwigsburgs vor, wohingegen ein anderer deutſcher Reiſebeſchreiber Griechenland jede Zukunft abſpricht wegen ſeiner „winzigen Schalen voll kohlſchwarzer, lehmartig ſchlammdicker Kaffeebohnenbrühe“. — Bei dieſer paſſenden Ge-

legenheit ſei bemerkt, daß zu der großen Kunſt einer Hellasreiſe auch die Kleinkunſt gehört, den idealen Kaffee der Griechen mit Verſtand nnd Geſchicklichkeit zu trinken.

Daß ein fremder Reiſender den Geſetzen des Landes, durch welches er reiſt, Gehorſam ſchuldet, ſollte ſich eigentlich von ſelbſt verſtehen. Auch das wird von manchen Reiſenden vergeſſen. Ein berühmter deutſcher Botaniker, der zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Zwecken jüngſt Griechenland bereiſte, hat mit ſeinen Beſchwerden über „griechiſche Barbarei“ leichtgläubige Leſer geſchreckt, weil — die Zollbeamten in Patras ſeine mitgebrachten deutſchen friſchen Pflanzen vor ſeinen Augen verbraunten. Daß die Einfuhr friſcher Pflanzen auch in Deutſchland verboten iſt, weiß jene Säule der botaniſchen Wiſſenſchaft ſo wenig, wie das Warum des Verbots in beiden Ländern. Griechenland, bis jetzt von der furchtbaren Heimſuchung durch die Phylloxera verſchont, wollte ſich ſelbſt durch einen noch ſo berühmten deutſchen Botaniker nicht unermeßlichen Schaden zufügen laſſen. Die Zollbeamten in Patras haben ihre Pflicht erfüllt, und jener Botaniker iſt ein Mißachter fremder, höchſt verſtändiger Geſetze.

Nach meinen Erfahrungen mit gebildeten Freunden darf ich dreiſt behaupten: Griechenland iſt im allgemeinen unbekannter als manche Gebiete Oſtafrikas. Über die Sprache, den Kulturzuſtand, die Sitten, die Tugenden und Gebrechen des Volkes herrſchen ſelbſt bei Höchſtunterrichteten die allerverworrenſten Anſchauungen, — wenn überhaupt ſo etwas wie eine „Anſchauung“ ſich gebildet hat. Solange es ſich nur um grobe Unwiſſenheit über neugriechiſche Sprache und ihre Stellung zum Altgriechiſchen oder über andere Fragen von geiſtigem Intereſſe handelt, ſchadet ſie wenigſtens dem Lande nicht viel. Geradezu ſündhaft aber wird der Irrtum,

wenn es sich um solche Dinge handelt, die zu den unentbehrlichsten Voraussetzungen jedes modernen Staates gehören. Habe ich zu viel gesagt, indem ich Griechenland für weniger gekannt hinstellte als Afrika, wenn ich auf das unausrottbare Geschwätz über die „Unsicherheit in Griechenland“ hinweise? Wer sich zu einer Reise nach Griechenland, ins Innere des Landes, ohne Schutz und Begleitung anschickt, der muß sich auf die ängstlichen Gesichter von Freunden und Verwandten gefaßt machen. Mir ist es nicht anders ergangen: einviertel scherzhaft, dreiviertel bitterernsthaft wurde die Frage an mich gerichtet, ob ich auch für Lösegeld gesorgt hätte? Man sah mich schon gefangen, in einer finstern Räuberhöhle des Lösegeldes harrend, welches mir den unversehrten Besitz meiner beiden Ohren und meiner Nase sichern sollte, — oder ohne diesen Schmuck, ein verstümmeltes Opfer griechischer Räuberei, in die Heimat zurückkehren.

Darauf habe ich weiter nichts zu sagen, als daß ich noch in keinem andern Lande mit so vollkommenem Sicherheitsgefühl wochenlang allein oder nur mit einem Pferdeknecht, am leichten Stabe oder auf Pferdesrücken gereist bin, wie gerade in Griechenland. Baedeker, der ganz richtig schreibt: „Die öffentliche Sicherheit läßt jetzt nichts mehr zu wünschen übrig“, warnt dennoch vor dem Reisen nach Sonnenuntergang. Auch diese Warnung habe ich unbeachtet gelassen: ich bin in nächtlicher Dunkelheit den Pentelikon hinaufgeklettert und habe im Peloponnes manchen Ritt bei zitterndem Mondeslicht gemacht, — eine Gefahr durch Menschen hat mir nie gedroht. Ich hatte einen Revolver mitgenommen, — ich werde es nicht zum zweiten Male thun: außer einem guten Echo habe ich nur Beschwerlichkeit davon gehabt.

Es giebt in Griechenland heute, und schon seit langer Zeit, keine Räuber „von Beruf“, besonders keine Räuberbanden. Eine Reise in Griechenland mag recht beschwerlich sein; doch aben-

teuerreich wird sie nicht mehr. Edmond Abouts „König der Berge“ ist heute ein unterhaltender Roman ohne wahre Lokalfarbe.

Im Anfang meiner Reise, aber auch nur am ersten eigentlichen Wandertage, wurde ich ein wenig aufgeregt, wenn plötzlich hinter einem Oleanderbusch oder einem Felsenvorsprung einer oder zwei der schwarzbärtigen, finster blickenden Peloponnesier hervortraten und festen Schrittes mir entgegen kamen. Wie höflich aber haben sie mir den Morgengruß geboten, oder den meinigen mit dem schönen griechischen Gegengruß erwidert: „Kalós orissate!“ (Seid willkommen!). Und wenn ich sie um den Weg oder die nächste Wegeschenke befragte, — wie fremdenfreundlich haben sie, die vermeintlichen Räuber, mir in längerer, wohlgesetzter Rede Auskunft erteilt oder gar mich ein Stücklein begleitet.

Was jene schwarzbebuschten Schäfer, Pferdehirten, Bauern, — jene ganz wie die Räuberhauptleute im Melodrama aussehenden Kerle mir Liebes erwiesen, das vergeß' ich ihnen mein Lebtag nicht. Sie haben oft ihr bischen Brot und Wein mit mir geteilt, wie ich mit ihnen Tabak und Zigarretten, und keinen Dank, keinen klingenden Lohn dafür verlangt. Ihr verdientet wenige Drachmen des Tags in elender Kupfermünze, und ihr wußtet, daß dieser „Lordos“ zur Reise durch euer Land ein gut Stück Geld im Beutel mit sich führen müßte. Doch nie ist euch der Gedanke gekommen, daß der Pfad einsam, der Wald dunkel, und daß nicht Hahnenschrei noch Hundeblaff dem Totschlag eines solchen hergelaufenen Fremden folgen würde. Nie habt ihr mich auch nur angebettelt; ich euch desto häufiger um allerlei kleine Liebesdienste.

Wie es an der Nordgrenze, gegen die Türkei zu, mit der öffentlichen Sicherheit stehen mag, zumal nach der kriegerischen Aufregung der letzten achtmonatlichen Heeresrüstung, das weiß ich aus eigener Wahrnehmung nicht; indessen hat man von Räubereien auch aus jenen Bezirken nichts gehört.

Das Gerede vom griechischen Räuberwesen stammt aus Tagen,

die vergangen sind. Es hat Räuber und Räuberbanden in Griechenland gegeben, just so wie in Deutschland nach dem dreißigjährigen Krieg, dem siebenjährigen Krieg und selbst bis ins 19. Jahrhundert hinein Räuberbanden gehaust haben, und wie sie noch heute in Sizilien hausen. Man bedenke aber, daß Neugriechenland erst seit 50 Jahren ein Staat ist, und — daß seit 17 Jahren nicht ein einziger räuberischer Anfall auf Reisende dort vorgekommen ist! Der letzte Anfall vom Jahre 1870 hat auf ein Menschenalter hinaus dem Lande seinen bösen Ruf der Unsicherheit verschafft, und Jahrzehnte vollkommener Sicherheit genügen offenbar nicht, das Urteil über Griechenlands Zustände zu ändern.

Was war es mit jenem letzten Raubanfall? Auf dem Schlachtfeld von Marathon wurden vor 17 Jahren mehrere reisende Engländer und ein Franzose von Räubern gefangen und fortgeschleppt. Auf die Kunde davon drang der damalige englische Gesandte in Athen in die griechische Regierung, sie sollte die Räuber durch Soldaten verfolgen lassen. Vergebens lehnte der griechische Ministerrath die Verantwortung für das Leben der gefangenen Reisenden ab, falls die Räuber durch militärische Verfolgung zum äußersten getrieben würden, erklärte sich dagegen zur Zahlung des Lösegeldes bereit. Der verblendete Engländer bestand auf seiner Forderung und wollte die Verantwortung auf sich nehmen. Die Folge war: die durch Soldaten umstellten und gehetzten Räuber ermordeten ihre Gefangenen, um schneller zu fliehen und sich gegen Verrat ihrer Schlupfwinkel zu schützen. Der englische Gesandte wurde aus Gram über seine Mitschuld wahnsinnig und hat sich bald darauf erhängt. — Natürlich war die Gefangennahme der Reisenden nicht geschehen in der Absicht, sie zu massakriren; man wollte von ihnen ein gutes Lösegeld erpressen, und wäre das rechtzeitig eingetroffen, so hätte man den Gefangenen kein Haar gekrümmt.

Damals aber hatte die letzte Stunde griechiſchen Räuberweſens geſchlagen. Mit der härteſten Entſchloſſenheit, mit blutiger Grauſamkeit ſogar ſchritt das Miniſterium Deligeorgis gegen alles der Räuberei auch nur entfernt verdächtige Geſindel ein, und zum erſten Mal ſeit langen Jahren erhielten die Henker von Nauplia wieder Blutarbeit. Sämtliche Mitglieder der Bande von Marathon wurden geköpft, — beiläufig meiſt Albaneſen, nicht Griechen, wie auch der Bandenhäuptling kein Grieche war, ja nicht einmal griechiſch ſprach, ſondern durch einen albaneſiſchen Dolmetſch vor Gericht vernommen werden mußte. — Viel unſchuldiges Blut ſoll damals vergoſſen ſein; doch iſt eine gute Saat daraus emporgewachſen.

Um indeſſen auch für die Folge der Bandenbildung vorzubeugen, wurde ein Ausnahmegeſetz zuſtande gebracht, welches noch heute in Geltung iſt, zum Glück aber nicht mehr zur Wirkſamkeit kommt: das Hehlerweſen der durch Räuber eingeſchüchterten Dorfbewohner wurde durch Konfiskation der Güter und Zwangsanſiedelung in den entlegenſten Gebieten Griechenlands beſtraft. Wehe der Gemeinde, in welcher ein Räuber oder eine Bande Unterſtand oder Vorſchub fände! — Das hat geholfen und hat Griechenland den Segen gebracht, daß es heute, ohne philhelleniſche Voreingenommenheit, mit vollem Recht als eines der ſicherſten Länder Europas bezeichnet werden muß.

Gegen einen vereinzelten Raubanfall, gegen den Zufallsräuber, giebt es freilich nirgends vollkommene Sicherheit, und ich wage nicht zu behaupten, daß dergleichen nicht auch in Griechenland vorkommen könnte, ſo gut wie in der Umgebung von — Berlin, Paris und London, zu ſchweigen von Rom, Neapel und Palermo. Aber ſelbſt ein ſolcher Zufallsräuber hat ſeit 1870 ſich an keinen Fremden in Griechenland gewagt.

Man vergißt, wenn man vom griechiſchen Räuberweſen lieſt und ſpricht, mit einer merkwürdigen Gedankenloſigkeit das Räuber-

weſen der civiliſirteſten europäiſchen Staaten. Will man wiſſen, wie viele Verurteilungen wegen Raubanfällen in Preußen in dem einen Jahre 1881 (dem letzten, über welches der Bericht erſchienen) vorgekommen ſind? Nach der amtlichen Statiſtik des preußiſchen Juſtizminiſteriums: 308. Dabei zählt Preußen doch mit in erſter Reihe unter den ſicheren Staaten Griechenland mit ſeinen 1 800 000 Einwohnern könnte demnach jährlich 20 Raubanfälle aufweiſen, ohne daß man es für ein unſicheres Land halten dürfte! Erwägt man überdies die Einſamkeit der Bergwege, die geringe Dichtigkeit der Bevölkerung die häufige Beunruhigung des Landes durch die Mobilmachungen, ſo muß man ſtaunen über den muſterhaften Sicherheitszuſtand Griechenlands.

Wer wiſſen will, was Unſicherheit heißt, der gehe nach den noch unter der Türkenherrſchaft ſeufzenden Provinzen Epiros und Makedonien. Mord und Raub am hellen Tage, faſt in jeder Woche, und die türkiſchen Behörden im Bunde mit dem Raubgeſindel. An der griechiſchen Grenze aber lauern die wackeren helleniſchen Bergjäger und ſchießen erbarmungslos jeden räuberiſchen Hallunken nieder, der ſeine Streifzüge auch auf helleniſches Gebiet ausdehnen möchte. Theſſalien, vor der Annexion durch Griechenland ein furchtbares Räubernest, iſt heute nach 6 Jahren griechiſcher Verwaltung ſo ſicher wie die Straßen Athens.

Ich habe meine Reiſe in den beiden letzten Monaten vor der Blockade gemacht, alſo zu einer Zeit, wo das ganze Land ſich in den Fieberſchauern des drohenden Krieges befand. Wie viel Elend durch das Brachliegen aller geſchäftlichen Thätigkeit, durch die Behinderung der Feldbeſtellung war in Häuſer und Hütten eingezogen! Und während jener ſtürmiſchbewegten Tage bin ich zwei Wochen lang zu Fuß, zu Pferd und im Wagen durch die arkadiſchen und meſſeniſchen Wälder, über die lakoniſchen Berge und vorbei an den Schluchten der

Maina gewandert, ohne je von begegnenden Menſchen etwas anderes als einen freundlichen Gruß oder einen kleinen Liebesdienſt zu erfahren. Ähnliches iſt mir von allen Reiſenden beſtätigt worden, die ich im Peloponnes oder nach vollendeter Reiſe in Athen befragt habe. Das ſchönſte und wahrſte Wort über das Reiſen in Griechenland hat mir eine Dame, eine Engländerin, geſagt, die in kleiner Damengeſellſchaft eine Reitpartie quer durch den Peloponnes gemacht hatte. Sie meinte von den griechiſchen Bauern: „Sie waren alleſamt Gentlemen“, — im Munde einer Engländerin ein doppelt gewichtiges Urteil.

Nach meiner Heimkehr habe ich mir das traurige Vergnügen bereitet, aus deutſchen Zeitungen gelegentliche Notizen über die Sicherheit unſerer Landſtraßen zu ſammeln. Ich habe die Arbeit bald eingeſtellt, weil der Stoff mir unter den Händen ſo anſchwoll, daß ich doch nichts damit hätte anfangen können. Drei kleine Ausſchnitte will ich ohne jeden Kommentar herſetzen zur Warnung für deutſche Reiſende mit Neigung zur Tiſſotiaſis —:

Berliner „Voſſiſche Zeitung“ (26. Juni 1886):

— „Die Sicherheit der Landſtraßen in der nächſten Umgebung Berlins läßt noch immer zu wünſchen übrig. Die verehelichte Arbeiter Koepke, in Schöneberg in der Bahnſtraße wohnhaft, befand ſich am Mittwoch Nachmittag auf dem Felde, in der Nähe des ſogenannten Prieſterweges, welcher von Schöneberg nach Südende führt und nur wenig von dem Publikum benutzt wird. Sie befand ſich ganz allein und kein Menſch war in Sicht, als ſich ihr plötzlich ein gut gekleideter Mann näherte und unter entſetzlichen Drohungen Geld von ihr verlangte. Die faſt zu Tode geängſtigte Frau erklärte zwar, daß ſie kein Geld habe; als der Räuber aber dringender wurde und noch gräßlichere Drohungen ausſtieß, gab ſie endlich ihr 15 Pfg. enthaltendes Portemonnaie heraus.“ U. ſ. w.

Kölniſche Volkszeitung (26. Juni 1886):

„Schlägereien und Meſſerſtiche bilden den ſtereotypen Inhalt der täglichen Polizei-Berichte; namentlich ſieht es mit der Sicherheit für Leben und Eigentum in der Umgebung Kölns recht bedenklich aus. Nicht weniger als drei Raub-Attentate ſind in den letzten acht Tagen vorgekommen: auf

dem Wege von Ehrenfeld nach Nippes, am Duffesbach in der Nähe des Forts IV und zwischen Bayenthal und Köln. Es ist so weit gekommen, daß viele Bewohner der Vorstädte ohne Revolver oder sonstige Waffen des Abends nicht mehr ausgehen.

Münchener „Allgemeine Zeitung“ (26. Juni 1886):

— „Vom Schwurgerichte zu Augsburg wurde vorgestern eine gefährliche Räuberbande von drei Personen unschädlich gemacht: der erste Angeklagte wurde zu lebenslänglichem Zuchthaus, der zweite zu 15 und der dritte zu 5 Jahren Zuchthaus verurteilt.“

Es fällt mit Recht niemandem ein, wegen solcher Zustände Deutschland ein Räuberland zu nennen. Wehe aber Griechenland, wenn ähnliches von der Umgebung Athens, Korfus oder Korinths erzählt würde.

Selbst der böswilligen Verleumdung ist es nicht gelungen, aus den letzten Jahrzehnten Fälle von Unsicherheit Griechenlands vorzubringen. Das Ärgste, was in dieser Hinsicht geleistet worden, hat ein gewisser Heinrich Vierordt, ein lyrischer Dichter, jüngst in der Münchener „Allgemeinen Zeitung“ verübt. Nicht weil seine Darstellungen griechischen Lebens irgendwie der Rede wert wären, führe ich dies Beispiel böswilliger Dummheit an, denn ins Innere des Landes ist jener deutsche Tissot eingestandenermaßen nicht gedrungen. Aber typisch für eine gewisse Art von Reiseschriftstellerei ist der Fall; er diene also zur Abschreckung. — Nachdem er sich in einem seiner Artikel bitter beklagt, daß die Dampfschiffagenturen in Athen nicht zu jeder Stunde des Tages geöffnet seien, knüpft er die entrüstete Bemerkung daran: „Ist es da ein Wunder, daß in solchem Lande alles schwer darniederliegt, ja daß man damals in den Zeitungen lesen konnte, im Golfe von Salonichi trieben sogar wieder Seeräuber ihr Unwesen?“ — Hu, wie das klingt! Nur daß man nicht recht den ursächlichen Zusammenhang zwischen den verschlossenen Dampferagenturen und einer beliebigen

Zeitungs-Räubergeſchichte begreift. Daß aber Salonichi und ſein Golf gar nicht zu Griechenland gehören, weiß jener lyriſche Reiſebeſchreiber nicht. Wenn das ein Franzoſe geſchrieben hätte, wie würde man ihn wegen ſeiner „echtfranzöſiſchen Geographie-Unwiſſenheit“ verhöhnt haben!

Zweites Kapitel.

Korfu.

Der schönste, wenn auch nicht der kürzeste, Weg aus Deutschland nach Griechenland führt über Triest nach Korfu. Auf bequemem Lloyd-Dampfer durchfährt man in 40 Stunden ohne Halt das adriatische Meer, je nach der Windrichtung näher der italienischen oder der istrischen und albanischen Küste. Albanien, vom Meere aus gesehen, ist das ödeste Gestade, das man sich vorstellen kann. Kein Baum, kein Strauch, keine menschliche Wohnung wird sichtbar. Nichts als dunkelgrauer Fels, um dessen Fuß weißschäumend die Brandung donnert. Nördlich von Korfu hat das adriatische Meer noch nichts von jener Bläue, die man beim bloßen Namen der Jonischen Inseln zu sehen glaubt. Die leuchtet erst auf, wenn man sich der schmalen Durchfahrt zwischen Korfu und dem türkischen Festland nähert.

Bei klarem Wetter erblickt man auf der Fahrt vom Norden, etwa sechs Stunden vor der Ankunft in Korfu, das erste Stück griechischer Erde: das Inselchen Othoni (italienisch Fano). Ein hoher, nach allen Seiten schroff abfallender Felsenklotz, so steigt das griechische Eiland aus dem Meere herauf, zuerst für Korfu gehalten und freudig begrüßt.

Von da ab wird die Fahrt für den Hellaspilger zur herz-

klopfenden Aufregung. Jeder Name, den er jetzt hört, klingt helleniſch, am Feſtland wie auf dem Meer. Zur Linken ſchimmert das türkiſche Strandneſt Hagia Saranda (Heilige Vierzig, italieniſch: Santi Quaranta) herüber, wohin die Griechen die nördliche Grenze von Epiros verlegen möchten. Weſtlich von der Inſel Othoni ſchwimmt die noch winzigere Erikuſa auf den erblauenden Fluten, und wie ich einen alten griechiſchen Weinhändler, der während der ſtürmiſchen Seefahrt unſichtbar geblieben, um den Namen des langen, dunkeln Streifens Erde im Süden befrage, erwidert er: „Afti ine Kérkira, i patris mu“ (das iſt Korfu, mein Vaterland), mit faſt denſelben Worten, die ein Grieche im 5. vorchriſtlichen Jahrhundert gebraucht haben würde.

Man mag ſich noch ſo lange und fleißig auf ſolche Reiſe vorbereitet haben und ſich leidlich Herr der Sprache fühlen, — es trifft einen dennoch wie ein Ruf im Traum, da man zuerſt angeſichts griechiſcher Erde aus griechiſchem Munde griechiſche Worte vernimmt. Ich habe es mir ja vorher geſagt und mich darüber gefreut: Griechiſch iſt gar keine todte Sprache, iſt nie eine geweſen; es wird von lebendigen Menſchen geſprochen, nicht bloß geſchrieben und gedruckt. Es nützt mir nichts: das Wunderreich der griechiſchen Sprache hat mich umfangen und läßt mich fortan bis zum Ende meiner Hellasfahrt nicht mehr aus dem Banne ſeines unheimlichen Zaubers.

Noch bin ich auf dem ſicheren Boden des europäiſchen Schiffes; noch ertönt um mich überwiegend Italieniſch und Deutſch. Was wird das werden in der nächſten Viertelſtunde, ſobald wir nur um dieſen letzten Felſenvorſprung geſteuert ſind, der uns Rhede und Stadt Korfu verbirgt?

Wer wirft jetzt noch einen Blick auf die rauhe türkiſche Küſte, dieweil höher und höher, den Fuß umgürtet mit prangenden Gärten, Korfus Bergrieſe, der Pantokrator, ſich über unſerm

langſamer fahrenden Schiff aufthürmt? Schon hier umgibt uns klaſſiſches Land und Gewäſſer. Den Gipfel des Pantokrator hat der Dichter der Odyſſee vor Augen gehabt, als er die Verſe ſchrieb (Geſang V, 278 ff.):

„Siebzehn Tage befuhr er die ungeheuren Gewäſſer,
Am achtzehnten erſchienen die fernen, ſchattigen Berge
Von dem phäakiſchen Lande, denn dieſes lag ihm am nächſten,
Dunkel erſchienen ſie ihm, wie ein Schild, im Nebel des Meeres.“

Und um jenen Vorſprung herum, der die Bucht von Korfu im Süden abſchließt, ſind die Schiffe der Nachkommen der Phäaken zuſammen mit denen der Athener zur Seeſchlacht gegen die Korinther bei den Sybota-Inſeln geſegelt, zum unheilvollen Anfang des peloponneſiſchen Bruderkriegs.

Überragt von ſeinen beiden Feſtungsfelſen, venetianiſchen Schutzwerken, erſcheint wie mit einem Schlage die Stadt Korfu, um die dunkelblaue Bucht gelagert. Zu dem Wirrwarr auf dem Schiff, wie er jeder Landung nach langer Fahrt folgt, geſellt ſich im nächſten Augenblick der Angriff vom Lande. Der Schwarm der griechiſchen Hafenhaie, der Barkenführer, hat unſer Schiff „Ettore“ umzingelt, und ehe noch der Anker raſſelnd gefallen, iſt die Rotte an Ketten, Tauen und Falltreppen aufs Deck geklettert. Den Fez oder die zerlumpte Schiffermütze auf dem ſchwarzlockigen Kopf; mit Hoſen, die halb aus Löchern, halb aus Flicken beſtehen; die nackten braunen Füße in Schuhwerk, von dem man nicht glauben kann, daß es je heil geweſen. So habe ich mir immer, als ich des Kapitäns Marryatt herrliche Seegeſchichten las, das Entern durch Piraten vorgeſtellt.

Das Schiff iſt vollkommen in der Gewalt dieſer friedlichen Seeräuber. Die Mannſchaft überläßt die Reiſenden ihrem Schickſal. Einen Tarif gibt es ſelbſtverſtändlich nicht, und gäbe es einen,

was hülfe er den hülflosen, sprachunkundigen Fremdlingen, die nun mit ihrem Gepäck ans Land gefahren sein wollen?

Das Gepäck! — Wo es nur geblieben ist? Taschen, Schirme, Koffer — alles verschwindet über Bord, die Treppe hinunter, in irgendeines der Dutzende unten schaukelnden Boote hinein. Wer dumm ist, der versäuert sich gleich in diesem ersten Augenblick die ganze Reise. Er vermißt den „Schutzmann", der ordnungsmäßig die Droschkenmarken an die Ankömmlinge verteilt und über die kostbare Person und Habe des Fremdlings wacht. Er vermißt noch vieles andere. Aber wer dergleichen vermißt, der reise nicht nach Griechenland!

Wer bei dieser Szene des Verlassens des Dampfers, der schlimmsten Viertelstunde der ganzen Reise — die Seekrankheit nicht ausgenommen —, seinen Humor nicht verliert, der hat gerade durch sie einen der stärksten Genüsse. Durch den festen Willen, mir unter keinen Umständen durch solche Lappereien meine unsägliche Reisefreude verärgern zu lassen, habe ich es bald dahin gebracht, daß mir gerade die sonst so gefürchtete Schreckenszene der Landung in jedem griechischen Hafen zu einer der aufregendsten Belustigungen wurde. So oft ich an meine nächste Griechenlandreise denke, freue ich mich im Stillen auf den ersten Kampf mit jenen griechischen Hafenhaifischen.

Die meisten Reisenden, die von Griechenland weiter nichts gesehen als Korfu, Korinth und Athen, haben aus ihren Begegnungen mit den griechischen Bootführern das Wesentlichste ihres Urteils über den „Charakter der Griechen" geschöpft. Ich habe einen solchen gründlichen Reisenden in Korfu getroffen, der mir ganz entrüstet die Schandthaten der korfiotischen Barkenführer ausmalte. „Nein, diese Saugriechen!" — wörtlich. Der Mann, aus der biederen Fiakerstadt Wien gebürtig, hatte nämlich für die Besorgung seines sehr umfangreichen Gepäcks vom Bord ins Boot, für die Fahrt von der entfernten Rhede

ans Land, für die Landung ſeines Gepäcks, Verbringung zur Zollbude, Überführung nach dem Hotel — für all das zuſammen die ungeheure Summe von vier Papierdrachmen (2 Mark 60 Pfennig) ſich „abgaunern“ laſſen müſſen. Während ſeines ganzen Aufenthalts auf Korfu kam er deshalb aus dem ekeln Geſchimpf auf „dieſe Saugriechen“ nicht heraus. Ich fragte ihn kühl: wie viel er wohl für alle jene Dienſte in ſeinem billigen Wien hätte bezahlen müſſen? — aber dieſer naheliegende Vergleich rührte ihn nicht.

Die Barkenführer der griechiſchen Häfen ſind durchaus nicht ärger als ſolch Volk in anderen Ländern. Das Gepäck iſt bei ihnen in ſicherer Hut, und einmal in ihrem Boot, wird man höflich, wie durchweg in Griechenland, behandelt. Hat man am Bord des Dampfers einen Preis mit ihnen vereinbart, ſo zahlt man dieſen, und weiter nichts. Die Trinkgeld-Sklaverei iſt in Griechenland noch nicht eingeführt, es ſei denn in den Gaſthäuſern und Reſtaurants nach europäiſchem Trinkgelder-Zuſchnitt. In den meiſten Fällen — mir wenigſtens iſt es nie anders ergangen — wird der Barkenführer bei der Landung auf die ſofortige Zahlung verzichten und ſie bis aufs Verlaſſen des Hafens ſich vorbehalten. Er ſichert ſich dadurch ſeinen Barkengaſt auch für die Rückfahrt, und der Reiſende hat an ihm einen aufmerkſamen Mahner gewonnen, der ihm rechtzeitig die Ankunft des Schiffes zur Weiterreiſe meldet.

Ich hatte in Korfu bei der Landung keinerlei Beſchwerde; die ausbedungenen wenigen Drachmen wurden mit freundlichem „Avrion!“ (morgen) abgelehnt; der Bootführer trug ſelber meine paar Sächelchen in das kleine, prächtig gelegene „Hotel de l'Orient“, und da war ich in Korfu.

Es hat eine Weile gedauert, ehe ich zum vollen Bewußtſein des Glückes kam, griechiſchen Boden zu ſtampfen. Zuvörderſt hat man genug zu thun, ſich bei geſunden Nerven und Sinnen zu erhalten

gegenüber dieſer Flut neuer, fremder, bunter Eindrücke. Es iſt nicht die niegeſehene Stadt, — es ſind die Menſchen, die mich zu allererſt packen. Dieſe Stadt habe ich ſchon irgendwo geſehen; manche Ecke in Venedig ſieht ſo aus wie dieſer Marktplatz zwiſchen Hafendamm und Stadtthor. Auch einen Platz wie die hoch über aufgemauerten Terraſſen aufs blaue Meer hinausſchauende „Spianata“ beherbergt meine Erinnerung an Italien in irgend einem Winkel. Die Häuſer ſind ein Gemiſch aus venetianiſcher und bologneſer Bauart, mit einem pikanten Zuſatz orientaliſcher, maleriſcher Zerlumptheit. — Aber dieſe Menſchen! Das Reich der Farben hat begonnen, in Geſichtern wie in der Kleidung. Leider verſchwindet in der Stadt Korfu mehr und mehr die Volkstracht und bringt die langweilige, dieſen Menſchen beſonders ſchlecht ſtehende Allerweltsbekleidung vor. Doch ſorgt die Exochi („Campagna“) von Korfu noch lange dafür, daß der nordiſche Fremdling gleich beim Betreten griechiſchen Bodens vollfarbiges Griechentum erblicke.

Die erſte Fuſtanella! Da ſteht neben dem hölzernen Zollgitter, durch das man gebückt die erſte griechiſche Stadt betreten muß, ein zuſammengeſchnurrtes Männlein mit weißem Haar, ein ſcheckiges Ziegenfell um die mageren Schultern geworfen, die Beinchen in ſchwarzen Gamaſchen; auf dem Kopf den roten Fez, dieſe Verſtümmelung der phrygiſchen Mütze, — und um die Hüften, unter dem Ziegenmantel, ein kurzes, über den Knieen endigendes weißes Weiberröckchen in unzählige Falten gekniffi. Ich weiß, du haſt es mir verziehen, braver alter Pallikare, daß ich bei deinem Anblick trotz Silberhaar und dürren Beinen ſehr heiter wurde. Du ſaheſt genau ſo aus wie eine unſerer heimiſchen Ballettänzerinnen, genau ſo ehrwürdig und dabei kurzröckig.

Er ſpielte mit einem Schnürchen, daran elfenbeinerne Küglein aufgereiht waren, und während er mich fremden Menſchen mit neugierfunkelnden Blicken anſtarrte, ſchoben ſeine Knochenfinger

hurtig hurtig Küglein auf Küglein die Schnur entlang. Ei, du gedankenlos frommer, Vaterunſer-entlangſchiebender Griechengreis, dachte ich und hatte über der Betrachtung dieſes Männleins all meine Reiſevorſtudien reinweg vergeſſen. Erſt als er, vor Neugier es nicht mehr aushaltend, mit mir zu ſchwätzen, nach Woher? Wohin? und Wer? zu fragen begann und nach wie vor raſtlos ſeinen Roſenkranz hantirte, fiel mirs ein: dies iſt ja gar kein Roſenkranz, ſondern das griechiſche Fingerſpielzeug der Männer, womit ſie die zuckende Ruheloſigkeit ihrer Hände niederhalten und ſich ſo zur maßvollen Beherrſchung ihrer angebornen Geſtikulationswut zwingen.

Der Weg vom Hafen nach der Spianata, an welcher die „europäiſchen“ Hotels ſtehen, führt durch das echtgriechiſche Korfu, und das iſt ein Glück, denn ſonſt würden die meiſten flüchtigen Beſucher aus dem Norden nichts davon zu ſehen kriegen. Durch ein turmhohes venetianiſches Thor, unter deſſen gewölbten Hallen die Geldwechsler und Verzehrzöllner ihre Sitze haben, gelangt man geradeaus auf den Gemüſemarkt; mit einer Wendung nach rechts in die Markthalle der Fleiſcher und Fiſcher. Die Waren liegen ganz ſauber auf blanken Marmorplatten; die Fiſche und anderes Meergetier überſpült mit reichlich fließendem Seewaſſer. Tintenfiſche ſcheinen hier die Lieblingsſpeiſe der Fiſcheſſer zu bilden; ich ſah kaum ein anderes Seetier auf den Fiſchbänken oder auf den Speiſekarten von Korfu.

Zwiſchen den feilſchenden Käufern hindurch — nur Käufern, keinen Käuferinnen — huſchen flinke barfüßige Jungen mit großen und kleinen Körben überm Kopf oder auf dem Arm. Wie ich an einen Fruchthändler hinantrete, um mir die erſten griechiſchen Portokalia (Apfelſinen) zu kaufen, ſchlüpft einer jener helläugigen „Pädia“ an meine Seite und bietet ſich mit ſeinem Korbe an: er hat mich für einen im großen einkaufenden ſoliden Wirtſchafter angeſehen, bei dem er Dienſtmagd ſpielen will. Ich

mache mir den Spaß, ihm mein Dutzend Apfelsinen aufzuladen, die in dem Riesenmarktkorb verschwinden. Da habe ich nun richtige griechische Portokalia, deren jede noch ihren Stengel mitsamt einigen saftiggrünen Blättern trägt, und ein echtgriechisches Pädi, welches zu meiner Freude kein Italienisch spricht, ein seltener Fall in der Stadt Korfu. Ganz ernsthaft schreitet mein Pädi Dimitraki durch die krummbuckelige Hauptstraße neben mir her bis zur Spianata und beantwortet meine im schüchternsten Griechisch gewagten Fragen so deutlich, wie ich es nur wünschen kann. Mit jedem griechischen Wort mehr, das ich spreche oder verstehe, webt sich das holde Netz dichter um Herz und Sinne, wird mir die längst erkannte Wahrheit fühlbarer, daß es ein lebendiges Griechisch gibt, von dem unsere Schulmeister sich nichts träumen lassen. Kein „Gemisch aus einigem verderbten Griechisch und sehr viel Albanesisch, Türkisch, Slawisch, Italienisch", wie man sich gewöhnlich das Neugriechische denkt, wenn man es weder gesehen noch gehört hat.

Für die Kupferdekara (10 Lepta-Stück), die ich dem kleinen Korbträger vor meinem Hotel reiche, habe ich eine griechische Viertelstunde bei ihm genommen, in der ich mehr mit den Ohren gelernt, als während all meiner Vorbereitungszeit. — Die leidigen ungriechischen Ohren! Wie müssen die jetzt umlernen oder sich alles Gehörte in Gesehenes, Gelesenes zurückübersetzen! Wie ärgere ich mich über die sieben Gymnasiumjahre mit ihren reichlich tausend griechischen Stunden, aus denen man nicht einmal eine für den Verkehr mit den lebendigen Griechen brauchbare Aussprache mitbringt.

Die Hauptstraße vom Markt nach der Spianata über dem Meer ist ein prächtiges Stück echten Griechenlands in venetianischem Rahmen. Solch einen Schuhladen wie hier giebt's in Italien nicht; ein schwarzlederner Schuh gehört zu den Seltenheiten, findet sich nur in den vornehmsten Geschäften. Alles

Schuhzeug ist rot mit gelben Nähten, die Spitzen phantastisch emporgeschnäbelt. Besonders lustig sehen die Kinderschuhchen mit ihren roten Verschnäbelungen aus. Ich habe diese Bauart des Schuhwerks erst später durch Erfahrungen auf griechischen Felsenwegen in ihrer vollen Zweckmäßigkeit erkannt, leider zu spät. Die griechischen Schuhe (Zaruchia) sind streng nach darwinischen Kostümgesetzen entstanden; durch Anpassung an die Lebensbedingungen, wobei die tauglichste Form übrig blieb.

In dieser Hauptstraße mit ihren engen Verästelungen nach allen Seiten sind die Korfioten ganz unter sich. Die „Europäer" — so nennen die Griechen alle europäische Nichtgriechen — verirren sich nur selten hierher. Für die besteht Korfu eigentlich nur aus dem Hotel Saint-Georges mit seinem Spaziergang: dem Riesenplatz der Spianata. Hier herum stehen hohe Steinpaläste, befinden sich die besseren Kaffehäuser, zum Teil mit französischer Aufschrift und der Lockung: „Salle des Billards".

Ich wohne nicht im Hotel Saint-Georges, weil ich nach Griechenland nicht gereist bin, um den ganzen modernen Hotelkram weiter zu erdulden, mit Frackkellnern, falschfranzösischer Speisekarte und sonstigem Zubehör. Das obengenannte Hotel de l' Orient, nur zwei Schritte von dem Absteigequartier der Engländer gelegen, ist ein sauberes, ja elegantes griechisches Gasthaus ohne Kellner, bedient von einer fleißigen alten Frau mit ihrem Pädi. Während man im Heiligen Georg zur Zwangspension verurteilt ist, bleibt man im Gasthaus zum Orient ein freier Mann, bezahlt drei billige Papierdrachmen für sein Schlafzimmer mit Salon, hat die Aussicht, ebenso schön wie die von dem stolzen Nachbarhause, umsonst und speist, wo es einem behagt, am besten in dem „Estiatorion Afthonia" (Ristorante dell' Abbondanza).

Korfu ist ein Paradies für geistig übermüdete Menschen.

Die Luft hat etwas saufteinschläferndes, und bleibt man längere Zeit, ja auch nur mehr als zwei Tage hier, so nimmt uns die heilkräftige Langeweile, aber eine angenehme, nicht ärgerliche, in ihren Schooß. Mir ist es so vorgekommen, als wenn das Klima von Korfu für Europäer etwas gemüthlich Verdummendes habe. Die Sprungfedern des Denkens verlieren unter seinem Hauch, zumal unter dem des häufigen Scirocco, etwas von ihrer Spannung, eine nicht genug zu rühmende Wirkung für abgehetzte Kopfarbeiter.

Die steinernen „Sehenswürdigkeiten" von Korfu brauchen dem frohgemuten Wanderer keine Sorge zu machen; sie gehören alle zu jenen Dingen, die auch der gewissenhafte Bädeker-Sklave überschlagen darf. Auf die Wälle und den Thurm der Fortezza vecchia wird Jeder von selber hinaufsteigen, denn diesen Felsenzwinger hat man sich schon bei der Annäherung vom Meere aus als besten Aussichtsplatz erkoren. Den großen, äußerlich schäbigen Königspalast, früher die Residenz des englischen Generalgouverneurs der Jonischen Inseln, wird ohnehin Niemand von innen zu betrachten wünschen. An dem alten Grabdenkmal des Menekrates aus dem 6. Jahrhundert v. Chr. kommt man auf manchem Schlendergange vorüber, und in dem „Museum" des Gymnasiums werden sich nur Archäologen eine Stunde lang mit einigen argzerbrochenen, unbemalten Vasen nnd Grabsäulen unterhalten. Eine Gemäldegallerie giebt es auf Korfu so wenig, wie irgendwo sonst im schönen Griechenland; damit ist denn eine der so ergiebig fließenden Quellen für jene schlimmste Sorte von Kopfweh: Museummigräne, glücklich verschüttet.

Auf Korfu kann man die eines freien Mannes würdigste Art des Reisens lernen: das Schlendern. Das Schönste, was hier zu genießen ist: Himmel und Meer, schöne bunte Menschen, prangende Fruchtbaum-Haine, herrliche Berglinien, — das alles

ſieht man auch beim zweckloſen Schlendern, ja beim Träumen unter den Ölbäumen vor der Stadt.

Die alte Wirtin Eleni vom Gaſthaus zum Orient hat mich vorſorglich mit Kupfergeld verſehen. Ich habe eine Zehndrachmennote bei ihr gewechſelt und dafür erhalten: eine in der Mitte durchgeſchnittene halbe Zehndrachmennote, die nun fünf Drachmen gilt, und reichlich ein Pfund Kupfer in Papierdüten. Mit frohem Mut und recht viel Kupfergeld kommt man allerwärts in Griechenland durch. Wenn nur das böſe Kupfergeld nicht wäre! — ich reichte ſchon mit dem andern. Aber es geht ohne das nicht, ſeitdem durch die Kriegsrüſtungen das goldene 20-Frankenſtück auf 26 Drachmen und der Silberfrank auf $1^1/_4$ Drachme geſtiegen, und für die griechiſchen Banknoten der Zwangsumlauf geſetzlich angeordnet iſt. Jede Zahlung unter 5 Drachmen, der kleinſten Note, muß in Kupfer beglichen werden; Gold und Silber ſind nur beim Wechsler für 25 bis 35% Aufgeld zu haben.

Mir hat dieſes Münzelend Griechenlands eine ausgezeichnete Gelegenheit geboten, mich täglich, wenn nicht ſtündlich, über den Grad geſchäftlicher Ehrlichkeit der „Saugriechen“ zu belehren. Um das Zahlungs- und Zählungsgeſchäft mit den 10 Pendaren oder 10 Dekaren zu erleichtern, die zu einer Drachme gehören, rollen die Kaufleute, Poſtbeamten, Dampfſchiffagenten, Kellner u. ſ. w. in den Mußeſtunden ihren Kupfervorrat zu Rollen von 1, 2, $2^1/_2$ und 3 Drachmen zuſammen, die alsdann ungeprüft von Hand zu Hand gehen. Die Griechen vertrauen offenbar der Ehrlichkeit der Zahler, denn nie habe ich eine ſolche Rolle nachzählen ſehen. Aus ethnologiſcher Gründlichkeit habe ich wohl Dutzende von Malen meine eben erhaltenen Kupferrollen nachgezählt: bis auf eine einzige Ausnahme fehlte niemals ein Obolos an dem Schatz, und jene Ausnahme beſtand darin, daß ich einmal in Athen zwiſchen den 40 Pendaren einer Zweidrachmenrolle

auch eine ſchäbige türkiſche Kupfermünze von gleicher Größe und gleichem Werte fand. — Ich möchte in manchem andern Lande feinerer Kultur nicht unter ähnlichen Münzverhältniſſen leben. In jenen Hochkultur-Ländern fälſcht man ja faſt jeden Biſſen und Schluck Nahrung, den man uns verkauft; was für ziviliſirte Menſchlichkeiten würden da erſt mit den Kupferrollen auf Gegenſeitigkeit ſich ereignen! — Beiläufig: in der Kunſt der Lebensmittelfälſchung ſind die Neugriechen die vollkommenen Barbaren und haben noch alles von uns zu lernen.

An einem der hunderte von Tiſchchen auf dem ungepflegten Raſen der Spianata beſtelle ich die erſte Taſſe griechiſchen Kaffes und gebe mich dem erſten griechiſchen Luſtro (Stiefelputzerknaben) in Bearbeitung. Das Schlimmſte am griechiſchen Kaffe iſt, daß er ſo ausnehmend gut ſchmeckt: ſein Genuß kann zum Laſter führen. Ich habe erſt nach wochenlanger Schlafloſigkeit bemerkt, welch gefährliches Laſter er für mich geworden war. Man trinkt ihn aus ganz kleinen Täßchen in zwei Hauptformen: ſehr ſüß (jlikó), oder „mittel“ (métrio). Das Geheimnis ſeiner vorzüglichen Bereitung ſteckt in der Kaffemühle, die ich praktiſch erſt in Argos handhaben lernte. Eine richtige griechiſche Kaffemühle zermahlt den Kaffe zum feinſten Pudermehl, während die europäiſchen Mühlen es nur bis zum feinen Kaffegries bringen. Das Kaffepudermehl wird dann gekocht wie etwa Chokolade, und der daraus bereitete Trank ohne Sieb eingegoſſen. Läßt man ihn einige Sekunden ſtehen, ſo kann man ihn in leidlicher Klarheit trinken. Der Preis für eine Taſſe ſtärkſten Kaffes iſt durch ganz Griechenland 10 Lepta, ($6\frac{1}{2}$ Pfennig), immer ohne „Trinkgeld“; nur in den vornehmſten Kaffehäuſern von Athen zahlt man 15 Lepta.

Der Stiefelputzerjunge gehört zu den wichtigſten Straßenfiguren Griechenlands. Ich habe kleine Städte im Peloponnes geſehen, die weder ein Gaſthaus noch einen Poliziſten beſaßen.

— aber ſicherlich ein Dutzend Stiefelputzer. In meinen Träumen höre ich noch immer außer dem Ruf: „Warka, Kirie?“ (Eine Barke, Herr?) jenen andern: „Lustro, Kirie?“ und ich ſehne mich danach, dieſen immer fleißigen, immer zu tollen Streichen gegen einander aufgelegten kleinen Straßenarabern wieder zuzuſehen, wie ſie mit der nie verglimmenden Zigarrette zwiſchen den blinkenden Zähnen ihr nützliches Gewerbe verrichten. Man lieſt vielleicht eine Zeitung oder trinkt den Kaffe und achtet der Hantirung des Luſtro nicht. Da, — ein gebieteriſches Klopfen mit der Bürſte auf das hölzerne Fußgeſtellchen: es bedeutet: „her mit dem andern Fuß!“ — Dann zwei Schläge: „fertig, Herr.“ — Ich gebe ihm eine Dekara. Mein Luſtro, ein Büblein von 12 Jahren, greift in ſeinen Gürtel, worin er Mundvorrath, Schweißtuch, Tabak, Zigarrettenpapier und ſein Kupfergeld aufbewahrt, legt mir daraus eine Pendara auf den Tiſch, grüßt und geht. — Da habe ich wieder etwas Nützliches mit Angenehmem zugleich gelernt: das Schuhputzen koſtet nur eine Pendara, und nicht alle griechiſchen Luſtri ſind Betrüger. Mein Kreis griechiſcher Bekanntſchaften aus den Klaſſen der Nicht-Saugriechen erweitert ſich zuſehends.

Ich folge dem Strom der Sonntags-Bummler, der ſich von der Spianata auf der ausgezeichneten Fahrſtraße am Meeresufer entlang in ſüdlicher Richtung zur Stadt hinaus bewegt. Die vornehmen Korfiotinnen luſtwandeln hier oder fahren in altmodiſchen Kutſchen der Vorſtadt Kaſtrades zu und von dort nach „der Kanone“. Beſcheiden forſchend ſchaue ich die Damen von Korfu auf ihre berühmte Schönheit an. Gewiß, manch hübſches Geſicht, eine eigenthümliche Miſchung aus venetianiſchem mit joniſchem Schnitt, ohne rechte Einheitlichkeit des Ausdrucks.

Doch was ſoll man mit dieſen verrückten Trachten anfangen? Es ſind dieſelben, die man aus der lieben Heimat kennt — aber wie ins Lächerliche, Grotteske verzerrt! Liegt es an der Verſtändnisloſigkeit der Korfiotinnen für unſere europäiſche Vermummung, oder an der Widerſpänſtigkeit ihrer natürlich ſchönen Formen gegen die Verhöckerung hinten und vorn durch Tournüre und Puffungen, — genug, dieſe vornehmen Kerkyräerdamen erſcheinen mir, verglichen mit den reizenden Bauernmädchen aus der Exochi von Korfu in ihrer Volkstracht, wie ſonntäglich aufgedonnerte Küchenmägde neben einem Nymphenreigen.

Zwiſchen Hecken blühender Roſen, von denen jeder Spaziergänger nach Belieben pflückt, — in der erſten Hälfte des April! — unter blühenden Oelbäumen und noch jetzt früchtebeladenen Portokalihainen führt eine Chauſſee, ſo glatt, daß man in Ballſchuhen darauf tanzen könnte, nach jener Bucht, die auf der Karte durch ein Pünktchen mit der Benennung „Odyſſeusklippe“ genügend bezeichnet iſt. Hier landete der vielliſtige Ithakeſier unter dem gnädigen Schutz des Schleiers der Leukothea. Und dieſe „Odyſſeusklippe“ iſt das heutige Schiff der Phäaken, d. h. der Korfioten, welches den Gaſt des Königs Alkinoos nach Ithaka getragen uud zur Strafe dafür durch den zürnenden Poſeidon bei der Heimkehr verſteinert wurde. Wer's nicht glauben will, braucht nur nach Korfu zu fahren und ſich das reizende Felſeninſelchen hart vor der Einfahrt in die ſüdliche Bucht anzuſehen, wie es, mit einem Klöſterlein und einigen Zypreſſen links uud rechts beſtanden, daliegt, einem antiken, hochgebordeten Schiffe ganz wohl vergleichbar.

Ein ſteiler Pfad führt von dem, „Kanone“ geheißenen Vorſprung dieſer Bucht hinab zum Meeresſtrand; nach wenigen Ruderſchlägen landet die Barke am Odyſſeusfelſen. Hier muß man Homer zu Rathe ziehen, wenn man ſich aus dem neuen Griechenland ins alte zurückträumen will. Beim Feuerglanz der

Spätnachmittagsonne lese ich unter den rauschenden Zypressen des zierlichen Klosters die Gesänge V bis VIII der Odyssee.

Der Barkenführer hat mir nur seinen zehnjährigen Buben, einen Ausbund südlicher Knabenschönheit, mitgegeben, und das reizende nackthe inige Kerlchen setzt sich unverfroren neben mich auf die Steine des Uferdamms und schickt sich an, auf die Fischjagd zu gehen. Reichlich zehn Fuß lang ist sein Fischerstecken, und unten sitzt ein Vierzack dran, womit das Phäakenbüblein unglaublich behende einen Fisch nach dem andern aufspießt, wie ein junger Meergott zwischen den Uferkieseln umherspringend. Da er genug hat zum Abendessen für seine ganze Familie, setzt er sich wieder neben mich und guckt mir ins Buch. „Ich kann auch lesen." — „So? dann lies einmal hier." — Und der Knabe liest mir aus der Odyssee die Verse griechisch vor:

„Aber Odysseus schwang sich empor aus dem Schwalle der Brandung,
Schwamm herum und sah nach dem Land, abhängiges Ufer
Irgendwo auszuspähen und sichere Busen des Meeres.
Jetzo hatt' er nun endlich die Mündung des herrlichen Stromes
Schwimmend erreicht. Hier fand er bequem zu landen das Ufer,
Niedrig und felsenleer und vor dem Winde gesichert.
Und er erkannte den strömenden Gott und betet' im Herzen . . ."

Gelesen hat er die Verse sehr brav, aber — „Den katalawäno ola" (Ich verstehe nicht alles). Das glaub' ich dir, mein Junge, der du vielleicht von jenen phäakischen Schiffern abstammst, so den schlummernden Odysseus nach Ithaka heimführten. Den homerischen Dialekt haben auch die athenischen Knaben vor 2000 Jahren eigens erlernen müssen, und dir kleinem Jonier nützt es nichts, daß Homer im „jonischen" Dialekt gedichtet.

Aber er versteht so viel davon, daß er fragt: „Das ist wohl die Beschreibung von „Kanone"?" Er hat die Wörter *λιμένας* (Hafen, Busen), *θαλάσσης* (des Meeres) *ποταμοῖο* (des Stromes) und einige andere verstanden. Auf

meine Frage, ob er ein Fiſcher werden will, antwortet er keck: „Ochi, didáskalos," (nein, ein Lehrer). Da wird alſo bald die Zeit für dich kommen, wo du die homeriſchen Verſe ebenſo gut oder beſſer verſtehen wirſt, als dein Schutzbefohlener aus dem hyperboräiſchen Lande.

Das Ufer fällt weiter draußen, nach dem Meere zu, überall ſteil nieder; nur am Eingang dieſer Bucht flacht es ſich wie zu ſanften Strommieſen ab, und nichts hindert uns, Homers Anweſenheit auf Korfu anzunehmen und dieſen Punkt als den in den obigen Verſen geſchilderten.

Auch die Folge des Zornes des Poſeidon gegen den göttlichen Dulder Odyſſeus iſt deutlich zu erkennen. Ich ſitze ja eben auf dem „Schiff der Phäaken", ſchreibe dieſe Zeilen und ſuche zwiſchendurch nach den homeriſchen Belegſtellen mit der „Lokalfarbe". — Da ſtehen die Verſe (VIII, 146 ff.):

„Drauf erwiderte jenem der Erderſchüttrer Poſeidon:
Jetzo will ich das ſchöngezimmerte Schiff der Phäaken,
Das vom Geleiten kehrt, im dunkelwogenden Meere
Plötzlich verderben, damit ſie ſich ſcheun und die Männergeleitung
Laſſen; und rings um die Stadt will ich ein hohes Gebirg ziehen."

Wie gedroht, ſo gethan. Poſeidon —

„ging gen Scheria hin, dem Lande der ſtolzen Phäaken.
Allda harrt' er: und bald kam nahe dem Ufer das ſchnelle,
Meerdurchgleitende Schiff. — Da nahte ſich Poſeidaon,
Schlug es mit flacher Hand, und ſiehe! plötzlich verſteinert,
Wurzelt es feſt am Boden des Meeres —"

Das ſteinerne Schiff iſt da, und das hohe Gebirge zu beiden Seiten der Bucht iſt da, und wie ſehr die Beſchreibung des Fruchtſegens des Phäakenlandes mit dem Duft und der Pracht um mich herum zuſammenſtimmt, das leſe ich auf dem Heimwege

zur Stadt aus der Herrlichkeit neben und über mir und aus der gleichgebliebenen Wahrheit der homeriſchen Verſe (VII, 112 ff.);

„Außer dem Hofe liegt ein Garten, nahe der Pforte,
Allda ſtreben die Bäume mit laubichtem Wipfel gen Himmel,
Voll balſamiſcher Birnen, Granaten und grüner Oliven,
Oder voll ſüßer Feigen und rötlich geſprenkelter Äpfel —
An dem Ende des Gartens ſind immerduftende Beete,
Voll balſamiſcher Kräuter und tauſendfarbiger Blumen —“

Der ſanfte Abendwind, der mir um die Schläfen weht und die Blätter meines Homer umſchlägt, — ach wie fegt er auf einmal von den homeriſchen Verſen auch den ganzen muffigen Schulſtaub, womit man uns in des Lebens ſchönſten Jahren die ſchönſte Dichtung des Altertums bedeckt! Und wie dankt man hier dem über alles Verdienſt gütigen Geſchick, welches einem beſchieden hat, dieſe innere Waſchung auf dem geheiligten Boden ſelber vorzunehmen und fortan fürs ganze Leben einen Hintergrund zu gewinnen, aus dem die homeriſche Dichtung hervortritt, umfloſſen von allem Zauber ferner Gegenwart und überirdiſcher Wirklichkeit. Auf dieſer Erde, unter dieſen Ölbaumkronen lernt man, ſelbſt *gegen* manche hiſtoriſchen und philologiſchen Gründe, ſo feſt an die Echtheit der Odyſſee glauben, wie an das viele andre Schöne, das ſich nie und nirgends hat begeben, und das man dennoch geſicherter im Herzen trägt als die ſichtbare und hörbare Gegenwart.

Ich hatte eine Empfehlung an den Direktor des Gymnaſiums und machte um ſo lieber davon Gebrauch, als ich bei der Hitze des nächſten Vormittags mich nach dem kühlen Schatten der klöſterlichen Räume ſehnte. Die Thüren aller Klaſſenzimmer ſind weit geöffnet, desgleichen die Fenſter: ein Schultag im Süden iſt

für die Schüler nicht halb so erdrückend wie bei uns im Norden zur Sommerzeit. Der Herr Direktor unterrichtete gerade in der Tertia des vierklassigen Gymnasiums, und zwar lasen die kleinen Burschen von 12—15 Jahren des Demosthenes Rede „Um den Kranz", bei uns eine harte Nuß für bejahrte Primaner. Da ich unangemeldet ihn besuchte, so konnte er, selbst wenn er gewollt hätte, keine der bei ähnlichen Gelegenheiten üblichen Paradevorstellungen zum besten geben. Er fuhr ganz unbefangen im Unterrichte fort; auch die schwarzäugigen Jungen ließen sich durch den fremden Gast wenig anfechten. Wohlgezogen willfahrten sie meiner Bitte, möglichst langsam zu sprechen, damit ich folgen könnte. Ich war erstaunt über die Geläufigkeit des Übersetzens aus dem Altgriechischen ins Neue und über die Bekanntschaft mit den sachlichen Erklärungen. Ein schlanker Junge, aus Benizze bei Korfu gebürtig, erbot sich zum Übersetzen ins Deutsche: er hatte auf eigene Faust Stunden im Deutschen genommen und sprach es erträglich. Sein Antlitz, strahlte, als ich ihm vor der ganzen Klasse ein ehrliches Kalá (gut) zurief; er wird gewiß Nachahmer unter seinen Mittertianern finden.

Von besonderem Interesse für mich war es, einmal zu erproben, wie weit die vollkommene Beherrschung des Neugriechischen diese kleinen Jonier befähigte, aus dem Stegreif das Altjonische Homers zu verstehen. Der Direktor sagte mir, die Schüler hätten nur die ersten beiden Bücher der Ilias gelesen. Dennoch durfte ich beliebig in der Ilias blättern, Buch und Vers angeben, um sofort von jedem der Jungen eine hurtige, bis auf wenige speziell homerische Wörter richtige Übersetzung ins Neugriechische zu hören, wobei die Zwischenfragen des Direktors über homerischen Dialekt, über alte Mythologie, ja über gewisse sprachliche Beziehungen zu Latein und zu Italienisch (auf Korfu Hauptfach des fremdsprachlichen Unterrichts) schlagfertige und kluge Beantwortung fanden.

Selbstverständlich sprachen sie die homerische Sprache **nicht** deutsch, sondern griechisch, „neugriechisch“ aus und betonten **alle** Wörter nach ihrem **richtigen** Accent, nicht nach der **grund**falschen, widersinnigen Accentverrenkung, welche die deutsche Art **des** Hexameter-Hämmerns an den armen griechischen Wörtern vornimmt. Es kommt ihnen gar nicht in den Sinn, in einem Vers wie

Ὣς εἰπὼν ὤτρυνε μένος καὶ θυμὸν ἑκάστου

gegen alle sichtbare Accente zu lesen, otrine statt ótrine, **menós** statt ménos, thimon statt thimón, so unglücklich darüber **auch** ein deutscher Gymnasiallehrer sein würde. Die Griechen können eben nicht einsehen, daß ein Wort in der Poesie soll vollkommen anders betont worden sein, als in der Prosa. Ein vernünftiger Deutscher darf ihnen das nicht übel nehmen, sintemalen **keine** Kultursprache, deren poetische und prosaische Aussprache wir kontroliren können, es anders macht. Was würden wir dazu sagen, verlangte man von uns, in der Poesie „gégeben, vérlieren, Liebé, muthig“ zu betonen? —

Ich hatte mich prächtig mit diesen jonischen Tertianern amüsirt. Nun aber sollten auch **sie** ihren wohlverdienten Spaß an mir haben. Der Herr Direktor, ein in Deutschland philologisch gebildeter Schulmann, wohlbekannt mit deutschem Unterrichtswesen, und — dazu ein wenig Schalk, bat mich, seinen Schülern doch einmal eine Ahnung zu geben von der sogenannten „altgriechischen“ Aussprache, die auf unseren Gymnasien für die „richtige“, die „klassische“ gilt, und auf deren zauberischen Wohlklang wir so schulstolz sind.

Ich fürchtete mich ein wenig vor dieser Probe, denn ich ahnte, was mir bevorstände. Indessen auf einen **so** ungezügelten Ausbruch tollster Lustigkeit war ich nicht gefaßt. Zuerst wußten die Jungen gar nicht, was für Gesichter sie schneiden sollten, als ich ein paar Verse der Ilias so las, wie man sie auf deutschen

Schulen leſen lernt: nämlich ſo, als ſeien ſie Neuhochdeutſch. Wie ſie aber merkten, daß dies Griechiſch vorſtellen ſollte, da folgte ein Gelächter, ein Füßeſtrampeln, ein Gegluckſe und Gejohle, daß der Direktor und ich ſelber widerſtandslos mit einſtimmen mußten in die ungeheuere Heiterkeit. Auch jetzt noch bei kaltem Blut, kann ich es jenen korſiotiſchen Tertianern keinen Augenblick verdenken, daß ſie mich — und in mir den ganzen deutſchen Philologendünkel und Gymnaſialzopf — gründlich ausgelacht haben. Sie hatten dazu genau dasſelbe Recht, wie es eine deutſche Tertia haben würde, der ein Franzoſe den Anfang des Nibelungenliedes mit franzöſiſcher Ausſprache vorläſe und dazu behauptete, dieſes ſei die „richtige“, die „klaſſiſche“ Ausſprache des Mittelhochdeutſchen.

Drittes Kapitel.

Eine nächtliche Kriegsfahrt mit den Korcyräern.

An den Stamm einer der Platanen gelehnt, welche die Spianata in Korfu umſäumen, ſchaue und höre ich dem Gedrill der griechiſchen Rekruten zu. Es geht dabei her, wie auf allen europäiſchen Übungsplätzen, nur wird hier weniger geſchimpft als in ziviliſirteren Ländern. Die korfiotiſchen Rekruten haben heute großes Publikum um ſich: ein öſterreichiſcher Extra-Lloyddampfer mit mehr als hundert Mitgliedern des Wiener „Wiſſenſchaftlichen Vereins“ iſt vor einer Stunde aus Trieſt eingelaufen, um morgen weiter nach Tunis zu dampfen. Der Aufenthalt von weniger als 24 Stunden auf griechiſcher Erde hat einigen jener Vertreter öſterreichiſcher Wiſſenſchaft genügt, ein abſchließendes Urteil über ganz Griechenland mit ſeinen „Saugriechen“ zu fällen, wie das in Reiſebriefen großer Wiener Zeitungen zu leſen war. Beſonders ſchlecht fuhren in dieſen Berichten der Vertreter der Wiſſenſchaft die armen korfiotiſchen Bauernjungen im Soldatenrock, an denen „militäriſche Strammheit“ ſchmerzlich vermißt wurde.

Der Axiomatikós (Offizier), welcher die Drillerei durch den Feldwebel überwacht, lehnt Zigarretten rauchend mit mir an dieſelbe Platane. Wie er hört, ich ſei aus Preußen, wird er

ängſtlich-neugierig, mein Urteil über ſeine Leute zu vernehmen, denn daß jeder Preuße ein militäriſcher Sachverſtändiger, unterliegt für ihn keinem Zweifel. Ich bekenne ihm offen, daß die Beine der Gedrillten noch gar nicht recht heimiſch in den blaßblauen Tuchhoſen erſcheinen, und daß auch die dunkelblaue Jacke ſich fremd auf Rücken und um Schultern fühlt. Ungeſchickter und dickköpfiger aber als meine geliebten landsmänniſchen Rekruten aus Pommerland oder die Oberſchleſier kämen mir dieſe korfiotiſchen Epiſtrati (Rekruten) auch nicht vor.

„Sehen Sie," ſagt der Offizier, „dieſe Jungen ſtecken erſt ſeit acht Tagen im Soldatenrock. Alles, was wir an ausgebildeten Mannſchaften beſitzen, haben wir ſchon im Februar an die theſſaliſch-türkiſche Grenze geſchickt. Wollen Sie tüchtige Soldaten ſehen, ſo reiſen Sie nach Lariſſa, Tirnavos, Trikkala. Was hier das Gewehr halten lernt, das hat noch in der vergangenen Woche den Pflug geſchoben und das Rebmeſſer geſchwungen. Zurückgeblieben iſt nur ein kleiner Stamm zur Ausbildung der Epiſtrati: Unteroffiziere, Feldwebel und ein paar Offiziere, darunter ich Unglücksmenſch. Wenn's morgen an der Grenze losgeht, bin ich nicht dabei, Diáwole!"

Er erklärt mir die Kommandoworte, die natürlich griechiſch ſind, — ſo gutes Griechiſch, wie nur je zu den Soldaten von Marathon und Platää geſprochen wurde. Mit „En, dio, tria!" (Eins, zwei, drei) wird das Gewehr aufgenommen; mit „Para poda!" (wörtlich: „bei Fuß!") niedergeſetzt. Nur „Arm" (Gewehr auf!)*) „Alt!" und „Marsch!" ſind ungriechiſch; die beiden letzten noch Überbleibſel der bayriſchen Zeit und beibehalten, weil im Griechiſchen keine einſilbigen Kommandoworte dafür ſich finden. —

Horch, ein lautes Geſchrei von den Kaffehäuſern an der

*) z. B. auch in „Ep' omu arm!" (Gewehr auf Schulter!) — „Parusiaste arm!" (Präſentirt das Gewehr!)

Spianata her! Die Efimeridopolae (Zeitungsjungen) rennen an allen Kaffetiſchen mit ihrem gellenden Ruf vorbei: „To psifisma tis wulis!“ (Die Abſtimmung der Kammer), „große Mehrheit für den Krieg!“ — Mein freundlicher Axiomatikós läßt „Gewehr ab!“ und „Rührt euch!“ blaſen; die Drillſtunde wird unterbrochen; alles rennt hinüber dorthin, wo ſchon dichte Gruppen ſchreiender, diskutirender Menſchen mit den neueſten Depeſchen herumſtehen.

Erſte Depeſche: „Die Kammer hat mit einer Mehrheit von 43 Stimmen geſtern Nacht dem Miniſterium Delijannis ſein Vertrauen votirt und es zur Fortſetzung der Kriegsrüſtungen aufgefordert.“ — Zweite Depeſche: „Das Bataillon von Kerkyra hat ſich marſchbereit zu halten, um noch heute (12. April) mit dem Dampfer „Elpis“ nach der Inſel Leſkas (Santa Maura) abzugehen!“

„Sito i Ellas! — Sito o pólemos!“ (Es lebe Griechenland! Es lebe der Krieg!) — ſo tönt der tauſendfache Ruf die Spianata entlang, und mein Axiomatikós drückt mir vor Freude beide Hände. „Kommen Sie mit nach Leſkas!“ — Ja, darf ich denn? — „Gewiß, die „Elpis“ iſt ein Perſonendampfer, nimmt außer unſerm Bataillon auch Reiſende mit; kommen Sie nur!“

Zunächſt aber einen Kaffe nebſt Raki (einem milden Schnaps) und einem Lukumi (Gummibonbon mit Roſenwaſſer angemacht). Und nun geht das Politiſiren los, ohne das man jetzt überhaupt keinen Schritt in Griechenland thun kann. Daß es ſchon in den nächſten Tagen Krieg giebt, iſt Allen zweifellos. Das korfiotiſche Bataillon wird ja nach Leſkas geſchickt, um von dort über „Fort Punta“ bei Vonitza die türkiſche Feſtung Préveſa anzugreifen und ſo die Einfahrt in den Golf von Arta auch nordſeits griechiſch zu machen. „Haben wir erſt Préveſa, ſo geht's in drei Tagemärſchen, verſtärkt durch das Armeekorps bei Arta, auf Joánnina los, und iſt Joánnina unſer, dann gehört uns ganz Epiros.“

Mir fällt die Beſchreibung ein, die Thukydides von dem Eroberungstaumel der Athener giebt, als die Ausfahrt der Flotte nach Sizilien ſtattfinden ſollte. Sind wir auch nicht in Athen, ſondern auf einer der alten atheniſchgeſinnten Inſeln, — das Griechenblut iſt dasſelbe geblieben. Mein tapfrer Axiomatikós von Kerkyra ahnt ſo wenig, wie ich oder wie ſonſt jemand es damals ahnen konnte, daß all dieſer Kriegslärm eitel Wind iſt, angeſtiftet von dem unfähigſten aller griechiſchen Staatsmänner, von Delijannis, — der wirklich auf deutſch „Toller Hannes“ heißt —, um den Großmächten Angſt vor dem drohenden Kriege einzuflößen und ſie ſo zu einer neuen, Griechenland günſtiggeſinnten „Berliner Konferenz“ zu zwingen. Dieſer Befehl an das korfiotiſche Bataillon, auf Prevesa loszufahren, iſt nur einer der vielen Poſaunenſtöße in Europas Ohren: „Gebt uns Epiros und Makedonien gutwillig, oder —!“ Daß Herr Delijannis vom Anfang ſeiner Kriegsrüſtungen bis zu ihrem und ſeinem ſchmählichen Ende niemals daran gedacht hat, aus dem „oder“ im Notfall Ernſt zu machen, das wurde dem armen, von einem Narren am Narrenſeil geführten, kampfmutigen Lande erſt nach einem vollen Monat klar.

Um 5 Uhr Nachmittags ſoll die „Elpis“ planmäßig abfahren. Die Depeſche iſt aber ſo ſpät in Korfu eingetroffen, daß die Vorbereitungen zur Einſchiffung der 700 Soldaten bis dahin nicht beendet ſind. Alle Plätze der erſten Klaſſe ſind im voraus für die Offiziere belegt; mit genauer Not erwirkt mein befreundeter Axiomatikós mir ein Bett in der zweiten Kabine. Ich hätte ebenſo gut in der dritten Klaſſe fahren können, denn ich habe nicht eine Stunde von meinem Lager Gebrauch gemacht: man fährt nicht alle Tage mit griechiſchen Soldaten in den Türkenkrieg, und ich habe heute beſſeres zu thun als zu ſchlafen.

Nebenan in meinem Xenodochion (Gasthaus) wohnt der Herr Platzkommandant. Wie ich meine Sachen zusammenpacke nnd mich zur Einschiffung fertig mache, höre ich ihn im Nebenzimmer dröhnenden Schritts auf und nieder gehen und laut deklamiren. „Stratiotä!“ (Soldaten) fängt er an, — dann stößt er den schweren Schleppsäbel auf die Dielen und sucht nach der Fortsetzung: er lernt seine Rede an die Soldaten auswendig, die er am Nachmittag beim Abschied von Korfu „aus dem Stegreif“ halten wird.

Die Spianata wimmelt von Soldaten, umringt von Städtern und Bauern, von Vätern, Müttern und Bräuten. Aber vom Süden her schnaubt ein Unheil verheißender Scirocco-Sturm; das heute früh noch so spiegelglatte Meer fängt an hohl zu gehen, und die schaumgekrönten Sturzwellen spritzen unten gegen die Terrassenmauern, über denen die Spianata mit dem Drillplatz sich erhebt.

Wie ich die Treppe hinuntergehe, um nach einem Träger zu suchen, grüßt mich ein junger Soldat mit stramm-militärischem Gruß. „Kaliméra! (Guten Tag) — bist du der Bursche des Herrn Kommandanten?“ — „Nein, Herr, ich bin Nikolaos, dein Barkenführer, und bin gekommen, dir zu sagen, daß ich dich nicht zur Elpis rudern kann.“

Der „Haifisch“ ist über Nacht in die Uniform gesteckt worden; sie haben ihm den Krauskopf militärisch glatt geschoren, und ich habe ihn in dieser Verkleidung nicht erkannt.

„Mein Bruder Spiridon wird dich fahren; den magst du auch für beide Fahrten bezahlen.“ — Du kommst nicht mit nach Lefkas?“ — „Nein, Herr, ich muß erst marschiren lernen; wenn ich's kann, wird der Krieg wohl aus sein! — Glückliche Reise und Kalin patrida!“ (Glückliche Heimkehr! eigentlich „gutes Vaterland!“ ein gewöhnlicher Gruß der Griechen an den Fremden).

Da ich die begeisterte Abschiedsrede des Herrn Frurarchos

ſchon durch die Zimmerthür im Entſtehen belauſcht habe, brauche ich ſie mir nicht unter freiem Himmel anzuhören. Auch die weinenden Judenmütter von Korfu — die chriſtlichen haben ſich zu Hauſe von den kriegeriſchen Söhnen verabſchiedet — machen mir das Verweilen auf dem Drillplatz nicht angenehmer. Dazu pfeift der regenſchwere Südwind immer bedrohlicher durch die Wipfel der Platanen, und wie ich gegen 4 Uhr ins Boot ſteige, um zur Elpis zu fahren, hat ſich der Himmel mit nächtlichem Dunkel überzogen, ſo daß am Hafen und auf dem Dampfer die Laternen angezündet werden.

Solch eine ſturmſchwangere Rabenſittichnacht muß man plötzlich an dem heiteren joniſchen Himmel, über dieſem leuchtendblauen Meer heraufziehen ſehen, um Homers Sturmſchilderungen zu verſtehen. Nur ein erzürnter Gott, ſo dachten die alten Griechen, nur Poſeidon, der Erd- und Meererſchütterer, kann ſo plötzlich dem glänzenden Frühlingstage die winterliche Sturmnacht folgen laſſen. Wie oft hat Odyſſeus das erfahren müſſen auf ſeinen Irrfahrten gerade in dieſen Gewäſſern. Ein Wetter wie das heutige hatte dem göttlichen Dulder die Fahrt nach Scheria*) zu einer faſt todbringenden gemacht, denn Poſeidon

„ſchüttelte zürnend ſein Haupt und ſprach in der Tiefe des Herzens:
„Himmel, es haben gewiß die Götter ſich über Odyſſeus
Anders entſchloſſen, da ich die Äthiopen beſuchte!
Siehe, da naht er ſich ſchon dem phäakiſchen Lande, dem großen
Heiligen Ziele der Leiden, die ihm das Schickſal beſtimmt hat!“
Alſo ſprach er, verſammelte Wolken und regte das Meer auf
Mit dem erhobenen Dreizack, rief jetzo allen Orkanen,
Aller Enden zu toben, verhüllt in dicke Gewölke

*) Kerkyra wird von den Neugriechen nahezu wie „Tchertchira“ ausgeſprochen; die Ähnlichkeit dieſes Klanges mit dem des homeriſchen S-cheria iſt offenbar.

Meer und Erde zugleich; und dem düstern Himmel entsank Nacht.
Unter sich stürmten der Ost- und der Süd- und der sausende Westwind,
Und der hellfrierende Nord, und wälzte gewaltige Wogen."

Von hohen Wellenkämmen hinunter in die Wellengründe mit dem Boot gestürzt, erreiche ich mit knapper Noth, wenigstens von oben trocken, die Einsteigtreppe des heftig an den Ankern reißenden Dampfers. Dann aber bricht das volle Unwetter los: Blitz und Donnergekrach, und klatschender Regen dazwischen, und immer finsterer wird die frühe Nacht.

Sieben volle Stunden, unter fast unaufhörlichen Gewittergüssen dauert die Einschiffung der 700 Soldaten. In Korfu wimmelt es von Barken; trotzdem besorgten nur fünf Fahrzeuge das ganze Geschäft, unzählige Male zwischen Dampfer und Ufer hin und her rudernd. Geduldig harren die armen Jungen in ihren nassen Mänteln, die blaue Kapuze übern Kopf gezogen, in Sturm und Regen am Hafendamm, und nicht minder geduldig einquartiren sich die an Bord Gebrachten auf dem sprudelnassen Verdeck. Zu allem Ungemach hat die Dampfergesellschaft ganz wie auf gewöhnlichen Fahrten Passagiere aufgenommen. Namentlich die dritte Klasse, d. h. das eigentlich für die Soldaten bestimmte Deck, war lange vor deren Ankunft an den geschütztesten, wärmsten Stellen belegt von ganzen Bauernfamilien aus Korfu, albanesischen Arbeitern, Montenegrinern, die nach Korinth zum Kanalbau reisten; — dazwischen Weiber und Kinder, halberwachsene und noch saugende, in Menge.

Wie unter solchen Umständen junge, übermütige Soldaten in andern Ländern sich benommen haben würden, das wage ich nicht zu behaupten; besser gewiß nirgends als auf diesem griechischen Marterdampfer. — Die Griechen sprechen meistens in einer so hohen Tonlage und so erregt, daß man meint, sie zanken sich, und so kann man sich das Getöse des Durcheinander-

ſchreiens jener 700 naßgeregneten, obdachloſen, müden Soldaten vorſtellen, die einander ſuchen, rufen und zurechtweiſen. Doch kein wirkliches Gezänk entſteht, kein Geſchnauze der Vorgeſetzten gegen die Gemeinen, kein Geſchimpfe der Soldaten über ihre wahrhaft nichtswürdige Unterbringung. Mit dem kurzen Schmerz der Trennung von der weinenden Verwandtſchaft und Liebſchaft, alſo gleich bei der Ankunft an Bord, war auch die unverwüſtliche Laune der braven Jungen wieder da.

Unvergeßlich iſt mir die Geſtalt eines keckſchnurrbärtigen, unterſetzten Schwarzkopfs geblieben, wie er lachend aufs Deck ſprang, unter einem Arm das Gewehr, unterm andern einen großen lebenden Truthahn, zur Atzung auf Leſkas von einer beſorgten Mama dem Söhnchen mitgegeben. Der entſetzliche Anblick des vollgepackten Decks — er war einer der zuletzt Eingeſchifften — lähmte den eben noch ſo luſtigen Jungen dermaßen, daß er den zappelnden Truthahn aus dem Arm gleiten ließ und ausrief: „Ti oräo katástroma!“ (Welch ein ſchönes Verdeck). Der Truthahn flatterte mit ſchlechtgebundenen Flügeln auf dem ganzen Vorderdeck umher, geſcheucht und geängſtigt von der lachenden, haſchenden Soldateska. Einer zu Lachthränen rührenden Jagd des Beſitzers über Beine und Leiber der Kameraden hinweg gelang es endlich, den Flüchtling einzufangen. Aber das Gezappel des wildgewordenen Truthahns nahm nicht eher ein Ende, als bis — als „erſtes Opfer des Krieges“, wie der Poſaunenbläſer des Bataillons zu mir bemerkte — der Schiffskoch gerufen, und unter allgemeinem Halloh die Opferung vorgenommen wurde.

Ach, nicht alle waren ſo gut „von Muttern“ für den Türkenkrieg ausgerüſtet, wie der glückliche Truthahnbeſitzer. Die meiſten hatten nichts mitgebracht als ein Stück Brot oder ein paar Orangen und einen Schluck Wein in der Feldflaſche, dazu die unvermeidlichen ſchwarzen, verſchrumpften Oliven. Keinem aber

fehlte das Blechbüchschen oder Ledertäschchen voll guten griechischen Tabaks und Zigarrettenpapiers. Das Bischen, was sie an Zehrung mit hatten, teilten sie mitleidvoll mit den Weibern und Kindern der Passagiere dritter Klasse.

So, jetzt hat der Regen aufgehört, um die zehnte Abendstunde; aber die Finsternis ist die gleiche geblieben, denn kein Mondstrahl erhellt den Nachthimmel. Auch die hundert und aberhundert Glühpünktchen der brennenden Zigarretten auf dem Schiff sind erloschen: die Soldaten sind durch das schon sechsstündige Gewühl so müde geworden, daß sie die Mäntel über sich gebreitet und sich zum harten Schlaf auf feuchtem Deck niedergelegt haben. Wie sie so daliegen, die häßliche moderne Uniform unter den Mänteln verborgen, machen sie die Täuschung vollkommen. Wer vermag durch diesen nächtlichen Schleier noch zu erkennen, daß es ein Dampfschiff ist, auf dem wir der Abfahrt harren? Wer darf sagen, daß die Worte, die rundum erklingen, nicht gutgriechische sind? Und wer sieht vom Schiffsrande hinüberstarrend nach dem schwacherhellten Uferdamm, daß dort drüben Korfioten des 19. Jahrhunderts in Hosen und Aermelröcken, mit Regenschirmen, und Korfiotinnen mit Korsetten und Tournüren stehen? Wieder und wieder erliege ich dem unentrinnbaren Zauberbann der lebendig gebliebenen griechischen Sprache, und ohne die Augen schließen zu müssen, ist mir's als führe ich auf einem mächtigen Fünfrudrer mit reisigen Kerkyräern den Korinthern entgegen zur Seeschlacht bei den Syboten, an denen wir ja wirklich in der ersten Stunde dieser Nachtfahrt vorübersteuern werden, oder zu irgend einem berühmten Abenteurerzuge des 5. vorchristlichen Jahrhunderts. —

Keiner der Offiziere bekümmerte sich um seine Leute. War zum Glück auch gar nicht von nöten, denn die Soldaten wußten sich schon selber in den spärlichen Deckraum zu teilen, und wie dieser bis auf den letzten Zoll über und über vollgepackt ist, da steigen die Neu-

ankömmlinge ohne Murren in den vollends finſtern Schiffsraum hinab.

Schlag 11 Uhr ziſchen drei Raketen gen den rabenſchwarzen Himmel empor: das Zeichen der Abfahrt für die dichtgeſcharte Menſchenmenge am Ufer. Außer Rufweite, unfähig mit den Abziehenden noch einen letzten Gruß zu tauſchen, dem Auge durch die völlige Dunkelheit entzogen, ſo haben ſie zu Tauſenden geduldig bis zum letzten Augenblick ausgeharrt. Die Dampfpfeife ſchrillt, dicker Rauch brodelt aus dem Schlot, — wir fahren. Da — „Chärete!“ brauſt es tauſendſtimmig übers dunkle Waſſer; „Chärete!“ zurück vom Schiff zum Lande; — wir fahren.

Wenige Minuten ſpäter ſtampft und rollt und ſchlingert das mittelgroße Schiff, gepackt von den kurzen Stoßwellen des Meeresarmes zwiſchen Korfu und Epiros, und das Elend der Mannſchaften wächſt aufs entſetzlichſte. Kaum 50 Menſchen bleiben von der Seekrankheit verſchont. Es iſt ein Wimmern und Stöhnen und — Schlimmeres ringsumher, auf Deck und in Kabinen, daß wir paar Geſunden vor Mitleid und Ekel uns nirgendhin zu retten wiſſen. Meine Schadenfreude hatte ich an den Herren Offizieren: ſie waren ſamt und ſonders krank, vom Herrn Tagmatarchis (Major) hinab bis zum jüngſten Leutnant; ſie hatten nichts beſſeres um ihre Leute verdient.

Im Salon der zweiten Klaſſe erſcheint auf einmal, aus einer der Kabinen heraustretend, ein beturbanter Türke; er reiſte über Patras und Athen nach Smyrna. Hochgewachſen, faſt um eines Hauptes Länge die meiſten der zierlichen Offiziere und Mutterſöhnchen überragend, ſaß er im Salon am Eßtiſch und ſah verloren in den leeren Raum, eine Zigarrette an der andern entzündend. Die ganze griechiſche Kriegswirtſchaft war für ihn nicht da; kein Blick fiel auf die ihn ausforſchenden Geſichter. In langen Falten umſchloß ſeinen Leib ein braunſeidner Kaftan; über den Hüften umgürtete ihn ein vielfach umgeſchlungenes weißes

Kaſchmirtuch, derſelbe Stoff, wie der ſeines hohen, wulſtigen Turbans. — Wie ſehr vollkommene Gleichgültigkeit zu imponiren vermag, das habe ich an dieſem Türken und den griechiſchen Soldaten geſehen: keiner wagte ein ſpöttiſches, herausforderndes Wort gegen ihn; keine Geberde, die ihn hätte beleidigen können, wenn er ſie überhaupt gewahrt hätte. — Vielleicht erinnert ſich mancher Leſer noch der unheimlich ruhigen Figur eines Türken, der vor etwa 10 Jahren als Schachautomat in ganz Europa herumgeſchleppt wurde. „Ajeeb!“ mußte ich unwillkürlich denken, da ich dieſen muſelmänniſchen Rieſen ſo ins Leere ſtieren ſah.

Nach einer Weile bekam er Hunger; das Ächzen aus allen Ecken verdarb ihm nicht die Eſſensluſt. Unbekümmert um die ihn beobachtenden, neugierigen Menſchen, zog er aus ſeinem Reiſeſack — einem zuſammengenähten, prächtig gemuſterten Teppich — ſein Abendbrot ſamt dem Geſchirr, ſchnitt ſich Brot zurecht, legte es auf das eigene bunte Tellerchen, häufelte einige Oliven und ein Stückchen harten Schafkäſe drauf, holte zwei gekochte Eier hervor und begann ſein ſchlichtes Mahl. Sich vom Kamarótos (Steward) etwas von der Speiſe der Giaurs, ja nur ein Stück ihres Geſchirres geben zu laſſen, — undenkbar. Lieber verzichtete er während der ganzen Reiſe (bis nach Korinth) auf die ſo unentbehrliche Taſſe Kaffe, als daß er ſie von dem bedienenden „Griechenhund“ ſich ausbat. Daß er weder arm noch geizig war, bewies ſeine reiche Kleidung und der große funkelnde Brillant an ſeinem breiten Fingerring.

Nach dem Abendeſſen will er natürlich wieder rauchen; aber er hat keine Streichhölzer mitgenommen. Auf dem Tiſch ſteht Feuerzeug: Streichhölzer und das griechiſche Kohlenpfännchen; doch nicht einmal ihres Feuers ſich zu bedienen, will er die Griechen würdigen. Trotz dem draußen wütenden Wetter ſteigt er aufs Deck und kommt bald mit der glimmenden Zigarrette zurück:

unter den Albaneſen in der dritten Klaſſe befanden ſich mehrere Muſelmänner, von denen er ſich Feuer erbeten hatte.

Lange war in der dumpfen Luft unter Deck nicht meines Bleibens. In den Regenmantel gehüllt lege ich mich zwiſchen das zuſammengerollte feuchte Tauwerk am Bugſpriet, wo ſich bald eines der Mutterſöhnchen aus der zweiten Klaſſe zu mir geſellt. Der Grieche iſt ſelten ſchüchtern; er redet den Fremden ohne weitere Umſchweife an, mit einer Zutraulichkeit, die ebenſo weit von Unterwürfigkeit wie von Aufdringlichkeit entfernt iſt. Über das in Griechenland faſt ausſchließlich geltende „Du", auch zwiſchen Gebildeten, darf man ſich nicht wundern; der byzantiniſche Plural der Anrede widerſtrebt dem Geiſte der Sprache.

Ohne Fremdenſcheu begann der korfiotiſche Kriegsmann mit mir ein flottes Geſpräch. Er war der Sohn eines reichen Bankiers der Stadt Korfu; ein wohlgebildeter, dabei ſchneidiger Jüngling; erſt ſeit vier Monaten in der Uniform, aber ganz wie ein altgedienter Soldat ſich ausnehmend. Zu meinem Glücke ſprach er, außer ſeinem verwirrend ſchnell hervorgeſprudelten Griechiſch, auch einige Brocken Italieniſch.

Seine erſte Frage war: wie mir die griechiſchen Truppen gefielen? Ich geſtand ihm, daß ich ſie an Mannszucht und Ausdauer bei Strapazen gleich hinter die deutſchen Soldaten ſetzte, ſoweit ich nach dem heutigen lehrreichen Beſpiel urteilen könnte; was ſie im Felde, im Feuer leiſteten, das wüßte ich nicht.

Von den Offizieren ſchwieg ich; aber nun ſchüttete mir der korfiotiſche Stratiotis über ſie ſein Herz aus. Es waren nicht die Klagen des wohlhabenden Bürgerſohns, der ſich durch die ungewohnten Entbehrungen beſchwert fühlt und ſeinen Groll darüber an den Offizieren ausläßt. Er klagte auch nicht über ſchlechte Behandlung durch die Offiziere; dergleichen käme in der griechiſchen Armee äußerſt ſelten vor, und in Ausnahmefällen machten die Soldaten unverzagt Gebrauch von der ihnen einge-

schärfsten Verpflichtung, sich über ungebürlich rohes Benehmen von Unteroffizieren oder Offizieren an höherer Stelle zu beschweren.

Nein, er klagte über die moralische Verlotterung der griechischen Offiziere. Sie seien schlecht, sehr schlecht bezahlt und möchten doch gern die vornehmen Herren spielen. Söhne reicher Leute würden selten Offiziere, und so seien denn viele tief verschuldet. „Es werden jetzt manche Juden für das Leben der Herren Offiziere zittern," meinte der korfiotische unfreiwillige „Einjährige".

Die Mannszucht sei eine gute. Natürlich, sagte mein Nachbar, darfst du nicht die Strammheit erwarten, wie ich sie in Triest, Graz und Wien gesehen habe. Man kann aber ein leidlicher Soldat sein, ohne daß man beim Anblick eines Offiziers zu einem steifen Stock erstarrt; das ist uns Südländern nun einmal nicht gegeben. Außer dem Dienst fühle sich auch der Soldat als Mensch, selbst seinen Vorgesetzten gegenüber, — wiewohl immer in den Grenzen schicklichen Anstands. Im Dienste sei der Soldat willig und anstellig, wenn man ihn freundlich behandle. Die Offiziere ließen sich hierin selten etwas zuschulden kommen; eher schon die Unteroffiziere und Lochiä (Feldwebel). Im schlimmsten Falle zahlten ihnen die mißhandelten Soldaten blutig heim, und mancher betreßte Leuteschinder sei von einem Spaziergang außerhalb der Garnisonstadt nicht lebend wieder zurückgekehrt.

„Komm einmal nach unten mit; da will ich dir zwei schöne Beispiele zeigen." — Wir gingen in den Salon der zweiten Klasse, wo sich inzwischen die Gesundgebliebenen um den Tisch gesetzt hatten und um Pendaraſtücke Karten spielten, das wohlbekannte Ikossiéna (Vingt-et-un). Der Herr Feldwebel, ein prachtvoller, an den Schläfen halbergrauter Kriegsknecht mit langem, pechschwarzem Kinnbart, hielt die Bank, und es ging zwar

ſehr luſtig, aber augenſcheinlich ſehr ehrlich zu; Gewinner wie Verlierer lachten und ſcherzten um die Wette.

Rundum in den Ecken ſtanden die Pulverkiſten des Bataillons, notdürftig in zerſchliſſenes Wachstuch gehüllt. Die Zigarrettenaſche ſtäubte umher, und der Herr Bankhalter legte beim Kartenmiſchen ganz gemütlich ſeine gleich einer Zigarre dickgewickelte Zigarrette auf die eine Pulverkiſte.

„Sieh dir den Feldwebel an," flüſterte mein korfiotiſcher Freund. „Ein guter Kerl außerm Dienſt; beim Drillen nicht beſonders hart, aber auch nicht beſonders freundlich. Er ſchimpft juſt nicht mehr, als andere auch; nur ſchimpft er mit ekligen Wörtern und treibt namentlich Mißbrauch mit dem im Peloponnes ganz gewöhnlichen Scheltwort Keratás*), welches auf den Joniſchen Inſeln, zumal auf dem Lande, für einen unverzeihlichen Schimpf gilt.

„Nun ſieh dir auch einmal den Braunen an, gerade dem Feldwebel gegenüber, — ja wohl, derſelbe, der ihm eben Feuer reicht. Er ſteht ſeit dem Februar beim Bataillon, ſtammt aus Gaſturi (einem 1½ Stunden von Korfu gelegenen Dorf) und iſt ſeit dem November mit einem der hübſcheſten Mädchen von Gaſturi Mann und Frau. Als er eingezogen wurde, war er ſehr unglücklich: er hatte eine junge Frau, ein nettes Weingütchen, eine alte Mutter, deren einziger Junge er iſt — na, er that ſeinen Dienſt bei allem guten Willen nicht zur Zufriedenheit des Feldwebels, ließ den Kopf hängen, war zerſtreut, und ſo ſetzte es denn — wenn auch keine Püffe, denn die giebt's bei uns garnicht —, ſo doch manches harte Wort. Unſer Janni aus Gaſturi ertrug alles geduldig: er hatte ja ſelber Schuld an des

*) Wörtlich: „der Gehörnte", alſo gleichbedeutend mit italieniſchem cornuto und franzöſiſchem cocu; aber auch „Teufel" (den Gehörnten) bedeutend.

Feldwebels Unzufriedenheit. Wie er aber eines Tages beim Gewehrladen wieder einen falschen Handgriff thut, schnauzt ihn der Feldwebel an: „Keratás“ und zeigt ihm den richtigen Griff. Janni richtet sich seine sechs Fuß hoch auf und sieht auf den Feldwebel hinab, hebt die Büchse mit dem Bayonnet dran, läßt sie aber gleich wieder sinken und sagt keinen Ton. Wir hatten alle gesehen, daß mit ihm etwas los war.

„Richtig, nach dem Dienst geht er dem Feldwebel nach, wie der auf Kastrades losspazirt, und stellt ihn plötzlich. Der Feldwebel herrscht ihn an: „Was willst du? -- Scheer dich deiner Wege!“ — „Feldwebel,“ sagt unser Janni, „jetzt ist kein Dienst, und hier sind wir allein. Du hast mir vorhin ein Wort gesagt, das ein verheirateter Mann, wie ich, sich nicht gefallen läßt, von Keinem! Du schuldest mir dafür eine Genugthuung, und ich bin dir nachgegangen, um sie von dir zu fordern.“ —

„Der Feldwebel ist kein böser Mensch, trotz seinem langen schwarzen Bart. Er mochte wohl selber einsehen, daß sich dem Janni gegenüber sein Lieblingswort am allerwenigsten schickte. Aber natürlich konnte er nicht gleich klein beigeben, sondern sagte dem Janni: wenn er sich nicht sofort wegpackte, so würde er dafür sorgen, daß er ihm so bald nicht wieder den Weg verstellte. Was jenes Schimpfwort angehe, so sei das nicht so bös gemeint gewesen; es sei so ein „Einschiebsel“, das er sich nun mal angewöhnt habe. „Bei uns in Gortynia (Bezirk von Arkadien) schimpft sich alle Welt so, und wir sind doch brave Kerle.“

„Das ist mir ganz gleich,“ sagt Janni, „hier sind wir nicht in Gortynia, sondern auf Kerkyra, und hierzulande ist es nicht der Brauch, daß man einen verheirateten Mann Keratás schimpft.“ Ob er abbitten wolle oder nicht? und zwar in Gegenwart von Kameraden! — Der Feldwebel weigert sich. — Janni grüßt, sagt weiter nichts und geht schnurstracks in die Stadt zurück.

„Zum Obersten geht er, der vor dem Kaffehaus an der

Spianata ſitzt. Janni tritt an ihn hinan und ſagt: ‚Herr Oberſt, ich möchte dich ſogleich einmal ſprechen, mit deiner Erlaubnis.‘ — Der Sintagmatarchis ſitzt mit einigen Offizieren zuſammen und antwortet freundlich: ‚Was willſt du, Jannaki? ſag es nur.‘ — ‚Ich muß es dir unter vier Augen ſagen, Herr Oberſt, mit deiner Erlaubnis.‘ — Der Oberſt ſteht auf, geht mit Janni unter die Platanen, und dieſer verklagt beim Oberſten den Feldwebel wegen des Schimpfworts. Der Oberſt verſpricht die Sache zu unterſuchen, und verhalte ſich alles ſo, wie Janni geſagt, ſo ſolle der Feldwebel ſeiner Strafe nicht entgehen. — ‚Das iſt nur ſo, wie es der Kanonismós (das Kriegsrecht) vorſchreibt, Herr Oberſt; aber der Feldwebel ſchuldet mir eine Genugthuung von Mann zu Mann.‘ — ‚Ja, dazu kann ich nichts thun, Jannaki; die mußt du dir von ihm ſelbſt erbitten.‘ — ‚Das ſoll geſchehen mit deiner Erlaubnis, Herr Oberſt‘, — und grüßt und geht.

„Der Feldwebel ſpazirt richtig auf drei Tage in Arreſt. Wie er heraus kommt, iſt er wie umgewandelt; das Wort „Keratás“ fällt nicht mehr von ſeinen Lippen, oder er unterbricht es ſtets nach dem Ker-r-r. Janni thut gewiſſenhaft ſeinen Dienſt, lauert aber auf eine Gelegenheit, wo er den Feldwebel allein erwiſcht. Die bietet ſich ihm bald, und nun wiederholt ſich dieſelbe Szene wie jene erſte mit Frage und Antwort:

‚Ich habe drei Tage Arreſt um dich gehabt: damit iſt die Sache abgemacht.‘

‚Damit iſt die Sache zwiſchen uns Männern noch lange nicht abgemacht. Ich verlange, Feldwebel, daß du mir vor zwei Zeugen aus dem Lóchos (Kompagie) Abbitte thuſt.‘

‚Das thu ich nicht, und damit gut.‘ Wie der Feldwebel das geſagt hat, ſpringt Janni ihm an die Kehle, wirft ihn zu Boden und würgt ihn, daß er nicht ſchreien kann. Mit der Linken zieht er dann ſein Brotmeſſer aus dem Ledergurt und ſetzt die Spitze auf des Feldwebels Hals —: Wenn du mir jetzt nicht

sofort versprichst, Abbitte zu thun, wie ich es verlange, so stech ich dir den Hals durch, wie einem Schwein. Und versprichst du es jetzt, thust es aber dennoch nicht, sondern gehst hin und zeigst mich an, sodaß ich nach dem Palamidi*) komme, so ersticht dich ein Andrer aus Gasturi: das schwöre ich dir beim heiligen Johannes, meinem Prostátis (Schutzpatron)' — und läßt die Gurgel des Feldwebels ein bischen lockerer, damit der sprechen kann.

„Nun, der Feldwebel merkte wohl, daß es dem Janni blutiger Ernst war; so sagte er denn: ‚Ich verspreche es dir bei der Panagia (Muttergottes)", — und Janni läßt ihn aufstehen, wischt ihm auch mit dem Sacktuch den Staub vom Waffenrock. Dann gehen beide stumm neben einander in die Stadt zurück und ins Kaffehaus „Ewropi" hinein, wo Soldaten von der Kompagnie sitzen, rufen zwei Landsleute aus Gasturi heraus, und in deren Gegenwart bittet der Feldwebel den Janni um Verzeihung für das Schimpfwort. Wie sie mit der Geschichte im Reinen sind, gehen sie hinein, trinken zwei Tassen miteinander, und seitdem sind sie die besten Freunde.' —

Gegen 1 Uhr nach Mitternacht dampft die Elpis an den beiden Paxo vorüber. Der Sturm hat nachgelassen, eine feine Mondsichel blinkt hinter schwarzen, ausgeregneten Wölkchen hervor, und das Meer wird ruhiger. Den armen seekranken Soldaten auf Deck und im Raum kehrt sogleich ihre Lustigkeit wieder, und wie nun eine kräftige Männerstimme eines der alten Klestenlieder aus dem Türkenkrieg anstimmt, da fallen hunderte von Stimmen auf Vorder- und Mitteldeck ein, und aus dem Unterraum des Schiffes erheben sich aberhunderte, und der schwermütige Gesang übertönt Wind und Wetter, den Lärm der Maschine und das Rauschen der Wellen —:

---

*) Militärgefängnis in Nauplia für Schwerbestrafte.

„Wie ſchwarz kommt dort die Wolke her, ſo ſchwarz iſt ſie wie Raben!
Iſt es Kaliwas, der ſich naht? iſt es Lewendojannis?
Nicht iſt's Kaliwas, der ſich naht, nicht iſt's Lewendojannis;
Omer Brióni iſt's der kommt, und mit ihm Achtzehntauſend,
Als Diákos ſolches Wort vernahm, da wurde er verdrießlich,
Erhob die Stimme laut und ſprach zum Protopallikaren *):
„Auf, ſammle meine Truppen ſchnell, ruf meine Pallikaren,
Verteile Pulver unter ſie, gieb ihnen reichlich Kugeln;
Mach' hurtig! und dann ziehen wir hinab nach Alamana,
Wo ſtark verſchanzte Poſten ſind und eine feſte Stellung!"
Die leichten Säbel nahmen ſie und ihre ſchweren Flinten,
Nach Alamana zogen ſie und rückten in die Poſten.
„Mut, Kinder," rief er, „faßt nur Mut, laßt alle Furcht, ihr Herzen,
Steht wacker, wie es Griechen ziemt, ſteht feſt wie die Hellenen!"
Doch Furcht ergriff ſie, und ſie flohn und bargen ſich in Wäldern.
Held Diákos blieb allein im Kampf mit achtzehn Pallikaren.
Drei Stunden kämpfte er allda allein mit ſeinen achtzehn.
Da ſprang die Flinte ihm entzwei und barſt in lauter Stücke.
Er zog den Säbel nun heraus und ging damit ins Feuer,
Hieb Türken nieder ohne Zahl und ſieben Bulukpaſchas.
Doch ſieh, ſein Säbel ſprang entzwei dicht überm Griff geborſten,
Und lebend fiel Held Diákos da den Feinden in die Hände.
Voran ihm gingen tauſend Mann, zweitauſend folgten hinten,
Und Omer Brióni insgeheim ihn fragte auf dem Gange:
„Willſt, Diákos, werden Türke nicht und deinen Glauben ändern?
Statt in die Kirchen zum Gebet, in die Moſcheen treten?"
Doch jener drauf erwiderte und ſprach in Zornesmute:
„Ihr Hunde geht zum Teufel mir mit eurem Hundeglauben!
Ein Grieche ward geboren ich, ein Grieche will ich ſterben.
Doch wenn ihr tauſend Gulden wollt und tauſend goldne Mahmuds,
So laſſet fünf, ſechs Tage nur mich noch am Leben bleiben,
Bis daß Odyſſeus **) kommt heran und Athanaſi Vajas.

---

*) Unterfeldherr.

**) Odyſſeus, der Rächer des Diákos, Sieger in der Schlacht bei Gravia (Mai 1821). — Diákos ſelber, einer der gefeiertſten Helden des griechiſchen Volksliedes, erneuerte das Opfer des Leonidas, indem er mit nur 500 „Palli-

Als Chalilbei dies Wort vernahm, da rief er aus mit Thränen:
„Auch ich geb' tauſend Beutel euch, ich geb euch noch fünfhundert,
Daß ihr Diákos tödten ſollt, den fürchterlichen Kleften,
Der ſonſt der Türken Land verheert und ihre Macht vernichtet."
Da faßten ſie Diákos ſchnell und ſteckten an den Pfahl ihn,
Und ſtellten ihn gerad' empor; er aber lachte höhniſch,
Und ihres Glaubens ſpottet' er und ſchimpfte laut ſie: „Hunde!"
„Habt ihr mich auch gepfählt, was thut's? ein Grieche ging zu Grunde;
Und geht es nur Odyſſeus wohl und glücklich dem Nikitas:
Die werden ſtürzen die Türkei und eure Macht vernichten'"

Ich habe mir Mühe genug gegeben, die Melodie zu behalten; es iſt mir diesmal wie ſpäter, da ich griechiſche Volkslieder ſingen hörte, nicht gelungen. Ein endloſes, durch Schluchztöne unterbrochenes, näſelndes Rezitativ in Moll, von dem mir's unbegreiflich iſt, wie hunderte von Soldaten wohl eine halbe Stunde dran herumſingen können, ohne einander aus den Ohren zu verlieren.

Um 2 Uhr auf Deck zwiſchen den Taurollen eingeſchlafen, werde ich ſchon um vier durch den Lärm des bevorſtehenden Aufbruchs geweckt. Die Gewitterwolken des geſtrigen Tages ſind zerflattert; vom Oſten her, über den akarnaniſchen Schneebergen, ſchwimmt am aufdämmernden Himmel der Morgenſtern, der Morgenröte vorauf, — und wie uns der erſte Strahl der Sonne trifft, fährt die Elpis auf Kanonenſchußweite vorüber an der türkiſchen Küſte. Die weißbekalkten Mauern der Feſtung Préveſa werden deutlich ſichtbar, bald darauf die etwas abſeits von ihr gelegene Türkenſtadt gleiches Namens. Dann taucht die Nordſpitze von Leſkas auf; der Dampfer ſteuert in den ganz ſchmalen Meeresſtreifen

---

karen" gegen 9000 Türken unter Omer Vrioni den Übergang über den Spercheios und den Weg zu den Thermopylen verteidigte. — Vgl. Hertzbergs „Geſchichte Griechenlands", Band 4, S. 72 ff. — Es giebt wohl keinen Griechen, der nicht das obige, 1821 entſtandene Lied ſänge.

zwiſchen Inſel und Feſtland und läßt vor dem Städtchen Amaxiki die Anker niederraſſeln.

Hals über Kopf wollen die Soldaten ans Land. So wenig wie in Korfu für die Einſchiffung, iſt in Leſkas für die Ausſchiffung zweckmäßig geſorgt. Auf drei Barken, deren jede vielleicht 30 Mann aufnehmen kann, müſſen die 700 Soldaten ans Land geſchafft werden. Die Sonne ſteht ſchon hoch am Himmel, ehe die letzte Barke vom Dampfer abſtößt, in ihrer Mitte der Major mit dem Fahnenträger. Die blauweiße helleniſche Fahne flattert im Winde. Vom Lande her ſchallt ein „Hellas lebe!“ von dem in Parade aufgeſtellten Bataillon; dann ſtimmt die Muſik die griechiſche Volkshymne des Solomos an, und alle Soldaten, die am Lande und die in den drei ſchwimmenden Barken, dazu die auf dem Dampfer zurückgebliebenen, weiterfahrenden Paſſagiere und die Schiffsmannſchaft fallen ein in den Geſang:

„Vaterland, dich kenn' ich wieder,
Wie du ſtark die Schwerter ſchwingſt,
Wie du mit dem Blitz der Augen
Über Meer und Lande dringſt! — —

Viertes Kapitel.

Im Reiche des Odyſſeus.

Mit ſchneeweißer, ſilberblitzender Schaumfurche eilt die erleichterte Elpis durch das immer tiefer erblauende Joniſche Meer. In welchem Zuſtand nach einer ſolchen Nacht das Schiff von den Soldaten zurückgelaſſen, iſt nicht zu beſchreiben. Eine dicke, weißbraune Schicht von tauſenden weggeworfener Zigarrettenenden bedeckt die Planken; der Fuß gleitet bei jedem Schritt über Apfelſinenſchalen aus: welch ein Glück, daß jetzt keiner der wiſſenſchaftlichen Öſterreicher an Bord iſt mit ſeinem ſchnellen Urteil über „Saugriechentum"! Freilich kann ein Schiff, das 700 Soldaten eine lange böſe Nacht hindurch geſchaukelt hat, ſelbſt in Holland nicht viel beſſer ausſehen.

Nun geht's an ein Begießen und Reinigen, daß man erſt recht nicht weiß, wohin. Dabei ein ſo entzückendes Wetter, daß man keine Minute vom Deck hinunter mag. Aber auf griechiſchen Schiffen herrſcht nicht ſolche Korporalſtrenge wie auf denen nördlicher Gewäſſer: der Pliarchos lädt mich ohne mein Fragen ein, auf die Kommandobrücke zu ſteigen, und nun bin ich in beſter Hut. Alles, was ich wiſſen will, wird mir hier von ſachkundigſter Seite mitgeteilt. Allerhand Sehfehler und hiſtoriſche Irrtümer werden berichtigt; ſo lerne ich namentlich, daß die gelben, wie nacktes

Felsgeſtein ſich ausnehmenden Abhänge an der Weſtküſte von Leſkas beſtes Erdreich für Rebenfelder ſind, — und daß der Sprung der liebeskranken Sappho von jenem äußerſten ſüdlichen Felſenriff ins Meer „ganz und gar erlogen“. Mein Kapitän hat offenbar kein poetiſches Gemüt, denn es macht ihm Spaß, den „Irrtum“ der Alten, daß ein Sprung vom leukadiſchen Felſen ins Meer von unerwiderter Liebe heile, mit topographiſchen Gründen zu widerlegen. „Es giebt gar keine Stelle am leukadiſchen Felſen, von der man gerade ins Meer hinabſpringen kann; überall muß man vorher am Felſen unten zerſchellen. Freilich vom Liebesſchmerz iſt man dann ebenſo kurirt, wie wenn man ſich die Zahnſchmerzen durch einen Piſtolenſchuß in den Mund vertreibt.“ — O Pliarche, wie kann man nur ſo ſchönes Griechiſch ſprechen, wie du, und dabei ſo echt „buchhölzerne“ Gedanken über den beſten lyriſchen Dichter der Griechen, über Sappho hegen!

Das gute Schiff iſt eben am Kap Dukato vorüber, da ruft mir der Kapitän zu: „Da rechts, ſchauen Sie Ithaka!“

Meine heutige Fahrt gilt ja der Odyſſeusinſel, und wochenlang vorher habe ich aus Büchern und Karten mir's klargemacht, wo und wie man das berühmteſte Eiland der Welt zuerſt erblicken müſſe. Alles umſonſt: die Wirklichkeit, jene blauduftige Wirklichkeit im Oſten, ergreift mich mit ſo bewältigender Überraſchung, daß ich vor Freude zittre und — weine. Der Kapitän ſagte kein techniſchkluges Wort dazu, ſondern half mir mit freundlicher Belehrung, mich aus dieſer Entfernung auf Ithaka zurechtzufinden. Er kennt ſeine Odyſſee, denn er hat das Gymnaſium in Syra beſucht, und ſein leichter Dienſt in dieſen vertrauten Gewäſſern läßt ihm Zeit, mit mir Dichtung und Wirklichkeit zu vergleichen.

Ob ein Odyſſeus gelebt, ob nicht? — müßige Frage. Kein andrer Name unter allen alten und neuen Beherrſchern Joniſcher Inſeln iſt uns auch nur entfernt ſo bekannt, wie der des letzten in der Odyſſee genannten Bettlers. Und noch heute, nach wohl

3000 Jahren, fährt kein Feuerſchiff mit Menſchen aus entfernteſten Ländern zwiſchen Kap Dukato und Kap Dafnudi vorüber, ohne daß alle Augen ſich lenken nach jenen zwei fernen ſchroffen Bergſpitzen, die Ithaka heißen, und alle Hände ſich ausrecken, um zu zeigen: dort hat Odyſſeus geherrſcht.

Sein Reich beginnt eigentlich ſchon hier am Kap Dafnudi, der nördlichſten Spitze der Inſel Kefallinia (Cefallonia bei den Italienern). Von Ithaka aus hat er die Inſeln ringsum regirt —:

„Ich bin Odyſſeus, Laertes' Sohn, durch mancherlei Klugheit
Unter den Menſchen bekannt; und mein Ruhm erreichet den Himmel.
Ithakas ſonnige Höhen ſind meine Heimat; in dieſer
Türmet ſich Neritons Haupt mit rauſchenden Wipfeln; und ringsum
Dicht an einander geſät ſind viele bevölkerte Inſeln,
Sami, Dulichion*) und die waldbewachſne Zakynthos.
Ithaka liegt in der See am höchſten hinauf an die Feſte,
Gegen den Abend**); die andern ſind öſtlich und ſüdlich entfernet.
Rauh iſt dieſe, doch nähret ſie rüſtige Männer; und wahrlich
Süßer als Vaterland iſt nichts auf Erden zu finden."

„Ja ja, ſo ſind die Ithakeſier noch heute," ſagte der Pliarchos. „Der Kochjunge da, ja wohl der mit dem einen Auge — das andre hat er ſich durch eine Oſterrakete ausgebrannt — kann's dir ſagen. So oft wir hier vorbeidampfen, ſteht der Bengel eine halbe Stunde am Aſchenſchütter und blinzt mit ſeinem einen Auge nach den kahlen Bergen, denn dort iſt er geboren."

„Halt, Kirie Pliarche, kahl?!" — und ſchlug ihm Buch XIII 233 ff. auf —:

---

*) Vom Feſtland aus betrachtet. Da Leſkas im Altertum gar keine Inſel war, ſo ſtimmt dieſe homeriſche Angabe von Ithakas geographiſcher Lage vollkommen.

**) Ein Bezirk Kefallinias heißt noch heute Dolichiu! Homer hat ſomit durch Dulichion und Sami zwei von einander entfernt liegende Teile Kefallinias als zwei verſchiedene Inſeln bezeichnet.

„Wie benennt ihr das Land, die Stadt und ihre Bewohner?
Ist dies eine der Inseln voll sonnenreicher Gebirge,
Oder die meereinlaufende Spitze der fruchtbaren Feste?
Ihm antwortete Zeus blauäugichte Tochter Athene:
Fremdling, du bist nicht klug, oder ferne von hinnen gebürtig,
Da du nach diesem Lande mich fragst! Ich dächte, so gänzlich
Wär' es nicht unberühmt, und sicherlich kennen es viele. — —
Freilich ist es rauh und taugt nicht Rosse zu tummeln,
Doch ganz elend auch nicht, wiewohl es an Ebnen ihm mangelt.
Reichlich gedeihet bei uns die Frucht des Feldes, und reichlich
Lohnet der Wein; denn Regen und Tau befruchten das Erdreich.
Treffliche Ziegenweiden sind hier, auch Weiden der Rinder;
Waldungen jeglicher Art, und immerfließende Bäche."

„Na, meinethalben, der alte Omiros (Homer) muß das besser wissen, denn der war ja dort geboren, ich aber bin noch nie auf Ithaka gewesen."

Ob auf Ithaka geboren oder nicht, — daß der Dichter der Odyssee Ithaka gesehen, gründlich gesehen und durchstreift hat, daran zweifeln heute nur noch Philologen, die sich die griechische Welt durch den Bibliothekenstaub daheim anschauen. — Indessen davon später, wann ich selber auf Ithaka angelangt und in des Dichters Fußspuren gewandelt sein werde.

An der Westküste von Kefallinia entlang, ums Kap Akrotiri herum, in den stillen Hafen von Argostolion, — das ist in drei Stunden vollbracht, und im blendenden Glanz der vollen Frühnachmittagsonne lande ich in Kefallinias Hauptstadt.

Keine großen geschichtlichen Erinnerungen umrauschen einen hier aus uralten Tagen. Kefallinia hat, wie Kerkyra, stets wacker zu Athen gehalten, im übrigen aber keine besonderen Heldenthaten aufzuweisen. Nur einmal noch lenkte die Insel Europas Blicke auf sich: damals als Lord Byron (im August 1823) auf seiner todbringenden Fahrt nach Messolongi hier mit seinem getreuen Freunde Trelawney zu einem vorbereitenden Aufenthalt

von vier Monaten landete. Auf jenem Abhange des „Schwarzen Berges“, in dem Dörfchen Metaxata zwei Stunden oberhalb Argoſtolions, hat er ſtille Tage verlebt, Griechiſch lernend und an ſeinem Don Juan-Torſo weiterdichtend. Auf den Weinhügeln dieſer ſonnigſten aller Joniſchen Inſeln hat der Dichter gerade jene letzten uns geretteten Geſänge des Don Juan geſchrieben, die im nebligen England ſpielen. Das Landhaus des Dichters iſt noch leidlich erhalten.

Ich bringe an den trefflichſten aller Kefallinier, den früher türkiſchen und belgiſchen, jetzt öſterreichiſchen Konſul Herrn Calderari einen Einführungsbrief mit von dem beſten lebenden Kenner Griechenlands, dem öſterreichiſchen Konſul auf Korfu, Herrn Baron von Warsberg, und ſogleich werden meine Schritte über die Berge von Kefallinia und die „feuchten Waſſerwege“ nach Ithaka ſänftiglich und klug geebnet. Baron von Warsberg, der Verfaſſer der ausgezeichneten „Odyſſeiſchen Landſchaften“, iſt für das ganze Gebiet der Joniſchen Inſeln die beſte mir bekannte Autorität, und die Griechen der odyſſeiſchen Eilande vergelten ihm ſeine Liebe durch die herzliche Aufnahme, die ſie jedem von ihm Empfohlenen zuteil werden laſſen.

Am liebſten ginge ich natürlich zu Fuß vom Weſtſtrande zum Oſtſtrande der Inſel, von Argoſtolion nach Sami, dem durch Jahrtauſende erhaltenen Städtchen Sami, nach welchem Homer ein großes Stück von Kefallinia benannt (vergl. die Verſe auf S. 58). Es ſind nur fünf Stunden auf guter, von den Engländern, den früheren Herren der Joniſchen Inſeln, hergeſtellter Fahrſtraße. Aber vom Fußwandern will Herr Calderari — echtgriechiſch — nichts wiſſen, ſondern mietet für mich ein Wäglein mit zwei kleinen, aber tüchtigen Pferden. Was will ich thun? Eigenſinnig auf der Fußwanderung beſtehen? Mein griechiſcher Gaſtfreund würde keine ruhige Stunde haben, ſolange er mich auf meinen eigenen Füßen einherwandern wüßte. Nicht

aus Furcht vor Räubern, Gott bewahre; überhaupt aus keiner beſtimmten Furcht. Nein, der Grieche begreift die deutſche Leidenſchaft des Fußwanderns nicht; er ſelber reitet oder fährt, und er ſieht den fremden Fußwanderer wie einen vollendeten Schafskopf an oder wie einen Unglücklichen, der am Sonnenſtich leidet, den man ſomit menſchenfreundlich ſo ſchnell wie möglich auf ein Pferd, auf ein Maultier oder in einen Wagen heben muß.

Nebſt meinem Regenmantel aus Kautſchuk, meinem Kompaß und meinem Liebig'ſchen Fleiſchextrakt hat auf meiner ganzen Reiſe nichts ſo gewaltiges Staunen, gemiſcht mit überlegenem Bedauern, hervorgerufen, wie meine Äußerung: ich wolle da- und dorthin zu Fuß gehen. — „Me ta podaria?!“ (Mit den Füßen) rief einmal übers andere Groß und Klein, wenn ich ihnen mit dergleichen kam, und dann regelmäßig die Frage: „Iſt es aber nicht beſſer, zu reiten?“ Erwiderte ich, mir gefiele es beſſer, zu Fuß zu wandern, ſo folgte ein Köpfezuſammenſtecken, ein bedeutſames Lächeln und Tuſcheln, bis ich mir — recht dumm vorkam. Wiederholt ſich das Tag um Tag, und kommen allmählich die Erfahrungen mit griechiſchen Bergwegen hinzu, ſo hört die Leidenſchaft deutſchen Fußſports bald genug auf.

Trotz dem prächtigen chauſſirten Wege und den feurigen kleinen Roſſen geht's ſtundenlang im Schritt die ſteile Berglehne hinauf. Hier kann ich mich durch den Augenſchein belehren, was es mit den „gelben Felſen“ auf ſich hat, die auch auf Kefallinia vom Meere aus ſichtbar werden: die fetteſten, eiſenhaltigen Weinberge ſind es, in deren tiefen Furchen die armdicken, ſchwarzen Reben- und Stafiden (Korinthen)-Stöcke ſtehen, erſt ſeit einigen Tagen von zartem Blattwerk umſproßt.

Wie ein prangender Garten liegt die Ebene von Argoſtolion mit ſeiner ſtillen blauen Bucht unter mir. Nach Norden, parallel mit dem noch nicht ſichtbaren Ithaka jenſeits des Schwarzen Berges ſtreckt ſich lang hinaus, auf den leukadiſchen

Felſen zu, die Bergkette von Pylaron; ſüdlich wird Zante dem bloßen Auge ſichtbar. Weſtwärts giebt es keine Ländergrenze: funkelnd liegt das Joniſche Meer im Glanz der ſich abendwärts neigenden Sonne.

Bei einem Bakáliko (Wegeſchänke, Magazin) halten wir eine Weile, um die Pferde zu füttern. Mein erſtes Bakáliko und darum mit beſonderer Deutlichkeit meiner Erinnerung eingeſchrieben. Ganz einſam liegt die niedrige, außen und innen verräucherte Hütte am Wege, eine gute Stunde diesſeits der Paßhöhe. Aus der Tiefe herauf bimmelt ein Kloſterglöckchen zum Esperinón (Abendgebet); vom Kamm des Schwarzen Berges weht ein kühler Abendwind zum Meer hinab. — Der Wirt Nikolaos Neóphytos hilft meinem Kutſcher die Pferde füttern und tränken und fragt erſt dann nach meinen Wünſchen. Wer das Fürchten nicht mitgebracht, der könnte es hier lernen: der alte Niklas ſieht einem zur Ruhe geſetzten Riffpiraten nämlich ſo ähnlich, wie ein trüber Tropfen dem andern. Vom Geſicht iſt nicht viel zu erblicken, alles ſchwarz bewachſen, und die kleinen zuſammengekniffenen Äuglein lugen ſcheu zwiſchen dichtſchattigen Brauen und Bartzotten hervor. Ich bin aber durch mein dreitägiges Griechiſchſprechen ſchon keck geworden, und vor den ſcheinbaren Räubergeſichtern allerwegen fürchte ich mich nicht ſo viel. „Ich ſoll dir einen ſchönen Gruß vom Herrn Calderari bringen, Bruder*), und er läßt dir ſagen, du mögeſt mich rechtſchaffen bewirten. Ich gehe nach Sami und Wathy („Hauptſtadt" von Ithaka) und am Freitag komme ich wieder hier vorbei."

„Kalós orissate!" (ſeid willkommen), und ein feſter Handſchlag ſchließt unſern Freundſchaftsbund. Was für edle Weine der alte Jonier in ſeiner niedrigen Rauchkammer an der ſchwarz-

*) „Bruder" (Adelfé) und „Schweſter" (Adelfi) ſind die gewöhnlichen und paſſendſten Anreden an griechiſche Landleute.

gebeizten Holzwand in Hammelschläuchen und hinter dem Schänktisch in bauchigen Fässern und Amphoren aufbewahrt! Resinirte (geharzte) und reine — ich mußte sie alle durchprobiren, anstoßend mit Wirt, Kutscher und einem unvermerkt angeschlichenen 90jährigen Laiengast des unter uns gelegenen Klosters.

Halbkindisch, aber noch körperlich rüstig, ist dieser neugierige Alte meinem Wagen nachgestiegen: er muß durchaus wissen, wer der fremde Lordos ist, der so spät noch über „seinen" Berg fährt. Im Kloster geben sie ihm das Gnadenbrot, obwohl er nach des schwarzen Niklas Aussage reicher ist als das ganze Kloster; „der war noch mit dem englischen Milordos in Messolongi."

Mit Lord Byron zusammen gewesen ist dieser Alte! Ganz sicher, denn kindisch wie er geworden, — meine Frage nach dem *Λόρδος Μπάϊρον**) versteht er; aber mehr als den Namen und Messolongi bringt er nicht heraus; „Trelawney" weckt keinen Wiederhall in diesen müden Ohren. Dabei zeigt er, an dem offenen Eingang zum Bakáliko stehend, immer mit dem Knochenfinger nach Osten, nach der Richtung, wohin er mit dem größten Dichter dieses Jahrhunderts einst an einem Dezembertage des Jahres 1823, schon als reifer junger Mann, gesegelt ist: nach dem Fieberneſt und Kriegergrab Messolongi. Wäre es nicht schon halbdunkel, und stände ich auf der Höhe des Passes, ich müßte es, wenigstens mit dem Fernglas, recht wohl erblicken.

Nicht ein einziger „Lordos" (allgemeiner Ehrenname für europäische Reisende) ist in diesem Jahr über den Berg nach Ithaka gezogen. Um so besser, da werde ich gewiß freundlich empfangen werden. Meine Ankunft ist schon von Argostolion aus telegraphisch dem Eparchos von Ithaka und einem Privatfreunde des Herrn Calderari gemeldet worden, und zwar mittelst

---

*) Die Griechen umschreiben den bei ihnen seltenen b-Laut durch *μπ*.

zweier „Staatsdepeſchen“! Das offizielle Griechenland wacht über mich: ich werde gereiſt, mehr denn daß ich reiſe.

Mein vermeintlicher Riffpirat iſt ein ganz ehrſamer Weingutsbeſitzer, der daneben hier Herberge und Schänke hält. Für den Wein, deſſen ich reichlich aus allen möglichen Behältern genoſſen, will er keinen Lepton; die ganze Zehrung für Kutſcher, zwei Pferde und mich koſtet eine Drachme (65 Pfennig), für Kaffe, Apfelſinen, Brot, Käſe, Oliven, eine Okka Gerſte für Menſch und Tier. Daß ich nur nicht an ſeiner Thür vorbeigehe, wann ich zurückkehre von Ithaka! — Gewiß nicht, Bruder Niklas, und gute Nacht! — Gute Reiſe! — Hinauf zum Paß geht die Fahrt. —

Daß wir heil nach Sami gekommen, iſt ja unbeſtreitbar; wie aber mein Kutſcher das Kunſtſtück fertig gebracht, trotz dem wahnſinnigen, funkenſprühenden Galopp, womit er uns hinuntergejagt, das habe ich nicht begriffen, — um ſo weniger als ich zwei Tage darauf den halsbrechenden Weg zu Fuß von Sami hinauf machte und ſah, an welchen gähnenden Abgründen vorüber die tolle Fahrt geraſt hatte.

Um 9 Uhr Abends ſind wir in Sami. Es iſt hell genug, um einen Blick zur Akropolis von Sami hinaufzuwerfen. Die homeriſche Sami hat natürlich nicht hier unten am Meerbuſen zwiſchen Kefallinia und Ithaka, ſondern dort hoch am Burgfelſen gelegen, wohlgeſchirmt durch dicke Mauern, deren Trümmer noch jetzt meterhoch über dem gewachſenen Geſtein emporragen. Von den zehn Stellen der Odyſſee, an denen Sami genannt wird, nennen es drei: „παιπαλόεσσα“, die Steile. Ich denke, Homer, oder wie ſonſt der Dichter der Odyſſee geheißen, wird mehr als einmal von derſelben Stelle, an der jetzt mein Wagen hält, auf ſchwarzgeſchnäbeltem Schifflein nach jener dunkeln Felſenwand des Aëtos- (Adler) Berges hinübergefahren ſein. Gelandet iſt er ebenda, wo auch ich morgen in der heiligen Frühe zu landen

hoffe, und von wo jetzt ein schwaches Lichtpünktchen übers dunkelfarbige Meer blinkt: am Felsen, auf dem das Häuschen mit dem unterseeischen Kabel zwischen Kefallinia und Sami klebt.

Der Herr Dimarchos (Bürgermeister) von Sami weiß durch den Telegraphisten von meiner Ankunft und tritt grüßend an den Wagen. Er entschuldigt sich, ohne daß ich ihn um Unterkunft gebeten, daß er mir leider kein Nachtquartier im eigenen Hause anbieten könne: das obere Stockwerk werde umgebaut, und er selber müsse mit den Seinen im Magazin-Erdgeschoß wohnen; dazu sei nun auch plötzlich sein Sohn, der Offizier, aus Argostolion mit der Aushebungskommission herübergekommen und habe das letzte Bett gekriegt. „Es giebt aber ein Xenodochion hier, Euer Wohlgeboren (Ewjenia sas), ein recht gutes; der Herr Nomárchis (Provinzpräsident) und der Herr Próedros (Gerichtspräsident von Argostolion) sind dort auch abgestiegen, weil ich sie nicht aufnehmen konnte. Ti krima! (welch ein Pech)."

Im Xenodochion, einem saubern Häuschen dicht am Meer, mit einem eigenen Speisezimmer, ja sogar mit mehreren Stühlen, bin ich mit Hilfe des Dimarchos schnell untergebracht. Das Bett — wie immer in Griechenland mit eisernem Gestell — sieht einladend sauber aus; aber besser ist besser: ich will mich nicht umsonst mit meiner pfundschweren Büchse voll Insektenpulver geschleppt haben und sichere mir durch vorsorgliches Streuen eine sanfte Nacht. — Um es später nicht wiederholen zu müssen: was auch andere Reisende an graulichen Abenteuern mit allerhand griechischem nächtlichen Getier erlebt haben mögen, — dank meinem reichlichen, konsequenten Gebrauch von echtem persischen Insektenpulver bin ich ungebissen durch ganz Griechenland gekommen.

Die Aushebungskommission, die morgen früh nach Ithaka fahren will, sitzt im Speisezimmer beim Nachtmahl. Kaum habe ich mich an den Tisch gesetzt und mir ein Glas des köstlichen nichtsüßen kefalliniſchen Weines eingegossen, so erhebt sich der

jüngere der beiden hohen Herren, nähert ſich mir mit einem Medizinfläſchchen und — gießt mir ein halbes Liqueurglas einer dunkelbraunen Flüſſigkeit in meinen goldigen Wein. Das benimmt mir die Faſſung und mein Griechiſch, und ich breche in ein ganz triviales, berliniſches: „Nanu?!“ aus. Solche Interjektionen ſcheinen aber in der ganzen Welt verſtanden zu werden, denn er entſchuldigt ſich — er, der höchſte Gebieter der vereinigten Provinz Kefallinia und Ithaka —: „Ich bin der Nomarchis, außerdem Arzt; du ſiehſt etwas bleich aus, und dies iſt Chinin.“ — Danke, Herr Nomarchis, für den guten Willen, aber ich bin ganz geſund.

Es ſitzt ſich urgemütlich in dieſem Stübchen mit den vier Griechen: es hat ſich nämlich noch der Pliarchos des Bootes für die morgige Überfahrt nach Ithaka, d. h. ein einfacher armer Fiſcher, zu uns geſellt. Er iſt beſcheiden gegen uns alle; von beſonderer Unterwürfigkeit unter den Nomarchis, den höchſten Würdenträger der Provinz, keine Spur. Wir ſind im Lande uralter, eingelebter Demokratie der Geſinnung und der Sitten. Es verkehrt ſich auch ſo merkwürdig ſchicklich; an das „Du“ zu den Höchſtſtehenden habe ich mich längſt gewöhnt.

Wovon wir an jenem Abend geſprochen? Natürlich von Krieg und Kriegespreis: Epiros und Makedonien, „nebſt allen Inſeln“. Auch von Deutſchland, vom Kaiſer Wilhelm und von Bismarck. Der Herr Gerichtspräſident, dem weiß Gott wie einmal eine Nummer des Kladderadatſch in die Hände gefallen, fragt mich ernſthaft, ob es wahr ſei, daß Bismarck nur drei Haare auf dem Kopf habe? — worauf ich ebenſo ernſthaft erwidere: jetzt habe er gar keine mehr auf dem Kopf, ſondern alle auf den Zähnen. Aus einer griechiſchen Zeitung hat er erfahren, daß Bismarck auch Griechiſch ſpreche, denn jüngſt habe er in der Jermaniki Wuli (Deutſcher Reichstag) von einem „πρῶτον ψεῦδος“ geſprochen. Das mußte ich ihm zugeben, denn ich hatte es ja ſelber gehört.

Ich weiß nicht, wie die Rede auf Athen und das Parthenon kam; aber noch höre ich den Nomarchen, der neben ſeinem hohen Staatsamt allerhand ſchöne Allotria zu treiben ſchien, uns das Geheimnis der wunderbaren optiſchen Wirkung des Athenetempels auf der Akropolis erklären: wie die Stufen des Unterbaues nicht genau horizontal, ſondern nach der Mitte zu leicht nach oben geſchwellt ſeien, auch die Säulen in der Mitte ein wenig anſchwellen, und die Eckſäulen überdies um eines Fingers Breite höher ſeien als die übrigen. Nicht jedes Wort dieſer techniſchen Auseinanderſetzungen habe ich verſtanden; aber ergriffen hat mich dennoch dieſes ſeltſame Geſpräch hier zur faſt nächtlichen Stunde, in dem Bauernwirtshaus auf Sami genüber Ithaka, während der Nachtwind ums Haus ſchnob und der wieder wachgewordene Rotfink im Käfig am Fenſter laut zu ſchlagen begann. —

Morgens 5 Uhr: trüber, trüber Tag! Es hat die Nacht hindurch geregnet, und noch bläſt es kalt und feucht vom Gipfel des Elatowuni herab. Auch der Adlerberg drüben auf Ithaka hat ſich mit Nebelfittichen umhängt. Aber der Fink ſchmettert in den Morgen hinein, und das bedienende Pädi hat die hohen Herren geweckt. Während ich eine Taſſe Kaffe nach der andern trinke, hält mir der Herr Oberpräſident im langen Nachthemd — ſein Schlafzimmer mündet aufs Speiſezimmer — einen Vortrag über die richtige Ausſprache der griechiſchen Diphthongen! Ganz aus heiterem Himmel, denn er predigt einem Längſtbekehrten, und ich habe ihm durch meine eigene Ausſprache gewiß keinen Anlaß zu ſeiner donnernden Rede gegen die „erasmiſchen Barbaren und Banauſen“ gegeben. Ich glaube faſt, der Geſtrenge will nur Zeit gewinnen, um einen Wetterumſchwung für die Überfahrt nach Ithaka abzuwarten. Er hat's nicht eilig: er ſteht, gerade ſo wie ſeine Kollegen in Europa, bei ſolchen Dienſtreiſen im „Tagelohn“, nicht im „Accord“, bei der Regirungskaſſe, bekommt für jeden

Reiſetag 30 Drachmen Zehrgeld und wird ſich hüten, die Rekruten von Ithaka trotz Regen und Sturm zu behelligen.

Ich kann auf die ſaumſeligen Herren der Aushebungskommiſſion nicht warten, denn mich zieht es mit ſtärkeren Banden nach Ithaka. Ehe ſich dieſe Braven aus den Hemden in die Hoſen geworfen, kann ich ſchon „ſchweben nahe der Inſel im meerdurchwallenden Schiffe.“ Bring mir die Rechnung, Pädi, und ruf' mir den Pliarchos.

Hier iſt die „Rechnung“, nach längerer Beratung mit dem Xenodóchos (Wirt) vom Pädi geſchrieben. Ich ſetze ſie als ein ſchönes „menſchliches Dokument“ zweiſprachig her:

Ἔξοδα		
Φαγώσιμα	δρ	1.—
Τοῦ καροτσιέρη φαγητὸν καὶ βρώμην	„	0.95
Ὕπνον	„	1.—
	δρ	2.95

Zu Deutſch (wörtlich):

Ausgaben:		
Eſſen	1.—	Drachme.
Des Kutſchers Eſſen und Hafer . . .	0.95	„
Schlaf (d. h. Nachtquartier)	1.—	„
	Drachmen 2.95.	

„Als nun öſtlich der Stern mit funkelndem Schimmer emporſtieg,
Welcher das kommende Licht der Morgenröte verkündet,
Schwebten ſie nahe der Inſel im meerdurchwallenden Schiffe — —
Gegen der Ithaker Stadt, wo zwei vorragende, ſchroffe
Felſenſpitzen der Rhede ſich an der Mündung begegnen.
Dieſe zwingen die Flut, die der Sturm lautbrauſend heranwälzt,
Draußen zurück; inwendig am ſtillen Ufer des Hafens
Ruhn unangebunden die ſchöngebordeten Schiffe. —“

Einen ſo ruhigen Hafen wie den der Stadt Wathy auf Ithaka giebt es nirgends in dem mir bekannten Griechenland. Es

iſt genau ſo, wie Homer ſagt: zwei vorragende ſchroffe Felſenſpitzen begegnen ſich (faſt) an der Mündung, und noch heute liegen die ſchöngebordeten Schiffe ohne Anker, wenn auch loſe angebunden am feſtgegründeten Hafendamm von Wathy.

Ithaka iſt von allen ſieben joniſchen Inſeln die berühmteſte aber zugleich die wenigſt beſuchte. Nur griechiſche Küſtendampfer von Patras aus legen zweimal in der Woche in jenem weltverlornen Winkel an. Da iſt es nicht zu verwundern, wenn die „Fremdenliſte“ des einzigen kleinen Wirtshauſes auf Ithaka: „O Párnassos“ kaum ein Dutzend fremder Beſucher aus dem letzten Jahrzehnt aufweiſt. Er kennt ſie noch alle, die bei ihm gewohnt haben, der brave Xenodóchos, und wir kennen ſie auch ſo ziemlich alle: Karl Braun, „Mitglied des Reichstags“, wie der Vielgewanderte hinzufügt, — Alexander von Warsberg, der oben erwähnte Verfaſſer der „Odyſſeiſchen Landſchaften“, Buchhändler Brockhaus aus Leipzig mit einem Freunde, und noch einige weniger bekannte Namen. Kein Franzoſe, kein Engländer. Ithaka gehört den Griechen und den Deutſchen; nur die deutſchen Philologen meiden es und begnügen ſich mit der gedruckten Odyſſee, weil ſie ſich ſo ausgezeichnet zur Verbeiſpielung des „homeriſchen Dialekts“ eignet. — Bädeker, wenigſtens in der erſten Auflage ſeines „Griechenlands“, ſagt nichts über Ithaka, außer daß man es im Vorbeifahren irgendwo vom Meere aus erblickt. Leider fahren die Lloydſchiffe gewöhnlich in der Nacht zwiſchen Leſkas und Kefallinia vorüber.

Die Meiſten halten Ithaka überhaupt für ein Ding der Fabel oder allenfalls für ein unbewohntes Felſeneiland nahe dem griechiſchen Feſtland. Ithaka iſt eine unleugbare Wirklichkeit, eine der holdeſten, die es geben kann. Vorm Lärm der Welt geborgen, wie keine andere, Weſteuropa ſo nahe griechiſche Inſel, erſcheint die Heimat des Odyſſeus einem ſelbſt dann noch wie ein Traumgebild, wenn man feſten Fußes auf ihr ſteht, mit den Bewohnern ver-

kehrt, an den Berglehnen herumklettert und die Ziegen dran herumklettern ſieht. Ein unausſprechlicher Zauber duftiger Ferne umhaucht ſie ſelbſt in unmittelbarſter Nähe.

Ich habe auch auf Korfu und Kefallinia nur Freundliches erfahren; aber ſo lieb und gut, wie auf Ithaka, iſt man mir bisher noch nirgends in Griechenland begegnet. Wenige Stunden, nachdem ich an der Inſel gelandet und im Triumphzuge nach Wathy geleitet worden, war ich das Adoptivkind der Inſel: ich wanderte aus einer dienſtwilligen Hand in die andere und rollte wie auf Federn auf dieſer ohnehin ſo weichlebigen, ſtillen Inſel einher.

Das iſt ſogar buchſtäblich zu nehmen: es giebt nämlich auf Ithaka auch gute Federwägen, natürlich nicht dort zur Welt gebrachte, aber doch mit großer Sorgfalt am Leben erhaltene. Vielleicht hat ein Engländer ſie zur Zeit der britiſchen Herrſchaft über die Joniſche Eptánisos auf ſeiner Yacht mitgeführt und nach einem kleinen Unfall zurückgelaſſen. Keiner iſt jünger als 30 Jahre, aber die tüchtigen Pferdchen ziehen ſie ſelbſt über ſteile Abhänge — und andere giebt's auf Ithaka kaum — in unermüdlichem Trabe dahin.

Sturmſicher, aber nicht ſchläfrig liegt Wathy da. Es beſteht eigentlich nur aus einer einzigen langen Uferſtraße, die ſich in weitgeſchweiftem Halbkreiſe um die veilchenfarbige Meeresbucht hinſtreckt und, von weitem geſehen, der Stadt ein höchſt imponirendes Äußeres giebt. Trifft man es gut mit dem Wetter — und das meines Ankunftstages war das herrlichſte geworden —, ſteigt man an einem wolkenloſen, goldblauen Frühlingtage von der Höhe des Sattels zwiſchen den beiden Bergen Neriton und Neïon hinab zum Strande von Wathy, ſo denkt man, dort drunten liegt eine Stadt von 30000 Einwohnern. Das Städtchen hat deren aber nur 6000, die freilich, wie die glücklichen Griechen faſt alle, in eigenen ſauberen Häuschen wohnen.

Der Name „Ithaka“ iſt nachweislich nur während einer ganz kurzen Zeit im Mittelalter von der Odyſſeus-Inſel gewichen. Bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts hat er „Thiaki“ gelautet im Volksmunde. Heute heißt er wieder „Ithaki“, geſprochen faſt wie „Ithatchi“, — das th gleich hartem engliſchen th.

Auch die meiſten homeriſchen Namen der einzelnen wichtigen Punkte haben ſich unverändert bis auf unſere Tage erhalten, mit Ausnahme der Bezeichnung für die Meeresbuchten und der Nymphengrotte. Aber am Felſengeſtein der Inſel ſind ſolche Namen wie „Neriton“, „Neïon“, „Korax“ feſtgehaftet durch alle Jahrtauſende. Iſt auch gar nicht ſo gewaltig zu verwundern: die Stürme des Mittelalters und der Türkenkriege ſind an dieſen aus dem Meer aufragenden Felsſpitzen vorübergebrauſt, — und daß auch die Flutwelle der nordiſchen Menſcheneinwanderung nicht bis nach Ithaka geſpritzt iſt, das zeigt mir jeder Schritt am Strande und in den Bergen. Man ſetze meinem ithakeſiſchen Bootsjungen Alexandros Wlaſſópulos eine phrygiſche Mütze ſtatt des Fez auf den Lockenkopf, und man hat einen Telemach, wie man ihn ſich nicht „echter“ träumen kann. Und wer Odyſſeusköpfe, mitſamt dem bekannten ſchönen Odyſſeusbart, ſehen will, der gehe ein Viertelſtündchen auf die Platia (Platz) am Hafendamm, wann die Fiſcher vom Frühfang landen und ihre zappelnde Meeresbeute auf den weißen Marmorflieſen feilhalten.

Und nun die Ziegenjungen an den Bergen! Auf meinem Kletterweg zur Wohnung des „göttlichen Sauhirten“, eine Stunde über der Stadt, traf ich, halbverirrt, ſolch ein Kerlchen, 14 Jahre alt und noch durch keine Volksſchule gezähmt. Ein zerſchliſſenes Hemd ohne Ärmel um den jugendſchlanken, braungeſonnten Leib; die Füße in Sandalen geſchnürt; um die Beine zwei Zickleinfelle mit dem Rauchwerk nach außen. Warum ſoll ein Ziegenjunge zu Odyſſeus' Zeiten anders ausgeſehen haben? Ich kann ihn mir

beim beſten Willen nicht anders vorſtellen. — Er ſitzt unter einem geſpaltenen Ölbaum auf einem thymianumwachſenen niedrigen Stein und ſchnitzt mit ſeinem Brotmeſſerchen an einem neuen Hirtenſtock mit krummgeſchweifter Krücke. Er bleibt natürlich ſitzen, wie ich auf ihn losgehe, um ihn nach dem Wege zu fragen; nur greift ſeine Linke nach einem überhängenden Zweige des Ölbaumes, und ſo wippt er ſich dran auf und nieder. — Wer hier ein Maler wäre! Aber unſere Maler haben ja noch nicht ſämtliche Fiſcherjungen von Kapri und Sorrent gemalt, und ehe ſie damit nicht fertig ſind, gehen ſie gewiß nicht nach Griechenland.

Es giebt ein Märchen von Anderſen: „Die Galoſchen des Glücks“, worin der Träger gewiſſer Galoſchen ſich in vergangene Jahrhunderte zurückverſetzt. Ähnlich geht mir's in meinen groben Bergſchuhen: ich wandle am lichten Tage im zehnten Jahrhundert v. Chr. hier umher, und nichts, rein garnichts vermag dieſe vollkommene Täuſchung zu ſtören, denn mich ſelbſt in meiner unhomeriſchen Tracht kann ich ja zum Glück nicht ſehen.

„Thi thélis?“ (Was willſt du?) redet mich der Ziegenhirt an, ohne meine Frage zu erwarten.

„Ton drómon tu Kórakos“*) (Den Weg zum Koraxfelſen) iſt meine ebenſo kurze Antwort.

Bis dahin hätte es zwiſchen dem eben gelandeten Odyſſeus, der ſeinen Freund Eumäos beſuchen wollte, und einem Unterhirten des Schurken Melanthios nicht viel anders hergehen können. Ich lache immer in meinen Bart hinein, denke ich an die deutſchen Schulmeiſter, die das Griechiſche für eine tote und nur darum ſo vornehme Sprache halten.

*) Der Junge lachte laut auf: ich hatte, ohne es zu wollen, einen griechiſchen Witz auf meine Koſten gemacht: die obigen Worte bedeuten nämlich auch: „Den Weg zum Teufel.“

Es ist garnicht leicht dem Bürschlein zu folgen, wie es den Berghang hinauf springt, an einzelnen Ölbäumen vorbei, über frisch aufgehackte und gehäufelte Weinfelder, durch hohes, fast betäubend duftendes Salbeigesträuch. „Ist es noch weit?“ — „Tipote (nichts).“

Es ist derselbe böse Weg, den Odysseus gleich nach seiner Landung gestiegen (Gesang XIV, Anfang):

„Aber Odysseus ging den rauhen Weg von dem Hafen
Über die waldbewachsenen Gebirge hin, wo Athene
Ihm den trefflichen Hirten bezeichnete, welcher am treusten
Haus hielt unter den Knechten. — —
Sitzend fand er ihn jetzt an der Schwelle des Hauses, im Hofe,
Welcher hoch auf weit umschauendem Hügel gebaut war,
Rings umgehbar und groß.“

Diese Verse lese ich, während mein Ziegenjunge mit dem wolfzahnigen Schäferspitz spielt, am Arethusaquell, der aus dem Koraxfelsen leise tröpfelnd entspringt! Den Namen „Korax“ (Rabenfels) hat mein flinker Führer ohne weiteres Besinnen gewußt; von „Arethusa“ aber weiß er nichts. Da ich ihm nun den Quell im Felsen zeige und sage: „Dies ist die Arethusa,“ hebt er zur stärksten griechischen Verneinung den feinen Kopf mit hochgezogenen Brauen und sagt: „Ochi, Kirie, afto ine to Melánidro!“ — Nein, Herr, das ist das Melánidro — („Schwarzwasser“).

Ich verstehe dieses altertümliche Griechisch des Ziegenjungen erst, wie ich im XIII. Gesang der Odyssee (Vers 408 ff.) auf die Stelle treffe:

„Sitzend findest du ihn bei der Schweine weidender Herde,
Nahe beim Korax-Felsen, am arethusischen Borne.
Allda mästen sie sich mit lieblichen Eicheln und trinken
Schwarzes Wasser*), wovon das Fett den Schweinen entblühet.“ —

*) Im Urtext *καὶ μέλαν ὕδωρ πίνουσαι.* — Voß setzt: „Schattiges Wasser“.

Kein einziger Punkt der Insel paßt wie dieser auf die Beschreibung bei Homer. Es giebt überhaupt nirgends sonstwo hoch am nackten Felsen einen Quell, und nun gar einen Quell im Felsen, gesammelt in trogähnlicher Mulde, von außen für saufende Schweine zugänglich, wie ja auch heute die Ziegen daraus saufen. Ich beuge mich über den Eingang der Wasserhöhle: das Wasser scheint schwarz wie Tinte, und ich schöpfe beide Hände voll, um mich zu überzeugen, daß es kristallklares Trinkwasser ist.

„Warum nennt ihr diesen Quell Melánidro?" — Das weiß er nicht; er versteht diese altgriechischen Worte nicht; aber er kennt sie doch, fast unverändert wie sie sich durch drei Jahrtausende von Mund zu Mund weiter gesprochen haben. Daß ein Namen wie „Rabenfelsen" nicht etwa durch die Schule dem Volk auf Ithaka entgegengebracht wurde, ist klar; der erhält sich, wenn er ursprünglich gut gewählt war, ganz von selber, von Geschlecht zu Geschlecht.

Ja, Homer muß diese selbe Stelle gesehen haben, wo ich jetzt sitze, — wenn es einen Homer gegeben. An diesem schwarzumschatteten Quell, um den sich reichlicher Raum für Schweinekofen und sonstige Wirtschaftsgebäude ausbreitet, ist dem Dichter der Odyssee — und ich glaube an einen Dichter — die Schilderung des Stilllebens beim Eumaeos aufgegangen. Homer ist sonst durchaus kein sehr liebevoller Beschreiber von Örtlichkeiten. Hier jedoch hat er eine Fülle von Ortsangaben gemacht, wie man sie ohne eigene Anschauung so treffend nun und nimmer erzielt. —

„Was ist das droben auf dem Adlerberg für ein altes Gemäuer?"

„O Herr, du weißt es ja: ‚To Kastron tu Odisseos'" (Die Burg des Odysseus).

„Weißt du, wer das war, der Odysseus?"

Er lacht mit hellſchimmernden Zähnen; keine Ahnung hat er vom Odyſſeus! Er hat ja nie die demotiſche Schule drunten in Wathy beſucht, wo ſie als Leſebuch eine Proſabearbeitung der Odyſſee benützen.

In irgend einer Reiſebeſchreibung habe ich einmal geleſen, die Kinder auf Ithaka trügen faſt nur odyſſeiſche Namen. Woher der Brave ſeine Kenntniſſe hatte, weiß ich nicht; gewiß nicht aus dem Munde der Kinder ſelbſt. Daß mein Ziegenjunge Lukás heißt, ſtatt Telemachos, nur als ein Beiſpiel. Ich habe aber überhaupt ſo ziemlich alle Schulbuben und Mädel, denen ich in Wathy begegnete, nach ihren Namen gefragt und habe zwar Dutzende von Jorjis, Dimitris, Jannis, Panagiotis, Marias, Chariklias, auch eine Iphigenia und einen Ariſtides angetroffen; aber nicht einen einzigen Telemachos, nicht eine einzige Penelope! Es ſoll indeſſen einige ganz junge Sprößlinge mit homeriſchen Namen auf Ithaka geben: der Einfluß der Schule macht ſich eben allmählich auch hier in der Richtung zur Altertümelei geltend.

Die älteren Leute auf Ithaka, ſoweit ſie nicht höhere Schulbildung genoſſen haben, wiſſen von Homer und der Odyſſee nicht das Geringſte mehr, als mein Freund Lukas am Koraxfelſen. Wie ſollten ſie auch? Sie haben niemals die Odyſſee geleſen und nur vom Hörenſagen, aus Schulmeiſters Munde oder aus einer Unterredung mit Reiſenden, wie Schliemann und Warsberg, haben ſie eine unverbürgte Kunde, daß auf dieſer ihrer eignen kleinen Inſel eine ſehr hübſche Geſchichte ſpielt von einem alten „Pallikaren“ Namens Odyſſeus, welche ein großer althelleniſcher Dichter geſchrieben haben ſoll. Einer der erſten Kaufleute von Wathy, ein ſonſt nicht ungebildeter Mann und eine Blüte feiner, weltmänniſcher Lebensart, kannte nur den Namen „Odyſſeus“, wohl vom Kastron tu Odisseos her; aber weder „Penelope“ noch „Telemachos“ hatte er je gehört. Ich fiel

beinahe in Ohnmacht über ſolche Unwiſſenheit, auf Ithaka; er jedoch blieb ſehr gelaſſen und meinte: „Das ſind ja ganz alte Geſchichten und nicht einmal wahr. Und der Mann, der ſie geſchrieben, iſt ſtockblind geweſen, — was hat alſo der von Ithaka gewußt, he?!“

Nach der erſten Stunde, die man auf Ithaka zugebracht, überkommt einen das wohlige und doch wehe Gefühl: ach, könnteſt du bleiben! Wie ein Stück Geiſtesheimat anmutet es einen jeden ja durch den bloßen Namen, und das Meer, das ſanften Schlages an den umfriedeten Strand wallt, atmet eine ſo ſelige Ruhe uns zu, als möchte man ſich aus der Gegenwart hinausträumen. Wenn auf irgend einen griechiſchen Fleck Erde das Koſewort „gemütlich“ anzuwenden, dann auf Ithaka. Das ganze Städtchen Wathy iſt wie eine Familie; Geheimniſſe giebt es keine. Von zwei „Staats“-Depeſchen, mit denen ich dort heimgeſucht wurde, wußten meine ithakeſiſchen Gaſtfreunde früher als ich. Aber das in allen Ehren, in der reizendſten Gemütlichkeit: gehört denn nicht zur Familie, wer nach Ithaka kommt? Weiß nicht jeder unſern Namen und Stand, unſer Vaterland, Alter, Reiſeziel, unſere Vermögensverhältniſſe, die Zahl unſerer Kinder, u. ſ. w., u. ſ. w., ſoweit wir für nützlich gefunden, das alles zu verraten? Gefragt danach worden ſind wir gewiß mehr als einmal, denn dicht neben der unbegrenzten Gaſtfreundſchaft der Ithakeſier ſteht ihre kindliche Neugier, die allergriechiſchſte Eigenſchaft.

Wathy iſt eines der ſauberſten, ſchmuckſten griechiſchen Hafenſtädtchen. Keine zerfallenden Häuſer, wie zum Teil in Korfu; kein buckliges Pflaſter, wie ſonſt faſt überall. Beſcheidene Wohlhabenheit und Zufriedenheit glänzen von den Schwellen und den heiteren Geſichtern: eine wahre Inſel der Glückſeligen. Sie gilt auch bei kundigen Griechen für eines der geſegnetſten Stückchen Erde, und ihre Einwohner gelten für die begütertſten des König-

reichs. Gottlob giebt es in Griechenland überhaupt noch kein Proletariat: man ſieht auch hieraus, wie erſchreckend weit zurück hinter dem ziviliſirten Europa Neuhellas geblieben iſt! Griechenland hat noch keinen Stand beſitzloſer Arbeiter, denn es hat ſo gut wie keine Fabriken mit Maſchinenbetrieb. Ithaka vollends kennt nicht nur kein Proletariat, ſondern es weiß nicht, was Armut iſt; es hat nicht die Sorge um den kommenden Tag. Die 2500 — 3000 Familien, denen das Inſelchen gehört, haben Speiſe und Trank in dem durch ihre Arbeit und des Himmels Milde ſich immer erneuernden Selbſtbeſitz. Niemand iſt ſo unbegütert, daß er nicht ein Weinfeld eignete, groß genug, um ſeinen Jahresbedarf hervorzubringen, und ſogar reiche Leute habe ich mit Hacke und Rebmeſſer fleißig bei der Arbeit im eignen Weinberg gefunden. Da jeder ein Beſitzer iſt, fehlt es an ſich verdingenden Lohnarbeitern. Nichts hat meinen ithakeſiſchen Freunden ſo viel Spaß gemacht, als da ich ſie, der Wahrheit gemäß, ein Volk von lauter kleinen Königen nannte.

Auch einen Ölbaum beſitzt der Wenigſtbegüterte, um Oliven und Öl für ſich und die Seinen zur Genüge davon zu gewinnen. Wem es an Weizenland auf dem knappen, ſteinigen Felsboden gebricht, um ſein eigen Brot darauf zu bauen, der fährt hinaus aufs Meer und fängt ſo viel Fiſche für die Tafel der Reichen, daß er ſich ſein Brot dafür einkaufen kann.

Die heranwachſende männliche Jugend, welcher die Weinfelder mangeln zur Begründung eines Hausſtandes, werden darum noch lange nicht Tagelöhner und Proletarier. Sie haben einen unbeſiegbaren Wandertrieb, dabei aber die treueſte Anhänglichkeit an die Heimat. Die jungen Männer ziehen im Frühling hinaus in alle Welt und dienen als Schiffer, Laſtträger, Speicherhüter in allen Häfen Griechenlands, des Schwarzen Meeres, an der kleinaſiatiſchen Küſte, in Konſtantinopel, Alexandria und in den Hafenſtädten Rumäniens. Im Sommer ſind ſie auf und

davon, gegen den Herbſt kehren ſie mit einem hübſchen Stück Baargeld heim. Haben ſie das ein paar Jahre ſo getrieben, dann kaufen ſie ſich ein Stück fertigen Weinlands oder einen ſonnigen Streifen der bröcklichen Felswand über der Stadt und werden ſeßhafte, beweibte Weinbauern.

Der Wein von Ithaka iſt die goldhaltige Quelle der Inſel; eine gute Hälfte der Bevölkerung lebt vom Ertrage ihres Weinüberfluſſes. In Griechenland gilt der ithakeſiſche für den beſten aller griechiſchen Rotweine. Nach meinem ſchlichten, laienhaften Weinverſtande kann ich in dieſes Urteil nur begeiſtert einſtimmen. Er iſt blumig, voll, „rund“ und von einem milden Feuer durchglüht, wie beſter alter Burgunder. Sein Duft erreicht an Stärke guten Rheinwein, iſt aber ganz anderer Art. Herbigkeit und Süße durchdringen einander im ithakeſiſchen Wein zu einer idealen Miſchung. Es iſt, als habe er alle beſten Eigenſchaften der berühmteſten Weine in ſich; die Zunge erinnert ſich beim langſamen Schlürfen an Rheinwein mit ſeinem ſtarken Erdgeruch — „Bodengefährt“ nennt's der Süddeutſche —, an Tokaier mit ſeinem Weizengeſchmack und an Franzwein mit ſeiner Geiſtigkeit. Über alledem ſchwebt noch ein gewiſſes Etwas, das ſich nicht malen, ſondern nur ſchmecken läßt.

Man geht jetzt in Wathy mit dem geſcheuten Gedanken um, die direkte Ausfuhr des überſchüſſigen Weins, der bisher in Griechenland zu Spottpreiſen verſchleudert wird, nach Deutſchland und von dort weiter ins Werk zu ſetzen. Bis dahin, daß die deutſche Weinpantſcherei auch dieſen Göttertrank „verbeſſert“ haben wird, könnte der rote Ithakeſier zu einem richtigen deutſchen Schulmeiſterwein werden. In Wathy zahlt man jetzt für einen Liter vom Allerbeſten 25 Lepta (16—17 Pfennig). Die Franzoſen, die Hauptweinfälſcher der Welt, kaufen ihn ſchon in großen Mengen: aus einem Liter Ithaka-Weins brauen ſie ihrer drei „Chateau Laroſe“ und laſſen ſich von uns Deutſchen dafür je 4—5 Franken bezahlen.

Die Insel bringt unendlich mehr Wein hervor, als ihre 12000 mäßigen Bewohner austrinken können, und immer noch wird Stück auf Stück des steinigen Felshanges in Weinland verwandelt. In den letzten zehn Jahren sind in dieser Beziehung so gewaltige Veränderungen vorgegangen, daß Homers Beschreibung kaum mehr auf den heutigen Charakter der Insel paßt. Mit Pulver und Dynamit wird das obenliegende Geschiebe losgesprengt, bis die eisengelbrote Scholle zutage tritt, und dann wird der Rebstock hineingepflanzt, um schon im nächsten Jahre reichlich zu tragen. Die Reben werden kurz gehalten, die reifenden Trauben möglichst nahe dem sonndurchglühten Boden, um sie zugleich von oben und unten gar zu kochen. — Die Weinfelder auf Ithaka ziehen sich schon hoch hinauf bis fast unter die Gipfel der beiden Gebirgstöcke, aus denen die Doppelinsel besteht, und mehr und mehr gewinnt auch Ithaka das Ansehen eines prangenden Gartens, wie es die jonischen Schwestern längst bieten. Da ist es kein Wunder, daß die Zahl der ithakesischen Millionäre kaum mehr an den Fingern der einen Hand zu zählen sein soll.

Für den Fremden giebt es vorzügliches Unterkommen in dem Gasthaus „Párnassos“. Es ist kein sogenanntes Bakáliko oder Chani, d. h. keine Dorfherberge mit einem elenden, ungedielten Zimmer im Obergeschoß und einer grunzenden Schweineherde darunter. Man findet im „Párnassos“ sauber getünchte Wände — Tapeten sind in ganz Griechenland, auch in Athen, wegen gewisser kriechender Scheusale verpönt, — ein sauberes Bett, saubere Dielen, einfachen, aber anständigen Hausrat, darunter einen kernfesten Tisch, den festesten, den ich in einem kleinen griechischen Wirtshaus je gesehen. Auf dem Waschtisch, einem wirklichen Waschtisch, — sonst eine Seltenheit — sind Dinge zu finden, die ich in vielen europäischen „Grandhôtels“ vermißt habe. Wer auf beschwerlicher Reise für seines Leibes Erquickung ein brauchbares Handtuch wünscht, der wird im ithakesischen „Párnassos“

ſeine Freude haben: ein menſchenwürdiges Badehandtuch nach engliſcher Art, derbe Hausweberei, reichlich und flockig, nicht eines der langen ſchmalen Taſchentüchlein, die man als „Handtuch“ der ſtaubbeladenen reiſenden Menſchheit im ziviliſirteren Europa hinzuhängen wagt.

Mark Twain, die Witzgeißel des europäiſchen Hôtellebens, ſpottet mehr als einmal über die Waſchtiſche, auf denen nicht einmal Seife liege. Er iſt eben nicht in Griechenland geweſen. Auch mit einer Kleiderbürſte braucht man ſich hierzulande nicht zu beſchweren: in jedem Xenodochion iſt eine ſaubere, große Bürſte zu finden. Viele griechiſche Gaſtwirte treiben dieſe Rückſicht auf den Fremdling ſo weit, daß ſie ihm gar einen guten Kamm und eine den Umſtänden nach reinliche Haarbürſte hinlegen, und ich bin überzeugt, die meiſten Griechen machen von dieſer doch etwas bedenklichen Aufmerkſamkeit ſorgloſen Gebrauch.

Immerhin verſöhnen ſolche kleine Freundlichkeiten griechiſchen Herberglebens mit vielen Mängeln. Wie ich gar bei meiner Heimkehr vom Koraxfelſen auf dem Eß- und zugleich Schreibtiſch einen herrlichen bunten Waſſerkrug ſehe, gute heimiſche Steingutarbeit, gefüllt mit einem weit überhängenden Strauß duftender Bergblumen, da komme ich mir unendlich viel „gemütlicher“ vor, als in einem mit allerhand Seſſeln, auf deren keinem man je ſitzt, und allerhand unbequemen Sofas, auf denen man nie liegt, verſtellten Salon in einem der ſchablonenhaften Grandhôtels Europas.

Der Wirt des „Párnassos“ fühlt ſich dem Gaſt gegenüber nicht bloß wie der Zimmervermieter und Ernährer, ſondern wie der Pflegevater und verantwortliche Vormund des ſchutzloſen Fremdlings. Man muß es dem braven alten Knaben ganz deutlich ſagen — er verſteht auch ein bischen Italieniſch —, daß man ſich auf die gefährliche Straße der Männer auch einmal allein hinauswagen, einen Beſuch bei guten Freunden oder in dem Leſeklub von Wathy (der „Leschi“) machen will. Sonſt folgt er wie ein ge-

treuer Pudel, damit einem um Gotteswillen kein Leid geſchehe. Wie dies übrigens auf Ithaka ohne unausweichliche höhere Gewalt oder ſchweres Selbſtverſchulden möglich wäre, ſehe ich nicht ein.—

Wie ich nach leider nur zweitägigem Verweilen meinen Weg zu Fuß wieder zurücklenkte nach der Weſtſeite der Inſel, von wo man im Segelboote nach Sami überfährt, begegnete ich der Hoffnung Ithakas: der ganzen Schule, Buben und Mädchen, die einander an den Händen haltend daherſprangen. Mich kannten ſie ſchon und riſſen nicht aus, wie am erſten Tage einmal. Sie trugen ihre zerleſenen und zerriſſenen Schulbücher in die Naſtüchlein eingewickelt und holten ſie auf mein Begehr willig hervor. Die Proſabearbeitung der Odyſſee war's, und auf offener Gaſſe hub ich ein kleines Examen an. Hei, wie das junge Volk Beſcheid wußte mit dem Familienſtande und Hausgeſinde des Odyſſeus, wie auch mit der Fabel der Odyſſee. Natürlich glaubten ſie alle feſt an die Wahrhaftigkeit der Geſchichte, juſt wie an die der gleichzeitig gelernten „bibliſchen Geſchichten", — und ich war gewiß der letzte, ihnen den ſchönen Glauben zu ſtören. Warum ſollten ſie denn *nicht* dran glauben? Lebten ſie nicht auf Ithaka? Sahen ſie nicht das blaue Meer, dasſelbe über welches Odyſſeus vom Phäakenlande heimgeſchifft? Ragten nicht droben die Trümmer der „Odyſſeus-Burg", und dunkelte nicht der Rabenfelſen hoch über den Weinbergen? — Noch ein Menſchenalter ithakaſiſchen Schulunterrichts, und den Philologen, die alsdann nach Ithaka reiſen und Zweifel an der hiſtoriſchen Echtheit der Odyſſee ausſprechen ſollten, wird es ſeitens der Einwohner ergehen, wie den Zweiflern an der Echtheit der Tellſage unter ſchweizer Landvolk am Vierwaldſtätter See.

Dazu wird noch die Homer-Herme kommen, zu der ich meine Freunde in Wathy aufgeſtachelt habe. Ihre Errichtung ruht in Millionärhänden.

Fünftes Kapitel.

Übers Meer nach Elis.

Leider beſitze ich keine Gaſthausrechnung vom „Párnassos“, denn auf meine Frage nach der Schuldigkeit hat der ithakeſiſche Wirt erwidert: „Oti agapate“ (nach Belieben) und war durchaus nicht zu bewegen, den Wert ſeiner Leiſtungen während der zweitägigen Beherbergung ſelber zu beſtimmen. Für die ihm überreichte Zehndrachmen-Note bedankte er ſich mit einem Eifer, der mir zeigte, ich hatte ungefähr das Richtige getroffen. — Ich habe ſpäter noch oft das „Oti agapate“ hören müſſen, und meiſt war man mit meiner Schätzung zufrieden.

Alέxandros Wlaſſópulos, mein Bootsjunge von Ithaka, hat mich wieder nach Sami, alſo nach Kefallinia, zurückgefahren. — Er hat denſelben Weg vor, wie ich: zu Fuß nach Argoſtolion, ich, um von dort nach Zante zu fahren; er, um wegen eines Erbſchaftſtreites vor dem Protodikion (erſtinſtanzlichem Gericht) morgen zu erſcheinen. Tiefbetrübt blickt er auf den Fährlohn, den ich ihm genau nach Abrede bei der Landung in Sami gereicht. „Biſt du unzufrieden, Alέxandre?“ — „Nein, Aſéndi Telémache*); es thut mir gar zu leid, daß ich das alles meinem

*) „Afendi“ — woraus das türkiſche „Effendi“ entſtanden — iſt ein griechiſches Wort, gebildet aus afthendis (αὐθέντης), eigentlich „Selbſtherrſcher“, dann abgeſchwächt: „Herr“. Vom niederen Volk wird es häufiger als „Kirie“ geſagt.

„Telémache“ iſt mein Spitzname, weil ich auch Alέxandros gefragt, ob er Bekannte auf Ithaka hätte, die Telémachos hießen!

Advokaten in den Rachen werfen muß.“ — „Nun, du trägſt mir mein Torniſterchen und kriegſt dafür in Argoſtolion noch eine Handvoll Extra-Dekaren.“

So wandre ich denn mit meinem ithakeſiſchen Freunde unter unaufhörlichem Geplauder dieſelbe Straße bergauf, die ich vor zwei Tagen in ſauſendem Galopp hinabgefahren.

Der Alexandros ſteckt unter dem ſchiefgeſetzten Fez ganz voll von Schnurren und Schelmereien. Daß er mich nicht anders als „Telémache“ benamſt, iſt noch die kleinſte. Er erzählt mir aber auch allerlei Stadtklatſch aus Wathy und iſt namentlich voll des Entzückens über — die „Operngeſellſchaft“, ſo da im vergangenen Winter Ithaka heimgeſucht.

„Eine Operngeſellſchaft? Du biſt toll, Alexandre! Wie käme die nach Wathy?“

„Eine wirkliche und wahrhaftige Operngeſellſchaft, Telémache; ich habe ſie ja ſelber ſingen gehört. Soll ich mal eins ihrer „Tragudia“ (Lieder) ſingen?“ Und nun beginnt er, der kein Wort Italieniſch kann, aus irgend einem Liede oder einer Arie zu ſingen:

„e la Rosina muore d'amore — —“

weiter weiß er's aber nicht.

Die Operngeſellſchaft entpuppt ſich bei näherem Forſchen, wobei mich dieſer Nachkomme eines der Untertanen des vielliſtigen Königs beſtens zum Narren hält, als eine jener entſetzlichen Banden ſingender und klimpernder Böhminnen aus der Gegend von Pardubitz und Leitmeritz, die den Peloponnes und die Joniſchen Inſeln unſicher machen. Ganze zwei jener fahrenden Sängerinnen der levantiniſchen Länder waren auch nach Ithaka verſchlagen worden, und Alexandros ſchwärmt mir von ihrer Schönheit und ihren herrlichen Stimmen vor, — ganz wie ein Primaner von der großen Heldin an einem norddeutſchen Meerſchweinchen-Theater.

Mein Begleiter hat in Sami zur Wegezehrung ein großes rundes Brot gekauft und trägt's nun unterm Arm. Bis zum Bakáliko jenſeits des Schwarzenberg-Paſſes iſt es wohl drei Stunden weit, und wir haben beide Hunger: es ſind vier Stunden, ſeit wir von Wathy aufgebrochen. Von rechts her rieſelt ein klares Bächlein hernieder, das zwiſchen zwei am Abhang ſtehenden Feigenbäumen zu entſpringen ſcheint: „Hier wollen wir raſten, Alexándre, und eſſen; da ſieh die ſchöne Quelle!"

Alexándros bekreuzt ſich dreimal und erwidert: „Hier nicht, Aſéndi, weiter unten am Mühlbach."

„Aber ich habe Hunger und Durſt."

„Ich auch, aber hier" — und er ſpricht ganz leiſe — „hier oben wohnen die Neráïdes."

„Die Neráïdes? Wer ſind die?" — Ich ahne irgend einen Aberglauben."

„Du kennſt die Neráïdes nicht?! Habt ihr denn bei euch keine?"

„Ich denke, nein."

„Erſt komm ein Stückchen weiter, daß ſie uns nicht hören. — So, jetzt will ich's dir ſagen. Da oben an den Feigenbäumen iſt ein tiefes Loch, drin hauſen die Neráïdes, die Kaläs Kirades (ſchöne Herrinnen), eine ganze Menge."

„Was thun ſie denn?"

„Allerlei. Sie hüten goldene Schätze, machen Muſik und tanzen dazu."

„Haſt du ſie auch ſchon tanzen geſehen, Alexándre?"

„Ich nicht, aber mein Vater. Es iſt ihm übel bekommen: geht er einmal, grade ſo wie wir beide, von Sami nach Argoſtoli, um die Mittagſtunde, ganz allein; er wird müde und durſtig und legt ſich unter die Feigenbäume. Auf eins kriegt er einen kalten Schlag übers Geſicht und in den Rücken, daß er nicht aufſtehen kann. Der Müller hat ihn am Abend gefunden und

nach Sami gebracht. Kein Wort mehr hat er geſprochen, als: „Neräïdes!“ und auf ſeinen Rücken mit dem Kopf gezeigt; die Arme konnte er nicht rühren. Die Woche drauf war er todt. Das ſind die Neräïdes.“ Und wieder bekreuzt er ſich dreimal.

Für ein paar Minuten iſt das achtzehnjährige Gemüt ernſt geworden; aber wie er am Mühlbach von ſeinem weißen Rundbrot zierliche Scheiben ſchneidet, lacht er wieder, und ſchon während er kaut, fängt er zu ſingen an:

„Wach' auf, des Eros Töchterlein, Geſchwiſterkind des Charos,
Deß Mutter eine Neraïd; du marterſt mich zu Tode.“

„Ziehſt du dich an und putzeſt dich mit Sonntagsfeierſtaate,
So biſt du faſt ſo ſchön zu ſehn wie eine Neraïde.“

Er will ſich bei den Neraïdes, die an hübſche Burſchen auch Gunſt und Glück verſchenken, in guten Geruch bringen.

Die Neraïdes ſind natürlich die Nereiden. Das junghelleniſche Volk hat ſogar die altertümlichſte doriſche Wortform aus dem Heidentum herübergerettet. Das heutige Wort für Waſſer: neró, iſt zweifellos — die Nereiden beweiſen es — eines der älteſten Wörter griechiſcher Sprache.

Da klingelt's hinter uns die Straße herauf: die Poſt aus Ithaka und Sami. Ein Maultier, faſt ſo hoch wie eins der niedrigen griechiſchen Bergpferde, und drauf der königlich helleniſche Landbriefträger, ein Junge in des Alexandros Jahren, barfuß, barhaupt, nur mit einem weißgeweſenen Hemd und einer heilgeweſenen Hoſe bekleidet. Der iſt kein Ithakaſier, das merkt man ſchon an dieſem armſeligen Aufzug, — ſondern ein Kefallinier, und heißt Dimitrios Raſſiás, wie er mit einem ſchönen Schnörkel ſich in mein Taſchenbuch eingeſchrieben. Zwei leichte Briefſäckchen baumeln rechts und links von den Handhaben des hölzernen Samari (Sattels); er ſelber ſitzt ſeitlings nach Frauenart auf einer buntwollenen Schabracke.

Vorbeireiten, ohne mit dem seltsamen Lordos einen kleinen Schwatz gepflogen zu haben? Unmöglich. So steigt denn der Dimitrios ab und gesellt sich zu uns. Wir sind den ganzen Weg nach Argostoli zusammen gewandert, und nicht eine Viertelstunde habe ich mich gelangweilt.

Da ist zuerst das Ausfragen des fremden Gastes. Die Hauptfragen lasse ich durch Alexandros beantworten, der mich ja schon seit zwei Tagen kennt. Dann aber geht's in die Einzelheiten: ob Deutschland auch eine Maultierpost habe? — ob bei uns Öl- und Feigenbäume gedeihen? — ob wir sehr viel Geld haben? — wie viele Soldaten? — ob auch einen König, und was für einen? — es endet nimmer. Bis zu diesem Postboten ist selbst Bismarcks Ruhm noch nicht gedrungen, und auch vom letzten Franzosenkrieg hat er nur entfernte Ahnungen. Aber dumm? durchaus nicht! Er ist viel schlauer als mein naiver Alexandros, der überhaupt von den Kefalliniern nicht viel wissen will: der urteilt nach dem einen argostolischen Advokaten, der ihm sein Geld abnimmt, mit derselben vorschnellen Verallgemeinerung, wie wenn er — ein Reisewerk über Griechenland schriebe.

Singen können beide alle Lieder, deren Anfänge ich im Kopf habe, — Klephtenlieder, Liebeslieder, lustige und traurige. Sie sind auch garnicht sonderlich erstaunt, daß ich mit dem Zeug Bescheid weiß: wer sollte denn solche weltbekannten, hochberühmten Tragudia nicht kenne?

„Kennt ihr auch Lieder vom Charos?“ *)

„Gewiß, zwanzig und dreißig,“ erwiderte Dimitrios; „aber die darf man nicht auf der Landstraße singen, sonst kommt Er und packt uns.“

„Uns junge Männer?“

---

*) Charos (der altgriechische Charon) ist der neugriechische Todesgott und Hüter der „Tartara“ (Tartarus) der Erde, also der Unterwelt.

„Das ist dem Charos doch ganz gleich, Herr.“

Und dennoch habe ich auch Charos-Lieder damals zu hören bekommen. Das ging so zu. — Schon als wir von Sami losmarschirten, Alexandros und ich, hatte es auf dem Schwarzenberg sich finster zusammengeballt. Wir hatten deß aber kein Arg, weil über uns und hinter uns durchsichtig blauer Himmel glänzte. Eine Stunde oberhalb der Mühle ging's los, fast im Handumdrehen: eine wirbelnde Staubwolke von der Bergstraße uns entgegen, dann ein Blitz in den Abgrund zur Rechten, ein Donnerschlag, daß das Maultier stockstill stand und erst weiterging, als Alexandros es am Zügel, d. h. am Strick zerrte, — und dann ein Regen! Prasselnd, schneidend, eiskalt. Gegen solche Flut schützt kein Regenmantel, besonders wenn er — wohlverwahrt in der bunten Futtertasche am Mulari (Maultier) baumelt.

„'s to spiläo!“ (Zur Höhle) schreit Dimitrios, der diesen Weg seit 2 Jahren jeden Tag macht und alle Schlupfwinkel im Gebirge kennt. Alexandros, der brave Junge, zieht seine Jacke aus und wirft sie mir übern Kopf; dann geht's links vom Wege ab, den steilen Berghang hinauf, wohl zweihundert Fuß über der Straße. — Es ist keine Höhle, sondern ein überhängender Schieferblock bietet ein natürliches Dach, und zwei Wände eines elenden Unterschlupfs, links und rechts, werden durch dichtverwachsenes Oleandergestrüpp gebildet, um deren Wurzelwerk ein Rinnsal, jetzt hochgefüllt, läuft. Der Blick auf die Straße ist offen. Weiß der Himmel, welchem Räuber einst diese natürliche „Höhle“ Obdach und Ausfallpforte geboten.

Sowie wir im Trocken sitzen, geht das Gesinge los, diesmal mit Anpassung an die begleitenden Umstände. Zuerst das Liedchen von der „Pirpiruna“, dem

Regenmädchen.*)

Regenmädchen geht umher,
Flehet den Allmächt'gen sehr:
Gott, send' Regen dem Gefild,
Einen Regen sanft und mild,
Daß aufblühen nach dem Regen
Und die Welt erfreun mit Segen
Korn und Baumwoll, und erſprießen
Tauige Gräſer auf den Wieſen. —
Waſſer werd' zu Seen faſt,
Daß zum Haufen der Ertrag,
Jede Aehre Scheffel faßt,
Jeder Weinſtock eine Laſt!"

Des Regenmädchens Segenſpruch wird erfüllt: es regnet, regnet, regnet. In Griechenland braucht man ſich indes darüber nicht zu grämen, wenn man nur während des Regens trocken ſitzt: eben noch gießt es wie nur je in Norddeutſchland an einem Novembertage, und nach einer Stunde iſt der weite Himmel wieder eine wolkenloſe, blaßblaue Kuppel.

Der Poſtbote Dimitrios iſt der geſchickteſte von uns dreien im Zigarrettendrehen, Alexandros der beſte Sänger, ich der aufmerkſamſte Zuhörer. So ſind die Rollen gut verteilt, und Alexandros hebt an; diesmal aber nicht mit ſeiner hellen, ſchrillen Stimme, ſondern mit vornüber gebeugtem Kopf ſingt er dumpf und leiſe, wie in die Erde hinein, — das berühmteſte aller Charos-Lieder, jenes ſchauerliche Lied vom Umritt des Todes, welches Göthe vor 60 Jahren ſo begeiſtert geprieſen —:

*) Ich gebe die Verdeutſchung nach Sanders („Volksleben der Neugriechen"), obwohl meine zwei Jonier einige kleine Varianten anbrachten. — Kind erklärt das „Regenmädchen"-Lied ſo: „Bei anhaltender Dürre wählen die Kinder in den Dörfern unter ſich eines, am liebſten ein Waiſenkind. — Dieſes Kind wird mit Kräutern und Blumen des Feldes vom Kopfe bis zu den Füßen geſchmückt und verhüllt, nachdem es vorher entkleidet worden iſt." Es macht alsdann einen Bittumgang mit obigem Liede.

San

„Was ſind die Berge doch ſo ſchwarz und ſtehn in Trauerkleidern?
Iſt's, weil ein Sturmwind ſie bekämpft? weil ſie zerſchlägt ein Regen?
Nein, es bekämpft kein Sturmwind ſie, zerſchlägt ſie auch kein Regen:
Der Charos zieht darüber hin mit einer Schar von Toten.
Er treibt die Jungen vor ſich her und hinterdrein die Greiſe,
Und an den Sattel angereiht hat er die zarten Kinder.
Es bitten ihn die Greiſe wohl, es flehen wohl die Jungen:
‚O lieber Charos, halt' am Dorf, halt' an der kühlen Quelle,
Auf daß die Greiſe trinken gehn, die Jungen Diskos werfen,
Und laß die kleinen Kindelein ſich ſchöne Blumen pflücken.' —
‚Ich halte nicht am Dorfe an, nicht an der kühlen Quelle,
Die Mütter, die nach Waſſer gehn, erkennten ſonſt die Kinder,
Und Mann und Weib erkennten ſich und wären nicht zu trennen'."*)

Der Regenſturm fegt an den Bergen dahin, daß man den Charos zu ſehen und zu hören vermeint, und wie er vorübergebrauſt, flattern ihm helle Nebelgewänder nach. Dort unten aber, in der argoſtoliſchen Ebene, liegt ſchon wieder der leuchtende Frühling, und mit ſchnellen Schritten ſteigen wir zu ihm nieder.

An vielen zerfallenen Kapellen und Kapellchen vorüber windet ſich die Straße; an keiner gehen meine Begleiter ohne andächtiges Bekreuzen vorbei. An ihrer Frömmigkeit erkenne ich oft erſt, daß ein ganz zuſammengeſunkener Steinhaufen einſt ein Bild und vielleicht ein Lämpchen davor geborgen. So lange noch ein Stein davon daliegt, wird die heilige Stätte gegrüßt werden: den Junghellenen wie den Alten haftet der Gott an dem ihm einmal geweihten Heiligtum.

Ja, fromm ſind meine Jonier beide, nur mit einigem Unterſchied. Alexandros iſt ſchon von der Aufklärung angefreſſen: er begnügt ſich mit der Herzensfrömmigkeit und hält nichts von der Magenfrömmigkeit der Griechen; trotz der vorösterlichen Faſtenzeit, der 50tägigen Hungerkur („Sarakosti") ißt er guten

*) Deutſch nach Wilhelm Müller, mit einigen Varianten. — Göthe hat das Lied aus Fauriels Chants populaires de la Grèce moderne gekannt.

Appetits von allem, was ich mir von dem Bakalis Niklas auftischen lasse, Eier, Salamiwurst, Käse, — lauter dem frommen Griechen um diese Zeit verbotene Genüsse. Die Ithakesier haben sich offenbar mehr von der sorglosen heidnischen Heiterkeit bewahrt, als die Kefallinier. Dimitrios, der Briefbote, kämpft einen schweren Kampf zwischen Herz und Magen; ich brauchte ihm wohl nur ernsthaft zuzureden, und der Magen siegte; unparteiisch wie ich zwischen beiden blieb, erlebte ich den Sieg des Herzens. Dimitrios trank den Wein und Kaffe, den ich ihm bot, aber gegessen hat er nichts als ein Stück Brot, auf das er aus einigen schwärzlichen Oliven ein bißchen Öl geträufelt hatte.

Ich lange in Argostoli gerade noch zur rechten Stunde für den nach Zante abgehenden Dampfer an. Ein fester Händedruck zum Abschied von meinen braven jonischen Jungen, die mir das Zeugnis ausstellten: „Issä kalós ánthropos!“ (Bist ein guter Kerl), — ein paar Ruderschläge zum Dampfer hin, und hinter mir liegt Ithaka, ein Traum, wie bevor ich es betreten.

Die „Iris“ von der Elleniki Atmoploïki Etäria (Hellenische Dampfergesellschaft, mit dem Sitz in Syra) kommt von Korfu und fährt nach Korinth, mit zahlreichen Passagieren für Athen. Auch zwei Österreicher sind an Bord, ein Bankier und ein Baron aus Wien, die sich einmal Athen ansehen wollen, weil sie mit den übrigen Hauptstädten Europas „fertig“ sind. Beide sind liebenswürdige, verständige Reisende, von denen ganz sicher nicht zu befürchten ist, daß sie ihre Erfahrungen in Athen zu einem gedruckten Urteil über ganz Hellas, „Land und Leute“, mißbrauchen werden. Besonders freut es mich, daß diese anspruchsvollen Lebemänner, die den Luxus der österreichischen Lloydschiffe genügend kennen, den griechischen Dampfern gerecht werden. „Nur das Essen ist halt ein bissel anders bei denen Griechen,“ meint der Baron, aber weiter geht er nicht.

„Was ist denn das für eine Insel?“ fragt der Bankier. „Da ganz hinten dicht bei Cefallonia. Oder ist's ein Stück von dem Cefallonia?“

„Das ist Ithaka, Herr L.“ — Wir fahren eben in weitem Bogen in die Bucht von Zante ein und erblicken fern im Norden, wie einen dunkeln Nebel überm Meer, noch einmal das versinkende Eiland.

„Ach, Papa, Ithaka! wie interessant!“ ruft Papa Bankiers eben von der Seekrankheit erstandenes Töchterlein. „Ich habe garnicht gewußt, daß es noch ein Ithaka giebt; das haben sie uns im „Winterberger Institut“ nie gesagt.“

„Ja, äußerst interessant, in der That,“ stimmt auch Herr L. ein, aber es ist klar, daß er nichts mit Ithaka anzufangen weiß; er hat nur nicht den Mut seiner entschuldbaren Unwissenheit. Das Gefühl, von dem interessanten Ithaka alles vergessen oder nie etwas gewußt zu haben, drückt ihn, und er versucht dem Gespräch eine andere Wendung zu geben: „In welchem Hôtel werden Sie in Athen absteigen, Herr von Engel?“

Aber Fräulein Töchterlein läßt nicht locker, die weiß alles noch ganz schulbankfrisch über Ithaka. „Leben denn da noch Menschen?“

„Ganz gewiß, und lauter Abkömmlinge von Odysseus und Eumäus u. s. w.“

„Ach, Papa, warum sind wir nicht lieber nach Ithaka gefahren, statt nach Zante! Von Zante habe ich nie ein Wort in der Schule gehört, aber von Ithaka weiß ich die ganze Geschichte. Ich habe sogar mal einen Aufsatz machen müssen „über den Charakter des Odysseus an der Hand christlicher Weltanschauung.“ O, Papa, wenn wir zurückkommen, müssen wir nach Ithaka.“

„Kind, dahin fährt ja gar kein Dampfer, und Bädeker sagt kein Wort darüber. Ist denn dort überhaupt ein Hôtel?“

Ich wünſche offen geſtanden nicht, daß dieſer Mann Ithaka beſuche, ſo liebenswürdig er auch iſt. Der „Pärnassos“ in all ſeinem Glanz wäre doch nichts für ihn, und mit leichtem Gewiſſen ſage ich ihm, was er hören will: „Nein, ein richtiges Hôtel, ſo was Sie Hôtel nennen, giebt's auf Ithaka nicht.“

„Siehſt du, Fränzchen!“ ruft Papa triumphirend. „Wenn man überhaupt nach dem intereſſanten Neſt reiſen könnte, wären wir ja gewiß auch hingegangen. Bädeker wird wohl gewußt haben, warum er nichts darüber ſagt,“ — und nun vertieft er mich in ein Geſpräch über die Vorzüge Bädekers vor ſämtlichen anderen Reiſebüchern. — Fränzchen hat längſt das intereſſante Ithaka über den Fruchthändlern vergeſſen, die auf der Rhede von Zante den Dampfer erklettert haben, und iſt mit dem Verſpeiſen der großen ſaftigen Miſpeln beſchäftigt. Ich verabſchiede mich von der Geſellſchaft und lande in Zante.

Zum erſtenmal auf der Reiſe war ich während dieſer Bootfahrt ans Land nahe daran, mich zu ärgern. Ein Hôtelagent hatte ſich unbefugt in das von mir gemietete Boot gedrängt und beläſtigte mich mit einem Gemiſch griechiſcher, italieniſcher, franzöſiſcher Empfehlungen ſeines Hôtels, desſelben, welches bei Bädeker ſchlecht wegkommt. Da er mir in den herrlichen Anblick auf die weißſchimmernde Stadt mit ihren Weinbergen darüber immerfort hineinredete und mir gar keine Ruhe ließ, ſo riß mir die Geduld und ich griff nach meinem in manchem freundſprachigen Lande als unwiderſtehlich erprobten Schweigemittel: ich ſagte dem Läſtigen in gutem Kerndeutſch, er ſolle das Maul halten! Nichts kommt der Wirkung dieſes Mittels gleich; ſelbſt die hartnäckigſten Fremdenführer in Italien knicken dabei zuſammen. Der Zantiote ſpannte vor Verlegenheit den großen baumwollenen Regenſchirm auf, um ſich darunter zu verkriechen.

„Eigentliche Sehenswürdigkeiten hat Zante kaum," ſagt Bädeker wie mit Bedauern. Welch ein Glück! Da kann man ſich einmal ruhig der Reiſe und des ſonnigen Lebens freuen.

Ich wollte auf Zante einen Schlendertag zubringen und dann nach dem Peloponnes hinüber. Meinen Dampferfahrplan habe ich abſichtlich in Ithaka liegen laſſen: ich wollte mich nicht an dieſe Hetzpeitſche für den Reiſenden kehren, die einem allen Gegenwartgenuß durch den Gedanken an die Stunde der Abfahrt vertreibt. Drüben, mit bloßem Auge ſichtbar, liegt ja das Feſtland von Hellas, und um dahin zu kommen, iſt am Ende jedes Fahrzeug recht.

Mit Beſuchen, Schlendern in der Stadt und draußen in den Obſtgärten und Weinbergen geht ein Tag auf Zante ſchnell hin. Mehr als auf irgend einer der Joniſchen Inſeln fällt mir hier die ſtarke Miſchung mit italieniſchem Blut auf; auch das griechiſche Volkskoſtüm zeigt ſich hier ſeltener als auf Korfu und Kefallinia, vielleicht auch darum, weil in der Stadt Zante ziemlich viele Juden — ſonſt in Hellas äußerſt dünn geſät — wohnen, die ſich europäiſch kleiden.

Ein zantiotiſcher Gaſtfreund, der Rechtsanwalt Somaritis, führt mich in ſeiner Vaterſtadt umher, aber es gelingt auch ihm nicht, eine Sehenswürdigkeit zu entdecken. Er iſt ſehr vergnügt, daß ich nicht auf Sehenswürdigkeiten erpicht bin. — Doch, eine beſitzt die Stadt Zante: ihren Klub, den ſogenannten „Sillogos" mit dem unvermeidlichen, reichausgeſtatteten Leſezimmer in der „Leschi", einem nahezu prunkvollen Gebäude für die kleine Stadt, mit geſchmackvoll verzierten Feſtſälen, einem anſtändigen Speiſezimmer und ſogar mit Parketfußboden im Tanzſaal.

„Wie ſchön, daß Sie ſo lange auf Zante bleiben werden. Das thun ſonſt die Fremden nicht," meinte Herr Somaritis.

„Ich möchte morgen nach Katákolo, lieber Herr."

„Da geht aber kein Dampfer! Erſt Donnerstag," — und heute iſt Sonntag!

Vielleicht wäre es doch beſſer geweſen, ich hätte im Dampferfahrplan nachgeſchaut, — vielleicht auch nicht! Jedenfalls habe ich noch mehrere Tage vor mir, ehe ich mich zu ärgern brauche. Ich bin in Griechenland, wo nichts ſo heiß gegeſſen wird, wie es auf den Tiſch kommt, und wo ſich immer ein Ausweg findet, wenn man nicht aus noch ein weiß.

Mein „Pech" war ſogleich in ganz Zante bekannt geworden, und ich wußte, daß man gewiß keinen Privatdampfer, keinen Kauffahrteiſegler nach Katakolo abfahren laſſen würde, ohne mich rechtzeitig zu benachrichtigen. Der „Limenarchis" (Hafenmeiſter) war über meine Lage verſtändigt worden, und ich durfte mich darauf verlaſſen: wenn zwiſchen Sonntag und Donnerstag eine Schiffsplanke nach Katakolo hinüberſchwämme, ſo würde ich darauf ſitzen.

Ich hatte vom erſten Augenblick, wo ich mich auf Zante gefangen ſah, meine Hoffnung auf eine Segelbarke geſetzt; denn meine Reiſetage ſind mir kärglich zugemeſſen, und vom Oſten winken Olympia und Phigalia herüber. Ich hatte Sehnſucht nach dem „eigentlichen" Griechenland: dem Peloponnes; ſonſt wäre es auf Zante wohl auszuhalten geweſen.

Der Dampfer durchfährt die Meerenge zwiſchen Zante und Elis in 3—4 Stunden; warum ſollte ich alſo nicht bei leidlichem Wetter an einem Tage hinüberſegeln können? Und dann das Glück, im offenen, freien Boot übers blaue Meer zu fahren, nach der ewigen Dampferfahrerei, bei der ein wahrer Genuß der Schönheit des Meeres doch nicht möglich iſt!

Freilich, das Wetter — in dieſem Frühling unbeſtändig wie ſelten in Griechenland — war alles andere eher als leidlich. Es regnete zwar nicht, aber dafür raſete am ſpäten Abend ein Oſtwind vom Feſtland über die Inſel und kündete nichts Gutes für

meine Meerfahrt. Der Sturm litt mich bald nicht auf der Straße; ja er ſtörte mich ſogar beim Schreibwerk im Zimmer, denn er ſchleuderte die wackligen grünen Fenſterläden des „Phönix"-Hôtels Stoß auf Stoß bald gegen die Scheiben, bald gegen die weißgekalkte Mauer, und trat ich ans Fenſter, ſo ſah ich die paar Schiffe, die im Hafen vor Anker lagen, wahrhaft beängſtigend auf und nieder ſchaukeln. Das Meer ſah auch gar nicht mehr joniſch-blau aus, vielmehr grün mit weißen Schaumkränzen.

Bei der letzten Taſſe Kaffe, die ich vor der Flucht von der Straße unten getrunken, hatte ich einen alten neben mir ſitzenden Schiffer gefragt, ob man wohl heute mit einem Segelboot nach Katakolo fahren könnte. Er hatte mich ſonderbar angeſehen, mich offenbar für ſo verrückt gehalten, wie es ja die meiſten „Lordi" ſind, und weiter nichts geantwortet, als daß er die grauen Augenbrauen emporzuckte und den Kopf energiſch nach rückwärts bog.*) Seitdem hatte ich niemand mehr befragt. Wäre es möglich, hinüberzuſegeln, — die Barke würde mir auch ohne mein Zuthun angeboten werden.

Einigermaßen trübſelig ſaß ich am ſpäten Abend unter dem Säulenvorbau eines Kaffehauſes an der Platia und lauſchte dem Glockengeläute von San Marko, der Kirche der römiſchen Katholiken. Als Fremden bezeichnete mich auf Schußweite mein Regenmantel. — „Engländer?" fragt mich plötzlich ein alter Kerl in blauen Pluderhoſen, gelbem Ledergurt und braunem Wollmantel, der hinter meinem Stuhl herum an den kleinen Marmortiſch getreten iſt. — „Nein." — „Was denn?" — In Griechenland muß man ſolche Fragen beantworten, will man nicht für ungehobelt gelten. Auch Odyſſeus hat ſie beantworten müſſen, mehr als einmal. Man wartet in Griechenland nicht,

*) Auch dieſe Geberde für die ſtarke Verneinung iſt eine altgriechiſche: „ἀνανεύειν" (hinaufwinken) ſteht bei den Alten für „verneinen", „κατανεύειν" (herabwinken) für „bejahen".

bis der Fremde ſich vorſtellt, ſondern rückt ihm mit den gerichtlichen Vorfragen gerade auf den Leib.

„Ein Deutſcher.“ —

„Ah, ein großes Land das Deutſchland, ein reiches Land, ein — —“

„Weißt du das genau, Bruder?“

„Gewiß! es hat ja die größte Armee und iſt überhaupt die erſte europäiſche Macht. Wenn es nur das arme kleine Griechenland jetzt nicht ſo böſe — —“

„Willſt du mich wohl mit der verruchten Politik in Ruhe laſſen! Die hat mir noch gerade gefehlt bei dem Wetter!“

Der Alte, den ich anfangs für einen penſionirten Schmuggler oder ſchlimmeres gehalten, iſt ein ehrlicher Barkenheber und möchte gern mit mir ein Geſchäft machen. Er hebt eine lange Litanei über das heurige „anomale“ Wetter an, wie es ſehr gefährlich ſei für die Schiffahrt, beſonders zwiſchen Zante und Katakolo, dem großen Schlauch für den Südwind aus Egypten. Nicht jeder Fiſcher werde die Fahrt wagen; aber wenn der Herr deutſche „Baronos“ auf drei oder vier „Ikoſſáfranga“ (Zwanzigfrankſtücke) nicht ſähe, ſo ließe ſich's ſchon machen.

Wie ich ſchwanke, beginnt er — er, der Zantiote, — mir die Schrecken eines viertägigen Aufenthaltes in Zante zu malen. „Das Dampfboot geht erſt am Donnerstag, und manchmal geht es nicht pünktlich, zumal jetzt, wo alle Dampfer der Privatgeſellgeſellſchaften zur Truppenbeförderung benutzt werden. Wie langweilig aber Zante für einen Fremden iſt, das kannſt du dir gar nicht denken. Es kommt keiner zu längerem Aufenthalt hierher; du biſt ja auch der einzige hier.“

„Das Wetter iſt zu ſchlecht, und dein Boot zu teuer.“

„Dann fahre ich dich in meiner Karotſa ſpaziren, ich bin nämlich auch Wagenvermieter; für 25 Drachmen den Tag kriegſt du einen herrlichen Wagen mit zwei Pferden. Zante iſt wunder-

ſchön", — und nun ſchildert er die Schönheiten ſeiner Inſel, fünf Minuten nachdem er mir erzählt, warum kein Menſch es hier längere Zeit aushalte als einen Tag.

Es dauert eine geſchlagene Stunde und vier Taſſen Kaffe und ungezählte Zigarretten, ehe wir handelseins werden: wenn morgen früh um 6 Uhr menſchliches Wetter iſt und kein Südoſt weht, wage ich die Fahrt und bezahle für die gewonnenen vier Tage 50 Drachmen, wofür mir der alte Theódoros auch noch vollſtändige Reiſeverpflegung verſpricht, „lordikós" (λορδικῶς, „herrſchaftlich"). Zwei Schiffer ſollen mich hinüberfahren, davon iſt einer Gatte und Vater; wenn der ſein Leben um wenige Drachmen einſetzt, werde ich es auch wagen dürfen.

Am nächſten Morgen iſt Theódoros pünktlich an meiner Thür: „Schönes Wetter, Aſéndi!" — Das „ſchöne Wetter" beſteht in einem ſteifen Nordwind; aber wer geſchickt mit Segel und Steuer umzugehen weiß, der kann auch mit Nordwind von Zante nach dem Peloponnes fahren. An Geſchicklichkeit nehmen es nun die beiden braven Kerle, die mir Theódoros vorſtellt, mit jedem Schiffer von der Nordſee auf.

Der alte Pliarchos hat auch mit der verabredeten „herrſchaftlichen" Verpflegung Wort gehalten; denn

> „er legt' in das Boot zween Schläuche*), voll ſchwärzlichen Weines
> einen, und einen großen voll Waſſer; und gab mir zur Zehrung
> einen geflochtenen Korb voll herzerfreuender Speiſen."
>
> (Odyſſee, Geſang V. 265 ff.)

„Kaló taxidi!" (Glückliche Reiſe), — das Tau mit ſchwerem Stein ſtatt des Ankers (auch ganz wie bei den Homeriſchen Seefahrern) wird aufgewunden, das Boot abgeſtoßen, das hohe lange Segel aufgezogen, — wir ſchwimmen.

---

*) Lies: einen großen irdenen Krug.

Jeden Vorteil klug benutzend, um mit Nordwind nach Südosten zu kommen, dabei fleißig rudernd, sind Takis (aus Dimitrakis) und Niko, meine Schiffer, nach zwei langen, mühevollen Stunden noch immer nicht über Kap Hieraka, Zantes Südspitze, hinaus, und die Gesichter der armen Kerle werden ernst. Immer häufiger wischen sie sich den Schweiß von der Stirn. Endlich wirft Takis, der verheiratete, das Ruder hin und ruft: „Die Lámia läßt uns nicht (nämlich: vorwärts kommen)."

Auch Niko hat das Ruder eingezogen, und da inzwischen der Nordwind sich gelegt hat, so schaukelt das Boot dicht bei Kap Hieraka fast unbeweglich.

„Die Lámia?!" frage ich verwundert, — ich kenne sie aus der Schulmythologie und aus Göthes Faust nur als Unholdin der Erde.

„Ja, die Lámia," sagt Takis. „Sonst sitzt sie bei Kipariſſia auf einem Stein und ärgert die Schiffer; heute aber ist sie hierher gekommen und läßt uns nicht."

Die Philologen mögen erklären, wie aus der Lámia ein Meerunhold werden konnte; meinen braven Burschen hat sie jedenfalls eine bange Viertelstunde bereitet.

„Laßt uns erst mal frühstücken, Brüder," tröste ich sie; „der Wind kann sich drehen und die Lámia wegblasen."

Niko lacht: „Ich werde an meinen Prostatis (Schutzpatron, nämlich an den heiligen Nikólaos, den Patron der Schiffer) eine „Prosefchì"*) richten; der wird die Lámia schon unterkriegen." Takis zweifelt, aber Niko betet.

Dann wird gefrühstückt. Ich biete ihnen aus meinem Speisenkorb ihren redlichen Anteil; doch sie heben ablehnend die Köpfe: vor dem ersten Ostertage rühren diese täglich zu harter Arbeit gezwungenen armen Menschenkinder keinen Bissen Fleisch an,

*) *Προσευχή*, besonderes Gebet an einen Heiligen.

kein Ei, nicht mal ein Stücklein Käſe, und ſind doch kräftig und lebensfroh.

Aber Wein trinken ſie zu ihren ölbefeuchteten Brotkanten. Sie haben ihren eigenen Wein mitgebracht, eine geringere Sorte als meiner. Sie ſind aber zu beſcheiden, um mit mir aus demſelben Krug zu trinken, und ich muß meine Autorität als „Lordos“ einſetzen, damit ſie mit mir teilen. „Den Wein hat Noa ſelber gepflanzt, — da trinkt.“

Sie danken und trinken. Dann ſagt Takis: „Nicht Noa, Aſéndi, ſondern der heilige Dionyſios!“ — Er hat nie von Noa gehört, denn er iſt in keiner Schule geweſen; aber vom alten Weingott Dionyſos hat er Kunde und nun verwechſelt er den mit dem heiligen Dionyſios!

Ob uns nun dieſer geholfen, oder der heilige Nikolaos, — genug, während wir gegeſſen und getrunken, hat ſich der Wind gedreht. Erſt ſachte, dann kräftig und immer kräftiger puſtet es aus Weſten her; das Segel bauſcht, der Schaum ſpritzt um den ſpitzen Bug, und unter Lachen und Singen fahren wir übers Meer mit einer beängſtigenden und doch wieder entzückenden Geſchwindigkeit, ſodaß die Schiffer alle fünf Minuten mir zujauchzen in ihrem Italieniſch-griechiſch: „Paï san vapore“ (es geht wie ein Dampfer).

Sie ſingen nicht ſehr ſchön, und der Wind verweht manch Wort; aber es hilft die Zeit hinbringen, und ich werde nicht müde, zuzuhören. Niko ſingt mir zu:

„Sei dir's vergönnt, Aſéndi mein, zu bauen 'ne Fregatte,
Mit einem hohen Hinterteil, mit einem Leu am Buge,
Die Maſten ſollen bronzen ſein, das Tauwerk ſei von Eiſen,
Die Segel ſollen Seide ſein, die Segelſtangen ſtählern.
Am Buge ſitzt der Gottesſohn, die Jungfrau in der Mitte,
Und hinten an dem Steuer ſitzt der heilige Nikolaos.

Deutlich sehen wir jetzt die gelbsandige, flache Küste von Elis und die Mündung des Peneus-Stromes (heute Gastunitiko). Ja, das ist Elis, die „göttliche", die „breitgelagerte", die „Rosse weidende", wie Homer sie benennt. Das Land, darin Olympia liegt! Schneebedeckte Gipfel begrenzen den Blick im Osten, der Olonos und vielleicht, darüber emporragend, die Kyllene: Griechenland ist klein, der ganze Peloponnes um ein Drittel kleiner als Pommerland, — da umfaßt ein Blick an hellblauem Tage ein weites Gebiet.

Um einen schwer zu umsegelnden Klippenvorsprung müssen wir in großem Bogen herum. Noch sieht man nichts von Katakolo, doch ahnt man seine Nähe: schneeweißbesegelte Fischerboote fliegen aus der Bucht uns entgegen, und — horch! ein langgezogener, häßlicher Pfiff schrillt übers Meer: die Lokomotive der Eisenbahnlinie Katakolo-Pyrgos!

Man vergißt auf solcher Reise leicht und gern, daß es Eisenbahnen giebt. Aber ohne den „Sidiródromos" nach der Hauptstadt von Elis käme ich heute Abend nicht mehr in ein gutes Bett, — nach der fast zwölfstündigen Schaukelei sehnt man sich danach —, und morgen nicht bei Zeiten nach Olympia. Der Zug ist von Pyrgos angelangt und soll um 6 Uhr dorthin zurückfahren. Meine Uhr zeigt 5 Minuten vor 6! Ich hatte längst meinen Schiffern den Preis eines „Arnáki" (Lämmchens) für den nahen Osterschmaus als Dankgeschenk versprochen, wenn sie mich zur rechten Zeit an den letzten heutigen Eisenbahnzug schafften. Die Braven haben es fertig gebracht, dank dem Westwind, dem heiligen Nikolaus und — der Liebenswürdigkeit des Eisenbahndirektors, Bahnhofvorstehers, Schaffners, Bremsers und Billetverkäufers von Katakolo, d. h. des einen biederen Eliers, der alle jene Ämter in seiner Person vereinigt.

Lange vor meiner Landung haben sich die 3 oder 400 Einwohner von Katakolo am Gestade versammelt, um mit ge-

bürendem Gaffen und Fragen den waghalſigen Fremdling zu empfangen, der an einem Sturmtag wie dieſem die Fahrt unternommen. Zu den Gaffern und Fragern gehört natürlich auch der vielbeſchäftigte Beherrſcher der erſten griechiſchen Eiſenbahn, die meine Augen erblickt haben. Ehe ich ſicher gelandet und eingeſtiegen, durfte der Zug nicht abdampfen. Die Züge auf dieſer gemütlichſten aller Eiſenbahnen verſäumen nie einen „Anſchluß“: keinem ihrer Fahrgäſte kommt es darauf an, ob er eine Viertelſtunde früher oder ſpäter nach Pyrgos gelangt, und nun gar heute, wo für die Verſäumnis durch den Anblick eines auf beſonderer Barke heranſchwimmenden „Lordos“ ſo reichliche Entſchädigung geboten wird!

Dutzende von Händepaaren ſtrecken ſich mir entgegen, um mir aus dem Boot zu helfen. Im Triumphzuge werde ich zum Bahnhof geleitet; das Billet habe ich in der Hand, ohne mich ans Schalterfenſter bemühen zu müſſen; das Fahrgeld kaſſirt der Alleinherrſcher der Eiſenbahn unterwegs ein. Nun klappert der niedliche, mit reinlichen, bequemen Wagen ausgeſtattete Zug auf den ſchmalſpurigen Geleiſen nach Pyrgos, faſt zwei Meilen von Katakolo gelegen.

Die Wagen ſind aus der Schweiz, die Schienen aus Frankreich, die beinahe zierliche Lokomotive aus Chemnitz. Aber das thut nichts: jedes Land muß nicht jedes hervorbringen, und ſo gut wie man Griechenland vorwirft, daß es durch ſeinen Mangel an Induſtrie der ganzen Welt „tributpflichtig“ ſei, könnte man auch von ihm rühmen, daß es die ganze Welt für ſich arbeiten läßt, juſt als gäbe es noch ein altes Hellas mit freien Hellenen, die nicht ſelber grobe Arbeit verrichteten, ſondern ſich ihre Sklaven und Heloten dazu hielten.

Rund um die Bahn das zarte Weißgrün der aufſprießenden Korinthenreben. Katakolo iſt der wichtigſte Ausfuhrhafen für die Korinthenernte im weſtlichen Peloponnes, und käme ich im

Herbst nach dem heute so stillen und gelangweilten Nest, ich würde wohl ein Dutzend großer englischer und griechischer Dampfer sehen. Mit dieser in gutem Andenkengedächtnis stehenden, kleinen, sauersüßen Frucht bezahlt der peloponnesische Bauer die europäischen Heloten, die für ihn die bunten Kopftücher seiner Frau, die Schienen seines Transportweges, die Schneiden seiner Rebmesser in rauchigen Fabriken herstellen, dieweil er als freier Mann auf schuldenfreiem Erbe ein mäßig arbeitsames, genügliches, sorgenfreies Dasein führt und nach einer guten Ernte und bei guten Preisen auf dem Londoner Markt im Umsehen ein hübsches Häuflein blauer 25-Drachmen-Noten aufschichten kann. Es ist gut, daß die Arbeiter unserer Fabriken, auf deren Blüte wir so stolz sind, jene peloponnesischen Bauern nicht sehen können: ich fürchte, sie würden an dem Segen der gepriesenen Fabrikschlote noch mehr irre werden, als schon jetzt.

Pyrgos! — die Hauptstadt von Elis, der größte Handelsplatz im Peloponnes nach Patras, eine Filiale des deutschen Vizekönigs von Griechenland: des Herrn Fels. Der Konsul Fels in Korfu, ein geborener Lindauer, beherrscht Griechenlands Wein- und Korinthenmarkt. Überall sitzen seine Statthalter und Unterbeamten, in Patras, Pyrgos, Kalamata, und wo nicht sonst noch! „Katástima tu Fels“ (das Haus Fels) ist für Griechenland ein Klang, wie anderswo „Haus Rothschild“. Einer seiner jüngsten Prokonsuln, ein gutherziger, schon halb und halb ins Griechische übersetzter Schwabe, empfängt mich, den Landsmann, mit echtschwäbischer Gefühligkeit, und nach einer Viertelstunde bin ich ein Mitglied des Kreises um ihn. Junge gebildete griechische Kaufleute und Advokaten machen sich ein wahres Vergnügen, mich aus einem Kaffehaus ins andere zu schleppen, denn an Pyrgos selber sei doch nichts zu sehen. Sie haben Recht: die jetzt 10000 Einwohner zählende Hauptstadt des Nomos Elis ist nicht viel anderes als eine unendlich lange

Gasse weißgetünchter Häuser, darunter der vierte Teil Korinthenspeicher. Es ist ein um diese Stunde noch mondloser, aber hellgestirnter Abendhimmel, und die ganze männliche Bevölkerung von Pyrgos steht vor den Kaffehäusern rauchend und schwatzend umher: die Kaufleute, Advokaten, Ärzte und dergleichen vornehmes Volk in europäischer Kleidung und gestärkter Wäsche, — alle übrigen, d. h. die Mehrzahl, in weißleinenen Kniegamaschen, Fustanella und bunter Jacke, mit Troddelfez oder Kopftuch.

Pyrgos ist der Ausgangspunkt für den Besuch von Olympia. Eine von der griechischen Regirung erbaute Fahrstraße verbindet die Hauptstadt und das uralte Heiligtum von Elis. Das war die einzige Gegenleistung, welche Griechenland für die Ausgrabung seiner berühmtesten Tempelstätte durch Deutschland übernahm: 20 Kilometer eines lehmigen, buckligen, schlechtbefestigten Dorfweges.

Kaum habe ich mich in dem neuen, europäisch-eleganten „Hôtel d' Olympie" (mit griechischem dienstfertigen Wirt) zum Abendessen hingesetzt, so melden sich die Wagenvermieter, bescheidene Menschen, die höchlich erstaunt und betrübt sind, daß ich durchaus zu Fuß nach Olympia spaziren will. Der Fremde läuft Gefahr, seinen und überhaupt der Reisenden guten Ruf zu zerstören, wenn er auf solchem ungriechischen Gelüst besteht. Aber diesmal blieb ich fest, so traurig mich auch der Wirt Andreas und sämtliche Amaxilatä (Wagenführer) von Pyrgos ansahen.

In der Nacht überfiel mich — die Seekrankheit, im guten Bett des besten Gasthauses im Peloponnes! Auf manchem europäischen Meer im Sturmwetter gesund dahin gefahren, und nun dieses Elend auf festem Lande! Ich hatte im Übermut des Gesundbleibens mir manchmal gewünscht, aus Erfahrung über Seekrankheit mitreden zu dürfen, — dafür war nun diese Strafe über mich verhängt. Vor dem Allerschlimmsten blieb ich bewahrt:

mein Magen benahm ſich ſo wohlerzogen, wie je; aber der Kopf! Es muß die ungewohnte Schaukelei während eines langen Tages unter ſüdlicher Sonnenglut im leichten, offenen Boot geweſen ſein, die dieſen ſchrecklichen Zuſtand einer Seekrankheit am Lande erzeugte. Mein feſtes, eiſernes Bett ſchaukelte auf und nieder, während ich weitoffenen Auges, mit hämmernden Schläfen und glühender Stirn dalag, unfähig einzuſchlafen. Alle Bewegungen meines Bootes fühlte ich jetzt noch einmal nach: die Stöße von oben nach unten, das Wiegen von Seite zu Seite, das Gleiten von Wellenberg durchs Wellental auf den nächſten Wellenberg. Wenn dieſe Qual noch eine Viertelſtunde dauerte, ſo war ich genau ſo ſeekrank wie eine Gouvernante, oder verrückt. Ich taumelte aus dem Bett, badete Geſicht und Scheitel mit kaltem Waſſer, riß beide Fenſter auf und kleidete mich marſchfähig an. Ein faſt blendendes Halbmondlicht zittert über den öſtlichen Hügeln aus der Gegend von Olympia. Die Gaſſe von Pyrgos iſt totenſtill; kein Hundegebell, kein Wächterruf. Nur gedämpftes Fröſchegequak aus der Ferne.

Das Gefühl des Taumels vergeht am offenen Fenſter, und der Schlaf, den ich unter den heißen Decken nicht gefunden, ſenkt ſich milde von den Schwingen des Nachtwindes auf mich nieder.

Das Gaſthauspädi hat von mir den Auftrag erhalten, mich vor Tag zu wecken, aber ich höre nicht ſein Klopfen. Er öffnet die unverſchloſſene Thür, ſieht mich ſchlafend — er denkt wohl tot — am Fenſter und thut einen Schrei: „Aſendi!“ — Ich bin wach, friſch wie noch an keinem früheren Tage der Reiſe und rüſte mich vollends zum Abmarſch nach Olympia. Das Pädi kocht mir eine dicke Kaffeſuppe und Eier; im Schrank liegen noch ſüße Kuluria (Prätzel). — was braucht man mehr? Inzwiſchen iſt auch der Wirt, Andreas Theodoſiu, ein ſechs Fuß hoher, blonder Dreißiger, ans Tagewerk gegangen, hilft mir mein

Ränzelchen umhängen, regelt unſere Rechnung (ganze 4 Drachmen für Abendeſſen, „Schlaf“ und Frühſtück) und geleitet mich dann auf die Straße nach Warwáſſäna, über die der Weg nach Olympia führt. Es iſt 5 Uhr geworden, und die erſten Strahlen der Sonne zittern im Blattwerk der Ölbäume und Platanen am Wege.

Sechſtes Kapitel.

Nach Olympia.

Denk' ich an jenen erſten Morgen im Peloponnes, ſo überfällt mich noch jetzt immer dasſelbe Gefühl wie damals: mir iſt, als wäre ich garnie in Olympia und weiter drüber hinaus geweſen, und mein Herz empfindet, mit eigener Kunſt des Vergeſſens, noch die Schauer der neugierigen, ahnungsvollen Ängſtlichkeit, mit der man die erſten Schritte, mutterſeelallein, in das fremde Land hinein thut. Nicht Angſt vor Gefahren und Beſchwerden. Hätte ich die je zuvor gehabt, ſo ſäße ich zu Hauſe oder wandelte die Leipziger Straße in Berlin entlang. Aber wie eine Angſt vor dem Gewaltigen, was mir bevorſtand: man geht nicht Olympia, Phigalia, Ithome, Sparta, Mykenä entgegen, wie irgendwelchen berühmten Stätten der Schweiz oder Tirols.

Die Straße iſt eine gutgriechiſche „Fahrſtraße", d. h. ſie mag einmal, zur Zeit der deutſchen Ausgrabungen von 1875 bis 1880, ganz leidlich zu befahren geweſen ſein; heute iſt ſie in einem Zuſtande der Holprigkeit, daß ich froh bin, nicht auf einem Gefährt mich rütteln zu laſſen. Die Griechen, mit Ausnahme der Athener und der Jonier, ſind keine Wagenfahrer, wie ſie auch keine Wegebauer ſind. Die jetzige Regirung mag im lobenswerten Eifer des Fortſchreitens mit ſchwerem Gelde Kunſtſtraße

auf Kunſtſtraße bauen, — der größte Teil des Verkehrs vollzieht ſich nach wie vor mit Saumtieren. Es giebt, zum Glück für das Land, ſo viel Kleingrundbeſitz, daß ein Pferd oder Maultier, ja ſelbſt ein Eſelein, meiſt ganz gut genügt, um Ausfuhr und Einfuhr einer Bauernfamilie zu ſchleppen. Bauerngut-Wirtſchaft mit Wagen und Pferden iſt noch unbekannt.

Das ſehe ich an den Karawanen, die mir im Morgenſonnenglanz entgegenkommen. Ganz Elis ſcheint auf der Wanderſchaft nach Pyrgos begriffen. Das Oſterfeſt ſteht vor der Thür: da gilt es, allerhand Einkäufe in der Hauptſtadt zu machen: Wachskerzen für die Heiligenbilder, Weizenmehl für die Oſter-Kuluria (Oſterprätzel), neue Kopftücher, Fez, Gürtel, Schuhe, „Kaltſäs“ (Beinſchienen, d. h. Beingamaſchen). Heut kriege ich auch griechiſche Frauen zu ſehen, denn es giebt Tücher und ſonſtigen Oſterſtaat einzukaufen, da muß die Hausfrau ausſuchen. Die Mädchen ſind zu Hauſe geblieben.

O über das Erſtaunen dieſer reitenden Männer und Weiber, wie ſie mich „apoſtoliſch“ einherwandern ſehen! Ein Fremder zu Fuß, mit dem Torniſter auf dem Rücken! Wir bewunderten uns gegenſeitig in gleichem Maße: ich den bunten Aufzug der Reittiere mit ihren Teppichſchabracken und die bunten Menſchen darüber; ſie den ſonderbaren Kauz, der nicht einmal ein Pferd, geſchweige denn einen Wagen zu der Reiſe genommen. Hunderte ſolcher Bauern und Bäuerinnen habe ich zwiſchen Pyrgos und Warwáſſäna getroffen: immer gab's einen kleinen Halt der Reitenden, ein erſtauntes und mitleidiges Lächeln beim Gruß; dann ein Hälſerecken hinter mir her.

Der Weg geht unaufhörlich an vollknoſpigen Oleanderbüſchen vorüber. Noch iſt keine Blüte daran erſchloſſen, aber ſtatt der Blüten ſingt es in den Büſchen links und rechts mit ſanftflötenden und dann wieder hellſchmetternden Tönen. Nachtigallen, kleine graue Nachtigallen ſind es, ganz dieſelben, die in der Heimat im

laubigen Wipfel am Abend ſich hören laſſen. Sie fürchten ſich nicht im mindeſten vor dem Wandrer; auf den ſchwankenden Weiden des Oleanders ſitzen ſie und wiegen ſich und ſingen: zum erſtenmal im Leben ſehe ich ein offenes Nachtigallenſchnäbelchen; die Augen hat das Tierchen, wie vor Vergnügen über den eigenen Geſang, geſchloſſen.

„Tiotio, Tiotio, Tiotiotinx!“ — wie Ariſtophanes ſie in den Büſchen des atheniſchen Iliſſos gehört und beſungen:

„Trauteſte, Blonde, du,
Mein trauteſtes Vögelein,
Nachtigall, o Geſpielin!
Kommſt du, kommſt, erſcheinſt du,
Bringſt anmutige Lieder uns?
Die mit lieblicher Flöte du
Süße Lenzmelodien tönſt!“

Reichliches Waſſer rieſelt in Bächen und Gräben. Elis hat noch Wälder auf den ſanften Hügeln und iſt darum nicht ſo verdorrt wie manche andere Provinzen des Peloponnes. Hier iſt das Erdreich dunkler als auf den joniſchen Inſeln, nicht ſo eiſenhaltig. Aber die Korinthen bedürfen auch nicht ſolcher Glut des Bodens, wie die Weinſtöcke. Selten ein Weizen- oder Gerſtenfeld. Doch hier führt ein Bauer hart am Wege den Pflug hinter einem Ochſen. Er blickt von der Arbeit auf, ich ſpringe über den Graben aufs Ackerfeld, und wir begrüßen uns.

Er hat keine Eile, und ein Europäer kommt nicht jedes Jahr zu ihm an den Pflug. — Halt, der Pflug! Ein Stück Holz, rund, drei Fuß lang, dick wie ein Kinderarm, vorn mit einer Eiſenöſe, an welche der Stier geſpannt iſt, hinten mit einem dicken, breiten Nagel, der etwa 5 Zoll tief in die Erde reicht.

Dies iſt der berühmte griechiſche Pflug, gewiß noch ebenſo, wie er zu Heſiods Zeiten die Furche zog. Es iſt die Pflicht jedes aufgeklärten Hellasfahrers, über dieſen Pflug ſeine Ent-

rüſtung von ſich zu geben, zumal wenn man aus Ländern mit patentirten Dampfpflügen kommt, welche das Erdreich wohl $1^1/_2$ Fuß tief aufwühlen. Daß ein europäiſcher Pflug in der fruchtbaren Ebene von Elis Wunderwerke verrichten würde, iſt gewiß. Nur vermag ich nicht einzuſehen, welcher Segen dem Bauersmann daraus entſtünde, ihm, der mit ſeinem mäßigen Ertrag jetzt ſo zufrieden und glücklich iſt. Möglich, daß er bei reicherer Ernte ſeinen wollenen Mantel aus England oder Deutſchland beziehen würde, ſtatt vom Spinnrocken und Webſtuhl ſeines Weibes. Möglich auch, daß er für den dreifachen Ertrag ſeines Weizenfeldes Geld genug gewänne, um ſeinen Sohn nach Athen auf die Univerſität zu ſchicken und Advokat oder Arzt werden zu laſſen. Nur hat Griechenland ſchon jetzt einige tauſend unbeſchäftigte Advokaten und mehrere hundert desgleichen Ärzte zuviel und erſtickt im Fett ſeiner akademiſchen Bildung.

Aber die Pflicht des kulturhiſtoriſchen Touriſten verlangt von mir, dem Bauer die hergebrachten Vorhaltungen über den breiten Nagel ſtatt des Pfluges zu machen. So lange wir uns übers Wetter, über Krieg und Frieden, über Griechenland und Deutſchland unterhalten, geht alles gut; mit meiner Kritik des „primitiven griechiſchen Pfluges“ komme ich übel an.

„Ich habe ſchon einmal aus Pyrgos eine von euren europäiſchen Maſchinen bezogen; der Pflug kam aus Athen*) und hat 28 Drachmen gekoſtet, — mit einem Eiſen ſo lang und ſo breit. Mein Stier hat ſich verwundert, wie er das ſchwere Ding hinter ſich herſchleppte, vor zwei Frühlingen.“

„Nun, und —?“

„Nun liegt er verroſtet in der Ecke, ſchöne weggeworfene 28 Drachmen.“

---

*) Aus Piraeus jedenfalls, aus dem Einfuhrgeſchäft für deutſche landwirtſchaftliche Geräte in Griechenland.

Aha, denke ich, dies ist die männiglich bekannte „griechische Faulheit und Indolenz“, die von Fortschritt und „rationeller Bodenbewirtschaftung“ nichts wissen will.

„Warum liegt er denn verrostet da?“

„Warum? Weil kaum ein Halm nach der Pflügerei aufgegangen war, und doch ist damals ein gutes Jahr gewesen. Meine Nachbarn in Warwássäna haben mich tüchtig ausgelacht: ich mußte mich krummlegen und meinen Wein verkaufen, um Brot zu haben. Bei uns trägt die Erde nicht tiefer, als dieser alte Pflug gräbt.“

Ich bin kein Landwirt, aber so viel begreife ich jetzt, daß in diesem Erdreich, welches seit Jahrtausenden nicht tiefer aufgegraben worden als 6 Zoll, nichts wachsen kann, wenn man mit unseren Tiefpflügen darüber kommt. Die Erde, so fruchtbar sie sein mag, thut's nicht allein, wenn sie sich nicht gleichmäßig mit Luft und Sonnenschein mischt, und das ist hier nicht geschehen, so lange es eine griechische Kultur giebt. Was Wunder, wenn das tiefer liegende Erdreich taub und öd geworden ist und auch dem europäischen oder gar amerikanischen Pfluge mit Undank lohnt. Tief umgegraben und ein ganzes Jahr lang brachgelegt müßte griechisches Weizenland werden, ehe die Saat gestreut wird. Inzwischen aber wäre der kapitallose griechische Bauer verhungert. —

Der Warwassänier, ein Mann in den Vierzigern, ist wieder an die Arbeit gegangen, d. h. er hat sich auf das hintere breite Ende des Pfluges gestellt, um durch seine Schwere die Pflugschar (den Nagel) in die Erde zu drücken, und mit „Oxo!“ und „Embros“ *) pflügt er weiter, den Rain entlang, während ich auf dem beblümten Grabensaum neben ihm gehe.

„Warum pflügst du denn selber? Hast du keinen Sohn?“

---

*) Ὄξω (ἔξω) „fort!“ — ἐμπρός „vorwärts!“

„Zwei, Afendi, alle zwei in der Epiſtratia (Mobilmachung) in Theſſalien. Da müſſen wir Väter ſelber aufs Feld.“

„Es giebt gewiß keinen Krieg; deine Söhne werden bald zurückkommen.“

„Soll mir lieb ſein, denn ich kann ſie brauchen. Beſſer aber, es gäbe Krieg!“

Ich hatte in unſeren ſo ausgezeichnet über griechiſche Verhältniſſe unterrichteten Zeitungen vor meiner Abreiſe immer nur geleſen, „das griechiſche Volk wolle nicht den Krieg“; die ihn wollten, das ſeien nur „ein paar hundert atheniſche Schreier“, die ſich drückten, wenn es ernſt würde. Iſt nun dieſer eliſche Bauer, der zwei Jungen an der Türkengrenze hat, „Volk“, oder was ſonſt? — Mehr und mehr gewöhne ich mich an den ſchauderhaften Gedanken, daß unſere Zeitungsſchreiber doch vielleicht nicht ganz genau über den wahren Geiſt des griechiſchen Volkes — „Volk“ iſt hier Bauernvolk — unterrichtet ſein möchten.

„Warum wäre denn der Krieg beſſer? Krieg iſt doch ein böſes Ding.“

„Das weiß ich, Afendi. Mein Vater hat ja ſelber vor 60 Jahren mitgekämpft und bei Arachova*) eine Türkenkugel ins Bein gekriegt. Er kann nur humpeln, — iſt jetzt 80 Jahre alt. Der hat damals uns Moraïten frei machen helfen; nun ſollen meine beiden Jungen helfen, unſere Brüder in Epiros und Makedonien frei zu machen. Darum wäre es beſſer, es gäbe Krieg.“

Gern hätte ich den lahmen Alten, der noch unter dem Helden Karaïskakis gefochten, in Warwáſſäna geſehen und geſprochen; doch ſein Sohn ſagte mir, der ſei nicht zu Hauſe: „Er iſt ein bischen nach Koliri (Dorf links oberhalb Warwáſſänas) hinauf-

*) Schlacht bei Arachova am Fuß des Parnaß, im Dezember 1826, in welcher Karaïskakis die Nordarmee der Türken vollſtändig beſiegte.

geritten zum alten Michaïl, mit dem er zuſammen bei Arachova gefochten. Sie ſind beide lahm, Michaïl am linken, mein Vater am rechten Bein, beſuchen einander aber jede Woche. Da kannſt du Kriegsgeſchichten hören!“ —

„Warwáſſäna! Mein erſtes Gefecht mit griechiſchen Hunden!“ — ſo ſteht in meinem Tagebuch. Ich hatte in allen Reiſebeſchreibungen von den Beſtien geleſen; wie ſie aber, ein Rudel von 10—12, auf mich losſprangen und losbellten, verlor ich die Faſſung. Mit ſpitzen, langen Wolfzähnen ſtanden und ſprangen ſie um mich herum, zu feig, um von vorn den Angriff zu wagen, und darum ſich hinter meinen Rücken ſchleichend. Ein Glück, daß ich den Revolver nicht in der Bruſttaſche, ſondern im Torniſter trug; ich hätte ſonſt gewiß in der erſten Beſtürzung zwiſchen das Hundepack hineingefeuert, womöglich eine der Beſtien getroffen und mir dadurch die erzürnten Bauern von Warwáſſäna auf den Hals gezogen. So deckte ich mir den Rücken, indem ich mit dem dicken, aus Ithaka mitgebrachten Olivenholzknüppel große drohende Kreiſe nach hinten ſchwang, — von vorn fühlte ich mich durch die Feigheit der wie toll blaffenden Hunde geſchützt. Wäre ich ſo homerbeleſen, wie Herr Schliemann, ſo wären mir vielleicht, wie einſt ihm, die Verſe der Odyſſee eingefallen, und ich hätte gleich ihm und gleich dem erfahrenen Odyſſeus gehandelt:

„Plötzlich erblickten Odyſſeus die wachſam bellenden Hunde,
Und ſie ſtürzten auf ihn laut ſchreiend. Aber Odyſſeus
Setzte ſich klüglich nieder und legte den Stab aus den Händen.
Aber der Sauhirt lief aus der Thür mit hurtigen Füßen
Hinter den Bellenden her und warf aus den Händen das Leder;
Scheltend verfolgt er die Hund' und zerſtreute ſie hierhin und dorthin
Mit geworfenen Steinen.“

Leider habe ich die Richtigkeit der Beobachtung Homers über das Benehmen griechiſcher Hunde niemals durch das Mittel des Odyſſeus: Stillniederſitzen, zu erproben gewagt, wie Herr

Schliemann mit ſo großem Erfolge gethan zu haben verſichert. Ich habe mich lieber auf meinen Stock, einen drohend in hoch gehobener Hand geſchwungenen Stein und auf das meiſt zur rechten Zeit ertönende „oxo!“ der Bauern verlaſſen.

Ein kurzer Halt, ohne das Ränzel abzulegen, wird vor der Wegeſchänke von Warwáſſäna gemacht; ein Gläschen Raki, dazu ein großes Glas friſchen Quellwaſſers und ein Kuluri werden ſtehend verzehrt. Hinter dem Bakáliko höre ich eine keifende Weiberſtimme, die in einemfort „Allúteros“ (Heide, eigentlich: Lutheraner) ſchimpft und dann gelegentlich ein „Keratá!“ einflicht. Die Stimme mußt du „ſehen“, und gehe ums Haus herum. Da ſteht eine greuliche alte Hexe, eben im Begriff zu gehen, und flucht dem Bakális, weil — er ihr nicht länger Waren auf Borg hergeben will. Im höchſten Zorn bückt ſie ſich plötzlich und ſchlägt mit flacher Hand und ausgeſpreizten Fingern auf die harte Erde neben der Ziſterne, als wolle ſie die unterirdiſchen Götter gegen den hartherzigen Bakális anrufen. Dieſer aber bekreuzt ſich, um den Unheil drohenden „böſen Blick“ des Weibes zu bannen. —

Noch eine Stunde, und ich werde am Tempelfeld von Olympia ſein. Ich habe Eile, aber ich habe auch Hunger, und die Sonne brennt glühend heiß. Die Zypreſſen neben dem Wege geben wenig Schatten. Vor mir, links auf dem Hügel, winkt ein Wäldchen; dort könnte man raſten.

Was wie ein Wäldchen ausſah, iſt ein Dorf, ein recht ſtattliches. Um jedes Haus herum ein kleiner Olivenhain, und hier und da, trotz der vorgerückten Jahreszeit — zweite Hälfte des April — ſchimmern zwiſchen dunklerem Grün noch einige verſpätete Portokalia. Die Mandelbäume blühen, die Kirſchbäume zeigen ſchon reifende Früchte, und an den Randelaberäſten der Feigenbäume ſitzen grüne, leider noch nicht eßbare Feigen. Dies

muß, nach der Karte, das Dorf Kriekuki ſein, wohin ich vom Wirt des Olympia-Hôtels in Pyrgos auf einem Stück gelben Strohpapiers einen Empfehlungsbrief an ſeinen Kollegen und Freund den Chani-Beſitzer in der Taſche trage. — Zwei blondköpfige Jungen, blond wie Schleswigholſteiner, weiden am Wege gemeinſchaftlich ein Zicklein und bleiben, wie ſie mich ſehen, offnen Mundes angewurzelt. Wäre dies Italien, ich würde um einen Soldo angebettelt. Im Peloponnes aber bettelt man nicht, ſondern gafft nur.

Auf ein Wort von mir überlaſſen beide eliſche Blondköpfe das Zicklein ſeinem Geſchick, nehmen das Ränzel jeder an einem Riemen und ſchlenkern damit die hartgetrockneten natürlichen Treppenſtufen des Lehmweges zum Dorf hinauf.

Der Chanſis (Chani-Wirt) ſteht in ſchneeweißen Hemdärmeln vor der Thür, im Geſpräch mit einem guten Dutzend Kriekukianer. Hierher iſt anſcheinend noch kein europäiſches Kleidungsſtück gedrungen: die Fuſtanella, der rote Schnabelſchuh und der ärmelloſe weiße Vließrock herrſchen mit ſchöner Ausſchließlichkeit. — Der Wirt, der zugleich einem „Pandopolion“ (Kramladen) vorſteht, begrüßt mich und nimmt meinen Empfehlungsbrief mit der Würde eines Monarchen entgegen, der einen Geſandten empfängt. Dann eine noch wärmere Begrüßung und die Frage, was er mir zu eſſen und zu trinken geben ſoll. Nicht wie ein Chanſis um ſchnöden Gewinn; nein, wie ein Gaſtfreund den Gaſtfreund empfängt er mich. Ich bin verlegen, denn noch bin ich nicht gewöhnt, Eſſen und Trinken zu fordern und auszuſuchen, wo offenbar keine Bezahlung erwartet wird.

Milch? — die hat er nicht; aber etwas viel Köſtlicheres: Jaúrti! Ich kenne Leute, die Griechenland alle Gebrechen verzeihen um ſeinen Kaffe und ſein Jaúrti. Es iſt ſaurer Ziegenlab, krümlig, ſchwer verdaulich, aber gar zu gut ſchmeckend, zumal mit Streuzucker zuſammengeknetet. Dazu ein leicht-

reſinirter Wein, — nur nicht viel davon! — eingebrocktes Schwarzbrot, und ein echtgriechiſches Frühſtück iſt fertig.

In der Gaſtſtube des Chani ſteht ein langer Tiſch an der ſchlauchbehangenen Wand. Kaum habe ich mich daran niedergeſetzt und die Jaúrti-Schüſſel vorgenommen, ſo ſtrömt es von der Dorfgaſſe durch die enge Gnadenpforte herein, „um das Rhinozeros zu ſehn“. Erſt die Kinder, groß und klein, ſo viele das Chani faßt; nur die ganz Kleinen, die ſich vor dem fremden wilden Tiere fürchten, bleiben neugierig-ſcheu draußen ſtehen, laufen davon, bei der geringſten Bewegung des Fremden nach der Thür, um ſogleich wiederzukommen. Dann die Männer, unter ihnen der Dimarchos, ein Bauer wie ſie alle, nicht immer der reichſte, aber meiſt der, welcher „ta grámmata“ (die Buchſtaben, d. h. Leſen und Schreiben) kennt. Die Frauen fehlen, wie überall.

Da ſtehen ſie nun, dieſe kleinen und großen Kinder, und ſtarren uns an mit weitaufgeriſſenen Augen, ohne ein Wort, eine Bewegung; Neugier in jedem Muskel des Geſichts, mit Blicken, die einen langſam auskleiden, die einen durchbohren, um das große Geheimnis des Wer? Woher? Wohin? Warum? zu ergründen.

In Kriekuki beſtand ich die erſte große Feuerprobe griechiſcher Neugier. Der Wirt kannte zu gut die Pflichten der Gaſtlichkeit, um mich auszufragen, und ich — ich war durch dieſes Kreuzfeuer forſchender Blicke ſo befangen und ſchüchtern geworden, daß ich kein Wort zu ſprechen wagte. Vor einer Stunde waren mir die griechiſchen Hunde als die größte Widerwärtigkeit einer Reiſe durch Hellas erſchienen; aber dieſe Belagerung durch friedliche, ſtumme, neugierige Menſchen war ſchlimmer.

Ich aß, und es ſchmeckte mir; und wie ich aß, wuchs mein Mut. Ich beſann mich, daß ich ja etwas griechiſch reden könnte; nur wußte ich nicht recht, was zu ſagen? Die Schüſſel war noch lange nicht leer, aber ich war ſatt. Eine Zigarrette gedreht,

geklebt und angezündet, — aber da ſteht kein Feuerzeug. Stotternd frage ich den Nächſtſitzenden, einen ſchönen, blaſſen, einäugigen Jüngling: „Echis ena spirto?“ (Haſt du ein Streichholz?) — Hui, wie es da über das blaſſe Geſicht leuchtet! Er und vier oder fünf andere greifen in den Ledergürtel und holen aus gelbem Tütenpapier Streichhölzer hervor, genug um damit durch den ganzen Peloponnes auszukommen. Aber das erſte Schwefelhölzchen verſagt, das zweite verſagt; erſt das dritte brennt nach unſicherem bläulichen Glimmen.

„Ine kiwernitika“*) ſagt trocken der Herr Dimarchos von Kriekuki, und alles lacht aus vollem Halſe. Nun iſt das Eis der Fremdheit zwiſchen mir und den Kriekukianern gebrochen, und das Geſchwätz — ſelbſtverſtändlich das politiſche — kann losgehen.

Da kommt, ein Retter in hoher Not, durch die offene Thür ein junger Mann in europäiſcher Tracht herein und redet mich mit großer Herzlichkeit, wenn auch in ſchauderhaftem Franzöſiſch an: ob ich mit ihm ſein einfaches Junggeſellenmittag teilen wolle? Er kennt mich nicht, und ich kenne ihn nicht; aber er iſt der Arzt von Kriekuki, kleidet ſich europäiſch und fühlt ſich verpflichtet, dem Fremden zu zeigen, daß man ſelbſt in einem Dorf in Elis franzöſiſch zu ſprechen und — wirkliche Beefſteaks zu braten verſteht.

Sollten dir, mein lieber Doktor Georgios Jannáku von Kriekuki, jemals dieſe Zeilen, vielleicht in einer griechiſchen Überſetzung, vor Augen kommen, ſo denke nicht, daß ich deiner ſpotten will. Dein Franzöſiſch war ſchlecht; aber dein Herz und die Beefſteaks deiner häßlichen braven Haushälterin waren gut. Dein

*) „Εἶναι κυβερνητικά“, die ſind Regirungsſtreichhölzer, d. h. Monopolſtreichhölzer, — mit der Bedeutung: ſchlecht wie alles, was von der Regirung geliefert wird.

Wein ſogar außergewöhnlich gut, und als er deine Zunge gelöſt hatte, warfſt du das ſchlechte, unbeholfene Franzöſiſch fort und ſprachſt dein gutes Griechiſch, was dir unendlich beſſer ſtand und auch leichter zu verſtehen war. Da öffneteſt du mir auch dein bei aller Medizinwiſſenſchaft ſo empfindſam gebliebenes Herz und teilteſt mir im Vertrauen mit, daß zwiſchen Oſtern und Pfingſten in dieſe jetzt ziemlich kahlen Räume eine ſchöne junge Hausfrau ihren Einzug halten würde, und wir ſtießen mit einem fröhlichen „Evviva!“*) auf die künftige Frau Doktorin an. Ich habe dich nicht gefragt, ob du nur dem ketzeriſchen Gaſt zuliebe von der ſtrengen Faſtenordnung der griechiſchen Kirche abgewichen biſt, oder aus eigener mediziniſcher Freigeiſtigkeit. Jedenfalls war dein Beefſteak das letzte, das ich auf meiner Wanderung durch den Peloponnes zu eſſen bekommen.

Wir waren beim Nachtiſch und bei der dritten Weinkaraffe, als mit vergnüglichem „Bong sur!“ ein zweiter Elier in europäiſchem Gewande ohne weiteres ins offene Zimmer trat. Es war der Herr Konkurrent des Doktors Jannáku, — aber darum keine Feindſchaft! Warum in Kriekuki zwei Ärzte ſich niedergelaſſen, wo die Leute viel zu geſund ſind, um auch nur Einem ausgiebige Beſchäftigung zu bieten, das iſt mir nicht klar geworden. In den kleineren Gebirgsdörfern weiter oben braucht man ſie auch nicht; da ſtirbt man lieber ohne den Arzt und behilft ſich mit allerlei Hausmitteln. Indeſſen, beide Doktores ſchienen nicht nur gute Freunde, ſondern auch mit ihrem Loſe ſehr zufrieden zu ſein; ſie verſpürten gar keine Luſt, nach einem größeren Ort, etwa nach Pyrgos, überzuſiedeln. In Pyrgos, ſagte der Doktor Papakiriakópulos, giebt's jetzt ſchon mehr Ärzte als Kranke, elf im ganzen; was ſollten wir da? —

*) Der in Griechenland neben „is ijian sas“ (auf eure Geſundheit) am meiſten verbreitete Trinkſpruch beim Gläſeranklingen.

Selbſtverſtändlich iſt in einem Ort wie Kriekuki der Arzt zugleich der Apotheker: der einzige Schmuck an den Wänden des ſaubergetünchten Zimmers beſtand, außer in einer kleinen verſtaubten Bibliothek, in den bunten Medizinflaſchen und -Kruken.

Beide Herren geben mir das Geleite auf die Straße hinunter und wünſchen mir Glück für Olympia. Das iſt ein Fiebernest, ſagen ſie; fügen aber beruhigend hinzu, daß vom Herbſt bis zum Anfang des Juni ſelten ein ernſter Fieberfall vorkomme. —

Unten weidet noch das Zicklein, aber nur einer der Blondköpfe leiſtet ihm Geſellſchaft. „Wo iſt dein Kamerad?“

„Da!“ und er zeigt auf ein vorwärts liegendes Häuschen. Es hat nicht Thür noch Fenſter, hat auch keinen Schornſtein, und man kann mit der Hand nach dem Schwalbenneſt auf dem Dach reichen. Auf der ſteinernen Schwelle ſitzt ein noch junges Weib mit dem zweiten meiner Blondköpfe, ihrem Sohn, und — lauſt ihn bedächtig. Daß ich vorübergehe, macht ihr gar nichts aus. Sie ſieht nur einen Augenblick von ihrer nützlichen Arbeit auf, lacht mit weißen Zähnen und lauſt dann weiter. Ich bleibe in angemeſſener Entfernung auf der Straße ſtehen und höre ihrem Geſange zu, denn ſie ſingt bei ihrem Geſchäft. Fünfmal, zehnmal, immer dasſelbe. Einzelne Wörter nur verſtehe ich und notire ſie mir; hinterher habe ich feſtgeſtellt, daß es Bruchſtücke aus folgendem kurioſen Liedchen waren:

„Fünf Ratten und achtzehn Frettchen
Rüſten Hochzeit mit einem Weizkörnchen,
Sie mahlen es im Loche der Spindel
Und kneten es auf einem Lauſefellchen;
Ein Läuschen hilft kneten und ſieben,
Ein Flohgreis ſchiebt's in den Ofen.

Es flog ein Funke und verbrannte den Alten.
Hierher, ihr Nachbarn vom Dorfe!
Dem Floh ergeht es traurig.“ *)

Vielleicht sollte man es nicht denken, oder nicht aussprechen, aber es muß herunter vom Gewissen: ich zweifle nicht daran, daß ähnliche Lieder, wie das obige, bei ähnlicher Beschäftigung schon vor 2000 und mehr Jahren gesungen wurden von Müttern in Elis. Ungeziefer hat es in Griechenland stets gegeben; Aristophanes spricht so harmlos davon, wie von etwas sehr Gewöhnlichem.

Auch sonst wird es in Elis auf dem Lande vor 2000 Jahren nicht viel schöner ausgesehen haben. Meiner hohen Meinung von der Kultur der alten Griechen thut dieser Gedanke gar keinen Abbruch. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, ja ich kann es mir eigentlich nicht anders vorstellen, als daß die griechischen Bauern im Altertum in ebensolchen Hütten ohne Schornstein, ohne Fenster, mit nur einem, Allen gemeinschaftlichen Wohn-, Eß- und Schlafraum gelebt haben, wie die Bauern von Junggriechenland. Nur mit dem Unterschiede, daß die Bauern vor 2000 Jahren ihr bischen Reichtum zusammenthaten, um den größten Baumeister Atheus, Iktinos, den Erbauer des Parthenon, zu berufen und ihm die Errichtung eines Göttertempels zu übertragen, wie das die armen Bauern von Phigalia gethan haben.

Mit solchen Gedanken nähere ich mich dem Ruinenfelde von Olympia, der einzigen, allen Griechen einstmals heilig gewesenen Stätte, der einzigen, angesichts welcher es gestattet ist, von einem altgriechischen Gesamtvolk zu sprechen. Es ist bemerkenswert daß im alten, wie im neuen Griechenland es wesentlich eine Gemeinschaft der Religion ist, welche das Volk als ein einheitliches durch alle Zeiten bewahrt hat. Allenfalls kann neben der Tempelstätte in Olympia noch an Homers Gedichte erinnert

*) Die Übersetzung nach Sanders.

werden, als an einen gemeinsamen nationalen Besitzstand und damit zugleich an eine über alle Dialekte hinaus verständliche Sprache. — Den Junghellenen aber hätte das Licht der Freiheit ganz sicherlich nie geleuchtet ohne das Band des gleichen Glaubens, mit seiner allen Griechen der Erde gemeinsamen Kirchensprache.

Auf dieser selben Straße, die im Altertum wahrscheinlich nicht viel besser war, sind vom Meere her die Teilnehmer an den Olympischen Spielen gezogen. Nicht alle, aber die meisten; denn einen bequemeren Weg, als den von der See her, gab es nur für die Gäste aus Achaja, aus dem benachbarten Arkadien und natürlich aus den an den Alpheos angrenzenden Gebieten Messeniens.

Ich bin im heiligen Bezirk. Ein Blick auf die Karte und die Erinnerung an Dutzende von gelesenen Schilderungen zeigt mir die bekanntesten Punkte um Olympia. Links von der Straße, jener waldbewachsene, einem Aussichtsturm über das Ausgrabungsfeld gleichende Hügel ist der Kronos-Berg, der Verschütter, aber auch der Retter mancher hellenischen Kunstwerke: ihm verdanken wir die Zudeckung des Hermes von Praxiteles, der sonst, gleich so vielen anderen Marmorstatuen, von den Byzantinern des Mittelalters zu Mörtel verbrannt worden wäre.

Gerade aus, auf einem niedrigen Vorhügel, aber immer noch reichlich hundert Fuß über Flußbett und Ausgrabungsfeld, ragt das „Neue Museum", ein stattlicher, farbig getünchter Bau, der künftig, hoffentlich noch in diesem Jahr, die in Olympia gefundenen Schätze sicher und würdig aufnehmen wird. Rechts darüber erhebt sich der Hügel von Druwa, mit dem Dorf gleichen Namens auf der Höhe, 500 Fuß hoch. Dort hat die deutsche Ausgrabungskommission fünf Winter hindurch gewohnt; von

dort ist der Angriff auf die verschütteten Massen am Flußufer geplant und unternommen worden.

Alle Reisebeschreiber und mit ihnen Bädeker weisen den Olympiabesucher nach Druwa hinauf: nach dem langen Marsch in glühender Sonnenhitze, zuletzt unter der Schwüle eines drohenden Gewitters, noch eine böse halbe Stunde. Die Fahrstraße endet, und ein Reitweg biegt rechts ab, nach dem Dorfe Druwa. Aber gerade da, wo sie abbiegt, steht ein Häuschen mit rotem Ziegeldach, und davor ein schlanker, nicht mehr junger Mann, der mir auf Deutsch „Guten Tag!" zuruft und mir die Hand entgegenstreckt. Jorji ist's, der allen Olympiaforschern und allen Touristen wohlbekannte treue Diener der deutschen Ausgrabungskommission, der nach der Beendigung des Werkes oben in Druwa für die Reisenden eine Unterkunft herrichtete, neusterdings aber sehr verständiger Weise ein Häuschen unten an der Straße erbaut hat und hier mit seiner kürzlich heimgeführten hübschen Frau den müden Wanderer auffängt, bevor er noch den steilen Aufstieg nach Druwa beginnt. Außer „Guten Tag!" spricht er nicht viel Deutsch doch versteht er, durch seinen langen Verkehr mit den deutschen Schatzgräbern, so viel, daß auch ein des Griechischen gänzlich unkundiger Deutscher bei ihm nicht in Verlegenheit gerät.

Es ist ihm offenbar eine große Freude, deutsche Gäste zu beherbergen. In dem einzigen, sauberen Fremdenzimmer seines Hauses hängen die farbigen Bilder des Deutschen Kaisers, des Kronprinzen, des Fürsten Bismarck und des Feldmarschalls Moltke; daneben Photographien der deutschen Gelehrten und Baumeister, unter denen Jorji gedient: Hirschfeld, Treu, Furtwängler, Purgold, Dörpfeld, Böttticher, Bohn, und anderer. Auch ein Gruppenbild der Ausgrabungskolonnen auf dem Tempelfeld ist aufgehängt.

Während ich mich vom Staub des Weges säubere, und Jorjis Frau mir eine Limonade zurechtmacht, gemischt aus

Zitronen- und Apfelſinenſaft, erzählt mir der Wirt von den großen Dingen, die hier durch deutſche Männer geſchehen, et quorum pars magna fuit. Jorji iſt ein Grieche, wie ich keinen zweiten geſehen. Er iſt etwa 40 Jahre alt, aber ſchon grauhaarig; dabei in allen ſeinen Bewegungen ſo milde und leiſe wie ein Hofmann, mit ganz ſanfter Stimme und für einen Griechen auffallend ſchleppender Sprache. Keine Spur von griechiſcher Lebhaftigkeit in Händen und Geſichtsmuskeln; ein Hauch von Schwermut umgiebt ihn, und ſelbſt die Augen haben kein Feuer. Das allſommerliche Fieber, welches in dieſem Flußtal brütet, hat dieſen großen ſtarkknochigen Mann ſo früh gealtert und geknickt.

Es muß einſtmals nicht ſo arg in der Niederung des Alpheos und Kladeos geweſen ſein, ſonſt hätten die Olympiſchen Spiele gewiß nicht in den jetzt verderblichſten Fiebermonaten des Jahres, im Juli oder im Auguſt, ſtattfinden können. Gerade dieſe Monate aber waren es, in welchen hierher wohl hunderttauſend Menſchen aus allen Gauen Griechenlands zogen, um wochenlang, meiſt im Freien, zu verweilen.

Die Vernachläſſigung der beiden, Olympias Tempelſtätte umſpülenden Flußläufe, vom frühen Mittelalter bis in unſere Tage hinein, hat aus dem heiligen Hain, ja aus dem ganzen Flußgebiet von Olympia bis zur Mündung des Alpheos ein breites Fiebertal gemacht. Dieſelbe Vernachläſſigung hat auch zur Zerſtörung des Tempels geführt, ſoweit nicht rohe Menſchenhände dabei mitgeholfen. Am ſchlimmſten hat der Kladeos gewütet. Er mündet nach kurzem, reißendem Lauf, aus den Bergen von Pholoë im Norden kommend, unmittelbar an der weſtlichen Ummauerung der Altis*), in den breiteren Alpheos. Die Alten

*) „Altis“ iſt der Name des ganzen Tempelbezirks von Olympia; es iſt das äoliſche Wort für das attiſche ἄλσος, heiliger Hain.

hatten ihm sein sicheres Bett durch hohe Ufermauern angewiesen, in gehöriger Entfernung von der Altis. Aber der tobende Bergstrom nagte und spülte an seinen Fesseln, und als kein frommes Auge über seinen bösen Willen wachte, da durchbrach er die Schranken, und donnernd stürzten unter seinen Fluten die Marmorhallen des „großen Gymnasion", der „Palästra", des „Heroon" und des „Propyläon" in Trümmer.

So ist es mit dem Kladeos geblieben bis heute. In Griechenland hat man zwar angefangen, Straßen und Brücken zu bauen oder durch fremde Unternehmer bauen zu lassen. Aber es geschieht erbarmungswürdig wenig zur Sicherung des Gebauten gegen die regelmäßigen Verheerungen durch griechische Ströme, die im Sommer kaum eine Waschschüssel voll Wasser führen, im Frühling ganze Landschaften überschwemmen.

Unter Jorjis Leitung begebe ich mich nach dem Tempelfeld. Im vorigen Monat hat noch eine feste Steinbrücke von der Fahrstraße über den Kladeos nach dem Fuß des Kronoshügels geführt. Heute ist sie verschwunden, und nicht Weg noch Steg trägt uns zu den Tempeln von Olympia! Der Fluß ist zwar seit den letzten großen Überschwemmungen dieses Frühlings wieder gesunken, und wollte ich eine tötliche Erkältung nicht scheuen, so könnte ich ihn zur Not durchwaten, im Wasser bis zu den Hüften, wobei ich aber riskire, von dem schäumenden, pfeilschnell dahin rasenden Gewässer umgerissen zu werden. Zum Glück ist die tiefste Stelle nicht breit; Jorji und ich schleppen ein langes festes Brett herbei; das eine Ende wird auf einen hoch aus dem Strudel hervorragenden Marmorblock — gewiß vom Ausgrabungsfelde herrührend — gelegt, dann lassen wir das Brett über den Strom ans andere Ufer auf einen Erdvorsprung fallen: der Kladeos hat wieder eine Brücke, auf der ich, von dem elastischen Brett geschaukelt, vorsichtig hinüberschreite. Wenn nur das Bauwerk nicht verschwunden ist, wann ich den Rückweg antrete!

Aber dann brauche ich nur über den Kladeos hinüberzurufen, und Jorji kommt und trägt mich auf den Schultern übers Waſſer. So haben wir's ausgemacht, und nun bin ich ganz allein am Abhang des Kronoshügels.

Es iſt noch früh am Nachmittag, und erſt um 7 Uhr wird es dunkel. Da braucht man nicht zu haſten, was für Olympia auch wenig angebracht wäre. Es giebt hier keine erklärenden, ärgerlichen Fremdenführer; man wird zwar geleitet, aber nicht mit auswendig gelernten Albernheiten beläſtigt. Eine Wachtbude für den Poſten der Chorofilakes (Gendarmen), ein Bretterhäuschen für den „Filax" (Wächter), — das iſt alles. Man zahlt kein Eintrittsgeld, weder zum „Muſeum" noch zum Ausgrabungsfeld. Dem ſtummen, d. h. nur auf beſtimmte Fragen kurze, verſtändige Antworten gebenden Wächter, einem alten Fuſtanellaträger, reicht man für ſein ſtundenlanges, beſcheidenes Geleit gern eine handvoll Dekaren und Zigarretten.

Während einer der Soldaten den Wächter herbeiruft, und ich vor ihrer Wachtſtube auf einer rohen Holzbank ſitze, betrachte ich die Umgebung der Tempelſtätte. Wer uns nur einreden will, die Alten hätten des „Naturſinns" ermangelt! Kann man ſich eine lieblichere Gegend für ein religiöſes und künſtleriſches Nationalfeſt ausſuchen als dieſes Thal, umfloſſen von zwei rauſchenden Waldſtrömen, überragt von zwei begrünten Hügeln, mit dem Hintergrund der ſchneebedeckten arkadiſchen Berge im Oſten, und mit dem Ausblick nach Weſten auf das blaue Meer, ja bis nach Zante hinüber! Die Alten waren, wie alle ſüdlichen Völker, frei von der empfindſamen Naturſchwärmerei, welche nordiſchen Völkern ſo gut ſteht. Ihnen war die umgebende „Natur" während des größten Teils des Jahres eine milde Freundin, nicht ein Schrecknis wie im Norden. Aber von einer ſchönen Landſchaft wußten ſie, die Meiſter der Schönheit, daß ſie ſchön ſei, ohne daß ſie viel Worte darüber verloren. Die herrlichſten Bauten,

die uns aus Griechenlands Vorzeit gerettet ſind, ſtehen ſamt und ſonders an Punkten, die zu den naturſchönſten der Erde gehören. So das Parthenon auf der Akropolis von Athen; ſo der Apollo-Tempel auf dem phigaliſchen Berge; der Athene-Tempel auf dem Kap Sunion; — ſo auch der Tempel des Olympiſchen Zeus mitten in dem lieblichen Grunde zwiſchen Alpheos und Kladeos.

Der Wächter bleibt aus; der zurückkehrende Soldat überbringt ſeine Entſchuldigung: eine Karawane von drei Engländern mit Dragoman und fünf Führern iſt heute in Druwa eingetroffen und klettert ſeit einer halben Stunde auf dem Tempelfelde umher; ſie ſeien aber ſchon „fertig“, und der Wächter werde ſogleich kommen. Ich habe keine Eile. Man muß ohnehin in Griechenland dicht vor dem Schönſten oft verſchnaufen und ſich beſinnen, ſonſt wirft es einen um. Ich möchte gar nicht ſo ohne weiteres vor den Hermes des Praxiteles treten, wie in irgend einem europäiſchen Muſeum, wo ja alles den Charakter eines zufällig hierher geratenen Schauſtücks trägt.

Was dieſe Bretterbude, das vorläufige Muſeum, bis zur Eröffnung des vornehmen „neuen“, an Schätzen alter Kunſt birgt, das iſt alles einmal im Lichte dieſer Sonne, angeſichts dieſer ſelben grünen Hügel aufgeſtellt geweſen, nicht mit Muſeumnummern verziert, ſondern als ein Stück jenes höheren Lebens, welches hier alle vier Jahre die Abgeſandten eines ganzen Volkes während einer kurzen Feſteswoche führten.

Die alten Griechen hatten keine *Muſeen*, in denen Kunſtwerke und Kunſtgerümpel in tauſenden von „Nummern“ zuſammengeſtapelt waren; ich glaube, es hätte ſich auch kein Publikum dafür gefunden. *Wir* bedürfen allerdings der Muſeen, und zwar vermehren ſie ſich und füllen ſich ungefähr in demſelben Maße, wie die Kraft der eigenen, originellen Hervorbringung erlahmt. Um die Zeiten, da Rafael und Michelangelo und Dürer malten, hat es meines Wiſſens auch noch keine Gemäldegallerien gegeben.

Faſt gleichzeitig mit der Ausgrabung der Tempelſtätte in Olympia hat bekanntlich in Deutſchland ein Verſuch ſtattgefunden, auch für uns ein künſtleriſches Olympia zu ſchaffen. Nun vergleiche man aber — gleichviel ob Wagneraner oder nicht — das Bayreuther Feſtſpiel mit Olympia! Dort die pomphafte Darſtellung des muſikaliſchen — Meiſterwerkes, zugegeben — eines Tondichters, mit Eintrittspreiſen, die eigentlich nur Bankiers den Genuß erlauben. Hier in Olympia eine mit allen Weihen frommen Götterglaubens umgebene Schauſtellung des Schönſten und Tüchtigſten, was ganz Griechenland in allen Künſten aufzuweiſen hatte. Es iſt gewiß mehr als eine hiſtoriſche Anekdote, daß in Olympia an einem der großen Feſttage Herodot ein Stück ſeines Geſchichtswerkes der lauſchenden Menge vorgeleſen, und daß hier ſein berühmteſter Nachfolger, Thukydides, den Entſchluß gefaßt, Herodot nachzueifern. Ja, Olympia iſt mehr geweſen als ein Renn-, Fecht- und Ringplatz Griechenlands.

Die Engländer ſind „fertig“, und der Filax öffnet mir die Thür des bretternen Heiligtums, darin der Hermes des Praxiteles und die Nike des Päonios an der nackten Erde ſtehen und liegen. Es iſt dunkel in dem einem Holzſtall gleichenden Schuppen, und die im hellen griechiſchen Sonnenglanz gebadeten Augen müſſen ſich erſt an das Halblicht gewöhnen. Dann taucht ſie hervor aus dem Dunkel — die herrlichſte Geſtalt des griechiſchen Kunſtaltertums: der Hermes! Unzählige Male hat man ſie in allen Schaufenſtern großer Städte geſehen, in Gips, „Elfenbeinmaſſe“ und Marmor; nun ſteht man vor dem Urbild und iſt geblendet, überraſcht, als habe man nie zuvor ein Abbild davon erblickt. Nicht auf ſteinernem Fußgeſtell erhebt ſich die ſchöne Götterjünglingsgeſtalt; vielmehr ſteht ſie mit den verſtümmelten Beinen auf dem natürlichen Felsgeſtein des Kronos-Abhangs, über dem man den Holzſchuppen errichtet hat. Mit Stricken haben ſie den Gott an einen hölzernen Pfoſten gebunden, um ihn nur aufrecht

hinſtellen zu können. Er wird ja bald in den heiteren Räumen des „Neuen Muſeums“ auf hohem Fußgeſtell frei daſtehen und auf die Beſchauer niederlächeln. Ob aber ein ſpäterer Beſucher Olympias dieſen ſtarken, rührenden Eindruck von der Statue empfangen wird, wie ich hier von dieſem mit Stricken feſtgebundenen Götterbilde, das bezweifle ich.

Jämmerlich dagegen nimmt ſich in ihrer bisherigen Unterbringung die Nike aus. Man hat nicht anders gekonnt, als ſie einſtweilen flach auf den Rücken zu legen, und es iſt ſehr fraglich, ob man wird wagen dürfen, die Siegesgöttin in ihrer urſprünglichen Haltung aufzuſtellen. Mit den Gipsnachbildungen geht das an; wer bürgt aber dafür, daß nicht das Urbild eines böſen Tages jäh zur Erde ſtürzt, wenn man den brüchigen Stein mit ſeiner ganzen Laſt ſo aufrichtet, daß der Siegesflug der Nike wieder ſichtbar wird? — Der deutſche Bildhauer aus Berlin, Herr Grüttner, der von der griechiſchen Regierung ſoeben den ehrenvollen Auftrag erhalten, die Überführung der Statuen und ſonſtigen Olympia-Funde aus dem Holzſchuppen in das Muſeum zu leiten und ihre Aufſtellung anzuordnen, hat damit ein ſchweres, verantwortliches Amt übernommen.

Nach dem Hermes und der Nike erſcheint einem der übrige Inhalt des Schuppens unbedeutend, ſo hervorragende Geſtalten vom Giebelfelde des Zeustempels ſich auch darunter befinden. Wer nicht als Archäologe oder Künſtler, ſondern nur als ein genußfreudiger Menſch aus dem Publikum nach Olympia gereiſt iſt, der wird ſich manche Stunde mit jenen beiden Statuen, aber nur einige Viertelſtunden mit den Trümmern der anderen beſchäftigen. Auch ſollen ja dieſe Blätter nicht einen Katalog erſetzen.

Zum Tempelfeld, d. h. zum eigentlichen Olympia, ſteigt man von dem Holzſchuppen über buntbeblümte Wieſenhänge in wenigen Minuten hinab. Ein winzig kleines Eſelfüllen zeigt an

dem Strick, mit dem es an einen Säulenſtumpf vom Heiligtum der Hera (dem „Heräon“) gebunden iſt. Sonſt die lebloſeſte Einſamkeit über und auf dem ungeheuren Trümmerfeld. — Doch nein, da ſchlägt ein Vogelkehlchen aus dem Geſtrüpp am Unterbau des gewaltigen Zeustempels, und wie der Wächter und ich näher treten, um zu den Säulentrommeln emporzuſteigen, fliegt ein rotbrüſtiges Vögelchen ängſtlichen Flügelſchlags auf und umflattert das Geſtrüpp, in dem es ſein Neſtchen gebaut. Richtig, — da liegen fünf blauweiß geſprenkelte Eier in dem Geflecht aus vertrockneten Aſfodelosſtengeln, Schafwolle, Maisſtroh, und es wird nur noch wenige Tage dauern, bis neues Leben blüht aus den Ruinen. Die Griechen ſind keine ſo ſcheußlichen Vogelfeinde, wie die Italiener. Dem Tierchen, das hier am Fuß des Zeustempels brütet, wird niemand etwas zuleide thun. Überhaupt muß ich ſagen: trotz der Waldverwüſtung in Griechenland — luſtiger umzwitſchert und umſungen worden auf einer Reiſe bin ich kaum jemals; ich glaube, es giebt mehr Nachtigallen dort als Bäume.

Wieder läßt mein Wetterglück mich ſeine faſt zum Geſetz erhobene Laune empfinden: zwei Tage ſchön, der dritte trübe. Der zweite der ſchönen Tage geht zu Ende, und der dritte verkündet unfrohes Wetter. Aber dieſer ſich ſchwarz bewölkende Himmel giebt eigentlich die beſte Beleuchtung her für die in Trümmer geborſtene Pracht dieſes großen Tempelleichenfeldes.

Was hier zu ſehen iſt, gleicht leider nur einem ſteinernen Grundriß, vom höchſten Reiz für Altertumforſcher und Bauverſtändige, jedoch ohne beſonderen künſtleriſchen Wert in ſeiner jetzigen kümmerlichen Erhaltung. Es iſt eben gar zu wenig über der Erde geblieben, kaum mehr als ungeheure Tempelſtufen, Säulenfüße und Gebälkblöcke; aber wenig oder nichts an künſtleriſch bearbeitetem Steinwerk, und das Wenige hat man ins Muſeum getragen. Nicht eine einzige Säule ſteht leidlich

erhalten aufrecht; doch kann man durch die hingeſchmetterten, in Stücke von je hunderten von Zentnern zerborſtenen Säulen des Zeustempels eine Ahnung von deſſen einſtiger Steinpracht gewinnen.

Wollte der Himmel, es hätten hier nur die Elemente gewüſtet: Erdbeben, Überſchwemmung, Bergrutſch! Dann wären wohl die Tempel zuſammengeſtürzt, aber es wäre uns doch mehr des Tempelſchmucks, der Bildſäulen erhalten geblieben. Was davon innerhalb der Altis nach den beiden ſchrecklichen Erdbeben des ſechſten und den Überſchwemmungen des ſiebenten nachchriſtlichen Jahrhunderts noch vorhanden war, das hat entweder die religiöſe Zerſtörungswut der Byzantiner oder die Unwiſſenheit der umwohnenden armen Bauern vernichtet, die aus den marmornen Götterbildern Kalk und Mörtel für ihre Hütten brannten. Man muß ihn geradezu preiſen, den Erdrutſch vom Kronoshügel, daß er den Hermes verſchüttet hat, und den Sandberg, den die beiden wilden Ströme über die Nike und die Figuren vom Giebel des Zeustempels gehäuft.

Wie es mir in Olympia ergangen, ſo gewiß vielen: ich konnte mich des Gedankens nicht erwehren, daß außerhalb der Altismauern, tief im Schutt alter Flußbetten, noch mancher Schatz an Bildwerken zu heben wäre. Die Ausgrabung in den Jahren 1875—1880 hat doch vorzugsweiſe archäologiſchen, überhaupt wiſſenſchaftlichen Zwecken dienen ſollen, und dieſe Zwecke wurden ja auch durch die treue Arbeit der früher genannten Männer beſtens gefördert. Gewiß: die Auffindung von Bildſäulen daneben iſt als ein ſehr erfreuliches Ergebnis begrüßt worden; aber die Hauptſache war doch die Aufdeckung des Grundriſſes, die Beſtimmung der einzelnen Ruinen nach des Pauſanias Angaben und ſonſtige ins Wiſſenſchaftliche ſchlagende, verdienſtvolle Dinge. Hätte ich das Geld, alſo die Macht, ich würde noch einmal graben laſſen; nicht mehr auf der Tempelſtätte, ſondern

im Flußbett des Alpheos, in ſeinem alten und neuen. Ein ganz neues, bequemes Bett von Olympia bis zur Mündung beim See von Agulenitſa würde ich ihm bereiten laſſen, und dann das frühere Bett umgewühlt wohl 30 und 40 Fuß tief. Bei jeder Überſchwemmung des Tempelfeldes im 6. und 7. Jahrhundert n. Chr. hat der Alpheos, unterſtützt durch den Kladeos, weggeſchleppt, was ſeinen Fluten nicht widerſtand. Den Rieſenſäulen des Zeustempels war ſeine Kraft nicht gewachſen; aber das leichte Zeug der Statuen ſchwemmte er davon und begrub es im Flußſande.

Wie ſchade, daß Herr Schliemann ſich bei ſeinen unwiſſenſchaftlichen, begeiſterungsvollen und deshalb glücklichen Ausgrabungen noch niemals hat leiten laſſen durch die Freude an dem Gewinn für die Kunſt, vielmehr ausſchließlich oder überwiegend durch den Sinn für Reliquienverehrung, gleichviel wie groß oder klein der Kunſtwert des Ergrabenen! Die ganze Ausgrabung in Olympia hat die Bettelſumme von einer einzigen Million Franken gekoſtet und iſt ſo reich belohnt worden: jedes europäiſche Muſeum erſten Ranges würde für den Hermes allein mit Freuden zwei Millionen bezahlen. Alle Welt kann ein neues Alpheos-Bett auch nicht koſten, gewiß nicht annähernd ſo viel wie eine einzige der neueſten Panzerfregatten, die von einem einzigen Torpedo in die Luft geſprengt werden.

Es ſteht nicht zu erwarten, daß eine europäiſche Regirung hier noch einmal thun wird, was die deutſche gethan. Zum zweitenmal werden ſich ſchwerlich ein Monarch, ein Miniſterium und eine Volksvertretung zu ſo ſchwungvollem, ganz und gar ſelbſtloſem Opferdienſt für die Wiſſenſchaft und die Kunſt zuſammenfinden, wie es 1874 von ſeiten des Deutſchen Reichs geſchah. Selbſtlos, denn bekanntlich beſagte der damals mit der helleniſchen Regirung abgeſchloſſene Vertrag, daß nicht ein Splitter der ausgegrabenen Funde in das Eigentum der Finder,

d. h. Deutſchlands, übergehen, ſondern daß uns nur das Recht der ausſchließlichen Abformung während der erſten drei Jahre zuſtehen ſollte. Die Ausgrabung von Olympia fand ſtatt unter demſelben Geſetz des neuen Königreichs Griechenland, welches überhaupt jede Ausfuhr von Altertümern über die Landesgrenzen verbietet.

Deutſchland braucht nie zu bereuen, für eine verhältnismäßig ſehr niedrige Summe ein Werk von ſolcher Bedeutung vollbracht zu haben, ſelbſt da ihm kein größerer Beſitz daraus zuteil geworden, als durch ſeine Arbeit allen mitſtrebenden Völkern. Die Ehre, das Werk zuerſt angeregt — durch Winckelmann und durch Curtius — und es dann ſo herrlich hinausgeführt zu haben, bleibt ihm ja ungeſchmälert.

Und was den Hermes und die Nike und all die übrigen Funde von Olympia anlangt, ſo ſähe ich ſie wohl gern in Berlin, lieber aber dennoch an der Stätte, wo ſie aus dem Leben des griechiſchen Volkes heraus entſtanden ſind. Wir haben nun nachgerade genug in unſeren großen Kunſtſchaubuden zuſammengeſchleppt und können es wohl neidlos mit anſehen, daß neue Funde da verbleiben, wo ſie Jahrtauſende hindurch begraben gelegen, wenigſtens wenn es ſich um Funde in ziviliſirten Ländern handelt. Griechenland nimmt jetzt ſeine Altertümer ziemlich gut in Acht. Daß die Wirkung des Hermes und der Nike in Olympia ſelber eine unendlich viel größere iſt, als ſie in irgend einem Muſeum außer Landes ſein könnte, darauf will ich auch ohne Probe ſchwören. Man denke an die nach London geraubten Figuren vom Giebel des Parthenon und frage ſich, ob die gebildete Welt noch heute eine ſolche Barbarei dulden würde, ſelbſt wenn man zugeſtehen muß, daß jene Figuren in London für die abendländiſche Welt leichter zugänglich ſind, als ſie es in Athen wären.

Siebentes Kapitel.

Am Ufer des Alpheos.

Der Kladeos hat die Planke nicht weggeriſſen, und mit dem Sinken der Sonne bin ich glücklich in des ſanften Jorji Behauſung zurückgekehrt. Ich ſitze mit dem Ehepaar vor der Thür auf richtigen Stühlen: Jorji hat nicht vergebens ſechs Jahre lang mit Europäern verkehrt. Er weiß nicht genug die Güte ſeiner ehemaligen Herren, namentlich der Herren Treu und Hirſchfeld (von ihm „Girſchfeld“ geſprochen) zu rühmen. Die vielen kleinen Künſte des Lebens, die er ihnen abgeſehen, kommen mir jetzt zu gute, beſonders die Sauberkeit: ſo behaglich-ſauber, wie in dieſer Einöde, habe ich zwiſchen Pyrgos und Argos keine Nacht erlebt.

Jorji iſt der einzige Grieche, der mir auf meine Frage, ob er mir Volkslieder, „Kleftenlieder“ vorſingen könne, mit Nein antwortet: er kenne ſie wohl, aber er mag nicht ſingen. Das Fieber hat ihm die Sangesfreude benommen. Leer ging ich indeſſen darum nicht aus. Als es ſchon ganz dunkel geworden und ſo abendſtill, daß wir deutlich den Alpheos von jenſeits des Tempelfeldes herüberrauſchen hörten, kam den ſteilen Bergweg vom Dorfe Druwa herab ein ſtarker Tritt, unter dem die Steinchen zu Tale rieſelten. Mit herzhaftem Kalispéra (Guten Abend) pflanzt er ſich vor uns hin und reicht mir die Hand, — natürlich

ein Er und zwar ein über ſechs Fuß langer. Gleich dieſem Elier ſchöne Griechen habe ich nur noch in Lakonien geſehen, dort freilich zu Haufen; einen ſchöneren jedoch nirgends.

Er hält noch meine Hand, und ich bin über das Wundern in Griechenland über ſolche Dinge hinaus.

„Kennſt du den Dörpfeld, Aſendi?“ fragt mich der lange Elier.

„Nur ſeinen Namen, Bruder; nicht perſönlich.“

„Ob er wohl jetzt in Athen iſt?“

„Das weiß ich dir nicht zu ſagen. — Darf ich wiſſen, warum du mich danach fragſt?“

„Ich bin Dörpfelds Mann, habe ihn auf ſeinen Ausgrabungsreiſen begleitet und ſoll ihn auch jetzt wieder aufſuchen, ſobald ich höre, daß er in Athen iſt. Wie kann ich das wohl erfahren, Aſendi?“

„Schreib einen Brief an den deutſchen Próxenos (Konſul) in Piräus oder an den deutſchen Geſandten in Athen; die werden dir gewiß antworten.“

Dank, Aſendi; gute Nacht dir, — gute Nacht, Jorji,“ und will wieder gehen.

„Halt, Bruder, bleib ein bischen unten und trink ein Weinchen mit mir.“

Das nimmt der Lange, Dörpfelds „Mann“, dankend an, und in ſeiner Geſellſchaft verzehre ich mein Abendeſſen, für welches Jorjis Frau dem deutſchen Gaſt zuliebe eines ihrer größten Hühner geopfert. Zum Nachtiſch giebt es Mandeln und Haſelnußkerne, natürlich nicht mit einem Nußknacker, ſondern mit einem Stein aus den Schalen geklopft. Alles auf ſauberem Tiſch, aus blanken Tellern, beim hellen Licht einer faſt eleganten Petroleumlampe.

Nach dem Eſſen holt Jorji einen guten weißen Reſinatwein und ſchenkt ihn ein, in Waſſergläſer, wie ſtets auf dem Lande in Hellas, aber nur den Boden bedeckt, nach mäßiger althelleniſcher

Sitte. Der lange Elier — ſeinen Namen habe ich leider vergeſſen — dreht für mich dicke Zigarretten und erzählt dabei von ſeinen Wanderungen mit Dörpfeld. Natürlich hat er auch den Ausgrabungsfeldzug in Olympia unter Dörpfeld mitgemacht. Er trägt ſich ein bischen theatraliſch: ſilbergeſtickte, blauwollne, offne Jacke; ſilbergeſtickten, hellgelben Ledergurt, und eine Fuſtanella aus ganz feinem Linnen; dazu Schnabelſchuhe aus rotem Leder, vorn mit einem rotwollenen Büſchel. Dafür kommt er aber auch von einer Hochzeit, die heut oben in Druwa gefeiert worden.

„So habe ich mir immer die Kleftenhelden vorgeſtellt, wie du ausſiehſt," ſage ich zu ihm überm Trinken, und das ſchmeichelt ihm offenbar. — Ich brauche wohl kaum zu erwähnen, daß „Kleſte" nicht einen gewöhnlichen Räuber, ſondern einen der Helden der Grenzguerillas gegen die Türken zu Anfang dieſes Jahrhunderts bezeichnet.

„Jetzt brauchen wir keine Kleften mehr, Afendi", meint der Elier; „jetzt haben wir Soldaten!"

„Weiß wohl, mein Bruder, bin ſelber mit ihnen zu Felde gezogen," und erzähle ihm von meiner nächtlichen Fahrt mit den korfiotiſchen Rekruten.

Er glaubt feſt an den nahen Ausbruch des Krieges; ich übrigens damals auch. Wer hätte an Ort und Stelle ahnen können, daß die furchtbare Kriegsrüſtung, die Zuſammenberufung eines Heeres, wie Griechenland es zu keiner Zeit, nicht während des trojaniſchen Krieges noch nachher, ins Feld geſtellt: über 90 000 Mann, — daß alles das ein Gaukelſpiel, ein Verlegenheitskniff des thörichteſten aller griechiſchen Staatsmänner wäre!

„Dann kriegen wir Epiros, Makedonien und die Inſeln," ſagt der Elier.

„Mitſamt dem Olimbos" (Olymp), wirft Jorji ein.

„Haben wir den noch nicht?!" fragt der andere ganz erſtaunt.

„Nein, wir haben Olimbia*), aber nicht den Olimbos," ſagt Jorji.

Ich muß dem Elier auf meiner großen Karte die Grenzlinie zwiſchen der Türkei und Hellas im Nordoſten zeigen. „Siehſt du: dieſe rote Linie iſt die Grenze; hier iſt Tirnawos, das iſt ſchon griechiſch; und drüben iſt Elaſſóna, das iſt noch türkiſch —"

— „Ton keratá!" flucht der Elier —

— „Und dies hier iſt der Kiſſawos (Oſſa), der Griechenberg, aber drüben liegt der Olimbos, der Türkenberg."

„Das muß früher ganz anders geweſen ſein," ſagt betrübt der Elier. „Kennſt du nicht das alte Kleftenlied vom Olimbos und Kiſſawos?"

„Ja, aber nur den erſten Vers. Sing es mir!"

Mein eliſcher Zechgenoſſe ſchnäuzt ſich, legt beide lange Arme auf den Tiſch und hebt an:

„Der Olimbos und Kiſſawos, die beiden Berge, ſtreiten,
So daß der eine Regen ſtreut, und Schnee der andre wirbelt.
Der Kiſſawos den Regen ſtreut, der Olimbos die Flocken.
Da wendet ſich der Kiſſawos und ſpricht zum andern Berge:
„Nicht ſtreite, Olimbos, mit mir, von Kleften du bewohnter,
Ich bin der Kiſſawos, von dem man in Lariſſa redet,
Mein freuen alle Türken ſich, die Agas von Lariſſa." —
Da wendet ſich der Olimbos und redet ſo zu jenem:
„Pfui Kiſſawos, pfui häßlicher, von Heiden du betretner,
Betretner du vom Türkenpack, von Agas aus Lariſſa.
Ich bin der alte Olimbos **), berühmt in allen Landen,
Hab' zweiundſechszig Gipfel hoch und vierzig fromme Klöſter,
Ein Kirchlein jeden Gipfel krönt, ein Quell von jedem Felſen.
Und Kleftenlager heg' ich ein, wo Kleften überwintern.

*) So, und nicht hart wie die Europäer es ſprechen, lautet Olympia; „p" nach „m" wird zu „b", ebenſo wie „t" nach „n" zu „d" wird in der Ausſprache.

**) Wörtlich: „der Olimbosgreis", — *Γερόλυμπος*.

Doch wenn des Frühlings Macht beginnt, und ſich die Zweiglein öffnen,
Dann wimmeln Kleften auf den Höhn, Gefangne in den Lagern.
Auch hauſt auf mir ein goldner Aar, beſchwingt mit goldnen Flügeln,
Hoch oben horſtet er auf mir und redet mit der Sonne:
„O Ilios, du ſcheinſt nicht früh, du ſcheineſt nur am Mittag,
Daß wärmen meine Fänge ſich, die Adlerkrallenfänge;
Rebhühner will erjagen ich, will fangen wilde Tauben.“

Dann Lied auf Lied, lauter „Tragúdia kléftika“, viele bekannte, noch mehr unbekannte. Man ſollte wirklich eine ſolche Reiſe nicht ohne Paſſows neugriechiſches Liederbuch machen, wenn man ſammeln will. Merkwürdig übrigens, mit welcher eiſernen Zähigkeit die Griechen die Kleftenlieder behalten, jetzt nachdem ſelbſt in den nördlichen Grenzgebirgen jede Spur des revolutionären Kleftenweſens verſchwunden iſt.

Von Arkadien her, über den Alpheos und die Ruinenſtätte von Olympia ſauſt ein Regen verheißender, ſchwerer Wind, und morgen in aller Frühe will ich die Fußwanderung nach Oſten antreten! Jorji aber und der Lange reden mir ſo ernſtlich zu, doch lieber ein Pferd zu nehmen, daß ich nachgebe. Die Wege ſeien zu erbärmlich und von einem Fremden nicht zu finden. Auch müſſe ich durch drei Ströme waten, einer tiefer und reißender als der andere; wie wolle ich da hinüberkommen „me ta podária?!“ —

Nach der Erfahrung mit der Brücke über den Kladeos wage ich nur ſchüchtern die Frage nach den „Brücken“ über die drei Ströme. „Der eine hat eine Fähre, der andere hatte mal eine Brücke, der dritte hat gar nichts,“ iſt die bündige Antwort. Da muß ich natürlich ein Pferd nehmen. Der Lange wird mir noch heute Abend einen „Agojaten“ (Führer) von Druwa herunterſchicken, mit dem ich wegen des Pferdes für morgen verhandeln kann.

Der Agojat kommt nach einer kleinen Stunde, und wir werden leicht handelseins: für zwölf Drachmen (damals acht

Mark) will er mich auf gutem Pferde morgen an einem Tage nach Andritsena schaffen. Abgemacht. Zwölf Drachmen sind mehr als der übliche Preis für eine Tagereise in Griechenland; aber der ehrliche Jorji, der mir eine noch höhere Forderung auf diese zwölf Drachmen hat herunterbringen helfen, erklärt mir der Wahrheit gemäß, daß jetzt, in der Zeit der Weinbergbestellung, die gewohnten Preise nicht gelten, nicht weil die Pferde, sondern weil die Pferdeführer schwer abkömmlich seien und allein für ihre Feldarbeit, ohne ihr Pferd, 5—6 Drachmen täglich verdienen. — Mir hat der Zufall nach meiner Heimkehr einen Vortrag zur Kenntnis gebracht, den ein junger deutscher Archäologe über eine um dieselbe Zeit gemachte Hellasreise in einem Berliner Verein gehalten, und worin er über die „furchtbare Prellerei der griechischen Pferdevermieter" sich schimpfend entrüstet hat. Er hat nicht gewußt, daß es in Griechenland zur Zeit der letzten Mobilmachung so sehr an ländlichen Arbeitskräften fehlte, wie seit sechs Jahren nicht, und daß die zurückgebliebenen Männer und Pferde im Preise um ebenso viel gestiegen, wie der Wert des Geldes gesunken war. Übrigens: zwölf Drachmen für den Tag waren der höchste Preis, der mir je abgefordert wurde, und mir erscheint er als ein durchaus mäßiger: acht Mark für ein Pferd und einen Menschen, die für Weg und Rückweg zwei Tage brauchen!

Die ganze Nacht hindurch höre ich im Halbschlaf den Regen, der an die Holzplankenfenster schlägt. In dicken Nebel gehüllt liegt der Kronoshügel am nächsten Morgen da, wenn auch der Regen aufgehört hat. Aber die Fahrstraße vor dem Hause ist ein rieselnder Bach geworden, — wie mögen nun erst die Bergpfade aussehen, die ostwärts den Alpheos entlang führen!

Jorji macht ein sehr bedenkliches Gesicht zu meiner Weiterreise. Zum erstenmal an diesem Tage höre ich die Worte „To pérasma tu Rufiá" (die Furt über den Rufiás, — volks-

tümlicher Name des Alpheos), und zwar mit allen möglichen Zusätzen von Fragezeichen und Ausrufungszeichen in Stimme und Geberden. „Ich würde heute nicht gehen," sagte Jorji, „aber die Herren Deutschen machen sich nichts daraus." — „O, ich mache mir wohl etwas daraus, aber ich möchte dennoch vorwärts." Ich freue mich, dem Wetter und den grundlosen Wegen zum Trotz, auf meine erste Reise mit einem Agojaten.

Der Agojat kommt, aber ohne Pferd —: „Es geht heute nicht, Afendi."

„Warum nicht? Du hast ja dein Wort gegeben."

„Wir kommen nicht über den Rufiás," ist die Antwort.

„Auch nicht zu Pferde? Du kannst ja hinter mir aufsitzen."

„Nein, wir ersaufen alle beide mitsamt dem Pferde."

„Ich gebe dir 15 Drachmen, — und nun vorwärts."

„Es geht nicht; es geht wahrhaftig nicht. Es thut mir leid. Guten Tag dir!" und damit geht er über die Schwelle, den Hügel nach Druwa wieder hinauf. —

„Was soll ich thun, Jorji?"

Der brave Jorji will mir nicht raten, damit ich nicht denke, er wolle mich seines Vorteils wegen länger zurückhalten. Er zuckt die Achseln und sagt: „Ich weiß nicht." Da ich aber mein Ränzel über die Schulter werfen will, um trotz alledem loszumarschiren, nimmt er mir's aus der Hand, bindet sich's um die Schultern und sagt kurzab zu mir: „As pame!" (Gehen wir).

Am Tempelfeld vorüber, auf dem zwischen den Ruinen tiefe Regenlachen stehen, geht der Weg zum Alpheos hinab. Jorji will mich wenigstens bis zum Bakáliko des Dorfes Miraka über dem Alpheos begleiten; dort, meint er, sei Hoffnung, einen neuen Agojaten zu finden.

Rechts in der Tiefe braust uns der angeschwollene Strom entgegen, abgerissene Olbäume und Brückenplanken mit sich führend. Breit wie etwa die Spree oberhalb Berlins, aber kein

ſo ſanftes Gewäſſer, wie jene Heimat der Berliner Gondelfahrer; nein, ein gelbſchlammiger, wirbelnder Bergſtrom, der an ſeinen Ufern reißt und ſich wie ein Unhold auf Olympia loswälzt. Man begreift hier ſo recht, wie die Hellenen dazu kommen konnten, im Giebelfeld des Zeustempels den beiden Flußgöttern des Gaues Bildwerke zu errichten, — wie ſie überhaupt zur Vermenſchlichung von Flüſſen kamen. Iſt mir doch an jenem beſchwerlichſten Wandertage im Stromgebiete des Alpheos ſein rauſchendes Gewäſſer wie ein böſer Dämon erſchienen, der mir den Weg verlegte. Wenn ich gegen irgend einen Fluß auf Erden ſo etwas wie einen perſönlichen Haß im Herzen trage, dann gegen den „Rufiás“, — wie ich ihn fortan nennen will.

Mit lehmſtarrendem Fußwerk kommen wir nach einer Stunde beim Bakáliko von Miraka an. Kein Agojat will die Reiſe wagen. Ja, bis nach Aſpraſpitia (drei Stunden weiter öſtlich, diesſeits des Rufiás) wollen ſie mitgehen; darüber hinaus lockt ſie kein Preis: es giebt heute, nach dem heftigen Regen der Nacht, keine Furt. Morgen vielleicht, wenn's in der nächſten Nacht nicht abermals in den Bergen regnet, wonach es ſehr ausſieht.

Ich verabſchiede mich von Jorji, der mich beſorgt ziehen läßt und ſich hartnäckig weigert, ein Geſchenk für ſein Geleit anzunehmen. Er nötigt mir noch ein großes Stück weißen Brotes und einen langen Strohhalm mit drangereihten kleinen meſſeniſchen Feigen auf, drückt mir die Hand und kehrt heim nach Olympia. Und nun vorwärts, ganz allein, durch das Rinnſal der vollgeregneten lehmigen Pfade, zu der Grenze zwiſchen Elis und Arkadien: zur Doána, dem Erymanthos der Alten, einem Nebenfluß des Rufiás.

Die Landſchaft auf beiden Seiten des tief zwiſchen Bergen eingebetteten Stromes iſt kaum griechiſch zu nennen: ſaftiggrüne Wieſen an den Uferhängen, und höher hinauf dicke Wälder im vollen Blätterſchmuck. Noch bin ich nicht in Arkadien, aber dies

iſt eine ganz „arkadiſche“ Gegend. Auch Schäfer treffe ich an, doch keine Schäferin, und um ſie herum weiden luſtige Ziegen und ſtillvergnügte Lämmer, wenn auch ohne bunte Bänder, wie ſie auf den Watteauſchen Bildern ſo lieblich anzuſchauen ſind.

An einem Eichbaum mit weit ausladendem Gezweig war es, wo ich meine erſte Bekanntſchaft mit einem peloponneſiſchen Schäfer machte. Seine zwei großen weißen Spitzhunde hatten mich, wie üblich, geſtellt und waren ſelbſt nicht durch ein hingeworfenes Stück Brot zur Freundſchaft zu bringen. Der Schäfer aber ſtand ſtockſtill am Eichenſtamm und vor Verwunderung über den ſeltſamen Wandersmann mit dem Ränzel auf dem Rücken dachte er garnicht dran, ſeine Hunde zur Ruhe zu rufen. Ich mußte ihn um Hilfe angehen, und das that ich mit den Worten: „Wrè, Adelfé!“*) Sogleich kam er auf mich los und wehrte den Hunden, die fortan mich ganz freundſchaftlich behandelten und ſogar mein Brot fraßen.

Um den Kopf die dicke, vließige Kapuze, den Leib bis zu den Knieen hinab im ſchneeweißen Wollenmantel, die Füße in Sandalen und im Mund die brennende Zigarrette, — das war mein erſter Schäfer zwiſchen Elis und Arkadien. Neugierig war er wie alle Griechen, aber auch ſchweigſam wie alle Schäfer. Wohin ich wollte? — „Nach Andritſena.“ — Pauſe. — Dann: „Me ta podária?“ — „Ja.“ — „Und der Rufiás?!“ —

Wieder der Rufiás! — „Es giebt doch eine Furt.“ — „Heute nicht, vielleicht morgen.“ — „Wo geht der Weg?“ — „Immer am Rufiás entlang, bei Muriá vorbei, dann über einen Bach und dann weiter fragen.“

„Haſt Du ein Stück Käſe für mich?“ — „Nein, es iſt ja Sarakoſti“ (Faſtenzeit). — Man vergißt es immer wieder, daß auch der ſchlichte Schafkäſe jetzt zum verbotenen Speiſeluxus gehört.

---

*) *Βρὲ, ἀδελφέ!* (Heda, Bruder), der gewöhnlichſte Anruf.

Das Klettern und Waten und Springen von Stein zu Stein geht weiter. Mir dünkt, ich habe längſt den rechten Weg verfehlt, denn ich höre das Rauſchen des Rufiás nicht mehr. Aber hier ſind Maultiere gegangen, und irgendwohin muß mich die Spur doch führen. Bach folgt auf Bach, alle linksher vom Pholoë-Gebirge rieſelnd, dem Alpheos zu. Vor mir hellt ſich, um die achte Morgenſtunde, der öſtliche Himmel auf; der dicke, bleigraue Wolkenſchleier zerreißt an einer Stelle, und durch die Lücke ſchimmert am äußerſten Rande des Horizontes eine Kette friſchbeſchneiter Berge. In der Schweiz oder in Tirol bedeutet friſcher Schnee auf den Bergen gutes Wetter im Thal; aber wer verſteht ſich auf griechiſche Wettererſcheinungen?

Unweit des Weges liegt eine Lehmhütte, aus der ein Feuerſchein glüht. Ich bin durſtig geworden und trete über die Schwelle. Um ein Feuer mitten in dem einzigen, ungedielten Raume der Hütte kauern drei Frauen: eine Mutter mit ihren zwei Töchtern. Ein Keſſel hängt über dem Feuer, und die Mutter rührt mit einem ſchwarzblechenen Löffel darin. Die ältere Tochter ſchöpft mir mit einem hölzernen Krug Waſſer aus einem Regenfaß vor der Hütte und ſagt mir, wie ich wieder auf den richtigen Weg gelange, denn ich habe mich allerdings verirrt. Außer freundlichen Menſchen giebt's im ganzen Griechenland keine Wegweiſer.

Die Mutter hat außer hellblitzenden, ſchwarzen Augen nichts Schönes mehr im Geſicht; ſie ſieht aus wie zwiſchen 50 und 60. Auf meine Frage nach ihrem Alter ſagt ſie mir: 36. „Und dieſe beiden Fräulein ſind deine Töchter?“ — „Nein, die Jüngere nur iſt meine Tochter; die da iſt meine Schwiegertochter.“ — „Und dein Sohn, ihr Mann?“ — „Seit ſechs Monaten in Theſſalien, im Heere.“

„Wie lange biſt du verheiratet?“ frage ich die höchſtens 16jährige Schwiegertochter, eine Schönheit trotz ihrer dürftigen

Kleidung, dem nachläſſig aufgelöſten Haar und dem hoffnungsvollen Zuſtande, in dem ſie ſich zu befinden ſcheint.

„Sieben Monate, Afendi. Wird es Krieg geben?“

„Ganz gewiß nicht,“ log ich ihr troſtreich vor und hatte doch die Wahrheit geſprochen.

„Mein Mann kehrt alſo bald zurück?“

„Wohl ſchon im nächſten Monat,“ log ich weiter und hatte dennoch annähernd richtig prophezeit. — Sie glaubten alles, was ich ihnen ſagte: kam ich nicht aus „Europa“ und mußte es wiſſen, ob Krieg oder Frieden? Und dieſe Frauen waren durchaus für den Frieden. —

Zwiſchen Muriá und Luwra war es, wo ich im Gewirr der überſchwemmten Wieſen und über Nacht entſtandenen Bäche abermals meinen Weg verlor. Eine Weile irrte ich in dem Wieſenſumpf umher; dann gab ich es auf, denn hier drohte die Gefahr, zu verſinken. Ich war von einem höhergelegenen Baumſtumpf über einen breiten Bach aufs jenſeitige Wieſenufer geſprungen, wo ich ſo etwas wie einen Weg erblickt zu haben glaubte. Nun konnte ich, da ich meinen Irrtum gewahrte, nicht mehr aus der Tiefe zur Höhe zurückſpringen. Der Bach war nicht tief; ein in die Mitte geſchleuderter großer Stein blieb auf dem Grunde ſichtbar: vier Fuß tief mochte die Stelle ſein. Ringsum kein Menſch zu erblicken. Kommſt du hier lebendig heraus, ſo machſt du keine Fußreiſe mehr auf griechiſchen Straßen, — das ſteht bei mir feſt. Ich rufe nach allen Seiten mit vorgehaltenen Händen einmal übers andere: „Wrè!“ — aber keine Antwort, nur ein Echo von der Bergwand zur Linken. Kommt es zum ärgſten, denke ich, ſo ſteig' ich rechts zum Rufias hinab und folge einfach ſeinem Schlangenlauf. Aber zwiſchen mir und dem Rufias dehnen ſich eben die verſumpften Wieſen: ich bin gebannt. Hätte man nur jemand, auf den man die Schuld ſchieben könnte! Aber ich ſelber habe es gewollt, ich verirrter Georges Dandin.

In mein Schickſal ergeben, ſetze ich mich auf einen halbtrockenen Stein, der aus dem Wieſengrund hervorragt, und — ſtreife ein paar Feigen von ihrer Strohhalmſchnur. Zum Spaß zähle ich meine Lebensmittel; man kann ja nicht wiſſen. 53 Feigen habe ich, ein pfundſchweres Stück Brot, Tabak und Papier wohl für hundert Zigarretten, dazu zwei feuchtgewordene Schwefelſtreichhölzer helleniſchen Fabrikats. Im Notfalle reiche ich damit zwei Tage.

Da wiehert es hinter mir, über mir, und „Wrè!“ ruft's mit weithallender Mäunerſtimme. Ich ſchlucke geſchwind die Feige hinunter und antworte: „Wrè!“ denn mir hat der helfende Ruf gegolten.

Durch das hellgrüne Unterholz oben am Waldſaume zur Linken kommt es angeritten, eine ganze Karawane, fünf, ſechs, ſieben Männer, alle auf Maultieren, mit Ausnahme eines im weißen, ſcharlachrot gefütterten Mantel, der auf einem Pferde ſitzt. Herüberfragen zu mir, hinüberrufen zur Antwort — und die Lage iſt beiderſeits klar. Drüben, etwas höher als die Stelle, von wo ich in dieſen Sumpf ſprang, läuft der ſogenannte Weg, kenntlich nur denen, die — ihn kennen. Die Karawane zieht zwar nicht nach Andritſena, doch reicht unſer gemeinſamer Weg noch ein gut Stück weiter öſtlich.

Aber zuerſt aus dem Wieſenſumpf hinaus! Der Reiter im weißroten Mantel, augenſcheinlich der Führer der Karawane, erteilt einem der Begleiter einen Befehl; der reitet zum Bach hinab, giebt dem Maultiere die Hacken der Sandalen zu fühlen, — hupp, iſt er an meiner Seite. „Anáwa!“ (Steig auf), und nach einigen vergeblichen Verſuchen ſchwing' ich mich von meinem Stein aus dem Sumpf dem Mulari auf die Kruppe. Jetzt reiten wir vorſichtig hundert Schritt vorwärts, das arme Tier unter der gedoppelten Laſt bei jedem Tritt bis zu den Knieen einſinkend. Endlich finden wir eine Stelle, an der das jenſeitige

Bachufer nur einen Fuß oder ſo höher liegt als das unſere, und reiten durchs Waſſer.

Da bin ich wieder auf feſter Erde, und in wenigen Minuten mitten unter der Karawane.

Der Mann im Scharlachmantel iſt der Herr Dimarchos des großen Dorfes Werwitſa im Gau Gortynia, Nomarchie Arkadien, und mit ſechs Nachbarn und Ipireten (Feldarbeitern) auf der Heimreiſe begriffen. Er kommt gleich mir aus Pyrgos, hat aber die Nacht in Kriekuki zugebracht. Dort haben wir nun gemeinſame Bekannte, und damit iſt auch unſere Bekanntſchaft angeknüpft, — ganz abgeſehen von ſeinem Samariterdienſt, für den er keinen Dank hören will. Einer ſeiner Begleiter will abſitzen, damit ich reiten könne; ich laſſe das nicht zu, ſondern bitte nur, mein Lederränzel an ſeinen Samaribügel hängen zu dürfen; dann geht die Wanderſchaft weiter, im wegkundigen Geleite.

Der Dimarchos Leonidas Spiliópulos iſt ein ſtattlicher Mann in den allerbeſten Jahren, nahe den fünfzig, mit blühenden Wangen, einer feinen, griechiſchgraden Naſe, hoher Stirn. Seine Begleiter nennen ihn mit dem Vornamen „Leonidas“; doch zeigt ihre Haltung ihm gegenüber, daß er ihnen wie ihr Oberhaupt gilt, auch ohne ſein Dimarchenamt. Es freut ihn offenbar, mich getroffen zu haben, denn er kann mir allerhand über griechiſche Gemeindeverfaſſung erzählen, Dinge die ſeine Begleiter ja längſt kennen. — Ein griechiſches Dorf hat eine viel freiere Verfaſſung, als ein preußiſches. Es wählt ſeinen Schulzen (eben den Dimarchos) ſelber und iſt bei der Wahl unabhängig von irgend welcher Beſtätigung ſeitens des Eparchen oder ſonſt einer Regirungsbehörde. Neben dem Dimarchos ſind die Simwuli (*σύμβουλοι*) — „Ratmannen“ — mit der Verwaltung der Gemeindeangelegenheiten betraut. Der Dimarchos und das Simwulion werden auf vier Jahre durch das allgemeine Stimmrecht

aller Männer über 21 Jahre gewählt. Weder in die Ausſchreibung noch in die Verwendung der Steuern hat der Eparchos (Regirungspräſident) oder Nomárchis (Oberpräſident) dreinzureden. Nur zur Aufnahme von Anleihen iſt eine Genehmigung erforderlich; aber wer leiht einer Dorfgemeinde in Griechenland etwas?

„Habt ihr auch eine Schule in Werwitſa?“

„Gewiß, und eine ganz große mit über 100 Kindern.“

„Und wer bezahlt die?“

„Wir ſelber, das ganze Dorf. Wir haben die Schule erbaut, wir bezahlen den Schullehrer, wir kaufen die Bücher. Die Regirung giebt uns keinen Lepton dazu, uns ganz gewiß nicht.“

„Warum gerade euch nicht?“

„Wir ſind ſamt und ſonders Trikupiſten. Delijannis hat in Werwitſa nicht eine Stimme gekriegt und wird auch nie eine kriegen.“

„Was habt ihr gegen ihn?“

„Was wir gegen ihn haben? Das, was alle Hellenen gegen dieſen Dummkopf haben ſollten! Wir haben vielleicht ſchon mal einen ſchlechteren Miniſter gehabt, — obgleich ich mich auf keinen beſinne, — einen dümmeren ganz gewiß nicht. Das Schlimmſte, daß er aus unſerem eigenen Gau ſtammt, aus Gortynia: da giebt's denn immer Leute, die ihn wählen, von wegen der Ruſſétia.“

„Was iſt das: Ruſſétia?“

Der Dimarchos lachte, — alle ſeine Begleiter mit ihm; ich mußte eine recht dumme Frage geſtellt haben.

„Ich weiß nicht,“ ſprach der Dimarchos Leonidas, wie „ihn bei euch in Deutſchland „Ruſſétia“ nennt; aber ich will dir erklären, was es iſt. Zuerſt mal, was es nicht iſt. Wir werden in zwei Stunden an die Doana kommen und durchs Waſſer

reiten müſſen. Die Doana iſt ein großer, böſer Strom, hat im Sommer wie Winter Waſſer, im Frühling zu viel; ſie iſt die Grenze zwiſchen Elis und Arkadien. Keine Brücke! Von den Bergen da oben, wo ſie entſpringt, bis nach Aſpraſpitia, wo ſie in den Rufias mündet, keine Brücke. Nach einer halben Stunde kommſt du — denn ich reite nordwärts — an den einen Rufias, — es giebt ihrer zwei*) —, und auch dort keine Brücke. Warum? Weil die Dörfer zwiſchen Wéleſſi (an der Doana) und Werwitſa noch nicht hundert Stimmen für die Delijannitiſchen Kandidaten abgegeben haben. Das iſt nicht Rusfétia!" — Die ſieben Männer lachten aus vollem Halſe.

„Im April 1885 wurde Delijannis gewählt; noch in derſelben Woche wurde der Waldwächter bei Werwitſa weggejagt und an ſeine Stelle ein Kerl geſetzt, der nicht weiß, was eine Walanidiá (Eiche) und was eine Platane iſt. Warum? Dieſer Kerl hat für den Delijannitiſchen Abgeordneten gewühlt, und der Abgeordnete hat ihn dafür von Delijannis zum Waldwächter ernennen laſſen. Und das nennt man in Griechenland Rusfétia! Wie nennt man's bei euch?"

„Das giebt's bei uns nicht."

Der Dimarchos ſchwieg und wurde ſehr nachdenklich. Dann nach einer Weile: „Wer ernennt bei euch die Waldwächter? und die anderen Beamten?"

„Der König oder der Kaiſer."

„Und wenn ein neuer Miniſter kommt, jagt er die Beamten nicht weg?"

„Wie kann er ſie wegjagen, da der König ſie ernannt hat!? Er muß ihnen beweiſen, daß ſie ſchlechte Beamte ſind, und darüber entſcheidet ein beſonderer Gerichtshof."

---

*) Der Rufias, der an Olympia vorbeifließt, wird gebildet durch den Zuſammenfluß des eigentlichen Rufias mit dem Ladon, welcher letzterer im Volksmunde gleichfalls den Namen Rufias führt.

„Ach, wenn wir doch das auch in Hellas hätten! — Und eure Beamten kümmern sich gar nicht um die Wahlen für die Wuli (Kammer)?“

„Na, weißt du, Bruder — —“

„Aha!“ rief der Dimarchos Leonidas, „ihr habt auch Russétia, bloß ein bischen anders. Ich denke, es wird wohl in der ganzen Welt dasselbe sein. Wir haben ein Sprichwort:

„*Τὸ ἕνα χέρι νίβει τὸ ἄλλο, καὶ τὰ δύο τό πρόσωπο.*“

(Eine Hand wäscht die andere, und die beiden das Gesicht).

„Wir haben ein ähnliches“, — und diesmal lachten wir zu achten.

Unter solchen erbaulichen Gesprächen von Staats- und gelehrten Sachen zogen wir über die Hügel und durch die Wälder von Elis bis hart an dessen Grenze: bis zum Chani von Likuréssi, am rechten Ufer der Doana. Dort wurde vor dem gefährlichen Übergang über den wilden Waldstrom ein längerer Aufenthalt gemacht, ein Imbiß eingenommen und eine Zigarrette angezündet. Wir saßen im Freien, denn das Wetter war heiter und warm geworden. Soweit die Blicke in die Runde schweiften, dichtbewaldete Höhen, hier und da mit weißen Häuschen besetzt; von unten herauf hörten wir das dumpfe Rauschen der Doana. Im Nordosten überragte links der Chelmos, schneebekrönt, alle Vorhöhen, — dort fließt der Styx, sagte der Dimarchos, der seine alte Mythologie und Geographie kannte —; rechts daneben die Kyllene, tief hinab weiß erglänzend.

Hierher möchte ich alle die laden, die von Griechenland immer nur als von einer öden, baumlosen Felsenwüste sprechen und schreiben. Der westliche Peloponnes: Elis, Messenien und ein gutes Stück von Arkadien haben sich ihren Wald bewahrt, ja an manchen Stellen sieht man sogar junge Schonungen neu angelegt. Freilich, freilich — große Waldfreunde sind die Junghellenen nicht. Das Volk hat wenig Verständnis für den

Segen des Waldes und noch weniger Gemütsfreude an ihm. Er iſt gut, um Brennholz und Bretter zu ſchlagen, und beſonders gut, um die Ziegen zu ernähren. Wie oft iſt mir auf meinen ſpäteren Wanderungen, beſonders im ſüdlichen Meſſenien und Lakonien, der grimme Zorn aufgeſtiegen, wann ich ſah, mit wie unerhörter Ruchloſigkeit — oder ſage ich lieber: Gedankenloſigkeit — mit dem Waldwuchs umgegangen wird. Alle einſichtigen Griechen erkennen das Unheil an, welches durch das Abholzen der Berge über das Land gekommen iſt; und die furchtbaren Überſchwemmungen jedes Frühlings würden es den Einſichtsloſeſten predigen. Es wurden auch die ſchönſten Geſetze von der Kammer gegen den Waldfrevel erlaſſen und ein Waldwächterkorps gegründet, welches aus 700 Mann beſteht, aber viel zu ſchlecht bezahlt wird und unter dem Syſtem der Rusfétia leidet, wie die meiſten Verwaltungszweige in Hellas. Sie haben 6 Millionen Stremmata (Deka-Ar) Wald unter ſich, jeder alſo ungefähr 85 000; man begreift, daß da von einer wirkſamen Überwachung keine Rede ſein kann.

Die ſchlimmſten Feinde der griechiſchen Wälder ſind die Ziegen. Das junge, aufſchießende Unterholz freſſen ſie zunicht und ſchonen keine Schonung. Mein Schutzpatron, der Dimarchos, mit dem ich darüber ſprach, zuckte bedauernd die Achſeln: „Was ſollen wir thun? Ohne Ziegen können unſere Bauern nicht leben; die Ziegen ſind wichtiger, als der Wald.“

Ich habe aber noch andere Feinde der Wälder am Zerſtörungswerk geſehen, als die Ziegen, nämlich die Ziegenhirten. Solch ein Geißbub, oder ſonſt ein kleiner Waldteufel zündet am Stamm eines vielhundertjährigen Eichbaums oder einer Rieſenplatane ein Feuerlein an, um ſich ſeine Láchana (Gemüſeſuppe) zu kochen. Den breitrückigen Stamm wählt er, damit der Wind ihm nicht ſein Feuer verwehe, — und wann er

weiter zieht, ist die Rinde 5—6 Fuß hoch verkohlt, und der Baum kracht im nächsten Frühlingssturm abgestorben zur Erde.

Oder noch ärger: derselbe Geißbub kümmert sich auch nicht drum, ob ein Sturm durch den Wald braust, wann er sein Feuerlein anzünden will. Im nächsten Augenblick flammt das Unterholz, und in einer Viertelstunde steht der hundertjährige Bestand eines weiten Bergabhanges in lichtem Feuer; und kommt der Wanderer übers Jahr denselben Weg gezogen, so ist alles trostlos kahl geworden. Ich schenkte den Neugriechen ihre ganze übrige altgriechische Mythologie, von der sie erstaunlich viel ins Christentum herübergenommen haben, wenn sie daraus einzig den frommen Glauben an eine Dryas in jedem Baum bewahrt oder sich aus dem Christentum heraus irgend einen Aberglauben erzeugt hätten, der sich schützend um den Wald breitete.

Ganz frei von Schuld ist auch die Regirung nicht. Ich spreche nicht von Delijannis, denn in dem Augenblick, wo ich dies schreibe, ist jener Mensch gottlob unschädlich gemacht, und der energische Trikupis führt die Zügel. Indessen, wie selbst dieser einsichtsvollste Staatsmann Griechenlands über Waldschutz denkt, das hat er mir in einer vertrauten Stunde mit aller Offenheit erklärt. Ich sprach ihm von der Notwendigkeit, ein größeres, besser bezahltes, tüchtigeres Korps von Forstaufsehern zu schaffen, ähnlich dem ausgezeichneten Korps der Chorofilakes. Er stimmte mir vollkommen zu; aber, sagte er, sehen Sie, um mehr Forstaufseher anzustelleu und sie besser zu bezahlen, dazu gehört mehr Geld, also mehr Steuern; die Steuerlast fühlt der Bauer, deren Betrag kann er schätzen; der Wert eines Baumes aber — wir sprachen französisch — „cela n'est pas appréciable.“ —

Herr Trikupis weiß nämlich am besten, was neue Steuern bedeuten: das Volk hat ihn im April 1885 gestürzt, weil er neue Steuern behufs Reörganisation der Armee forderte.

Die Chani-Wirtin in Likuressi bedient unsere Karawane

und mehrere andere, die von verſchiedenen Richtungen kommend hier eingekehrt ſind. Der Wirt, ein noch ganz junger Mann, ſteht beim Heer im Theſſalien. Die bildhübſche, junge, faſt mädchenhafte Frau, trotz dem Kindchen, welches ſie bei der Arbeit auf dem Arm trägt, — bedient dieſe mehr als zwanzig Männer, ohne daß Einer nur ein unpaſſendes Wort, einen unziemlichen Blick wagt. Sie iſt in dem einſamen Chani ſo ſicher wie in einer volkreichen Stadt, wenn nicht ſicherer.

Sie bringt mir vor dem Aufbruch einen ganzen Teller voll — alter Münzen und bietet ſie mir zum Kauf an. Ich wähle ein paar mit beſonders deutlicher Schrift, darunter eine aus der Zeit des Achäiſchen Bundes, und einen ſchönen ſilbernen Caeſarkopf mit der Umſchrift: „Hadrianus Augustus“, und frage, was ſie dafür haben will. Sie hält mich für einen reiſenden Prinzen oder einen Archäologen und fordert ernſthaft: „Ekatón drachmás!“ (100 Drachmen). Ich lache ſie aus und lege die Münzen, fünf Stück, wieder in den Teller. „Dann gieb, was du willſt.“ Ich gebe ihr eine Silberdrachme; ſie dankt und iſt zufrieden. Die Münzen ſind von ihr und ihrem Manne beim Umhacken der Weinfelder gefunden und alleſamt zweifellos echt. Überhaupt: gefälſchte Antiken werden bisher nur in Athen verkauft; was die Bauern dem Reiſenden anbieten, iſt ausnahmlos echt, von ihnen ſelber gefunden und um einen Spottpreis zu erſtehen.

Nun geht's hinab zur Doana, durch dichten Wald. Nur beritten kann man dieſes reißende Gewäſſer paſſiren, und ich habe kein Reittier. Zu zweien auf einem Maultier wäre hier gefährlich. Da kommt Hilfe vom jenſeitigen Ufer. Ein nackbeiniger, ſchlanker Kerl ſteht drüben mit einem ſtruppigen kleinen Pferd; er wartet auf Reiſende, die über den Strom wollen, um ihnen ſein Tier entgegenzuſenden. Ein Ruf der Frage von ihm, ein Antwortruf von uns, — dann giebt er dem Pferdchen einen Klaps, es watet ohne Führung zu uns herüber; ich ſitze auf und nach wenigen

Minuten bin ich am andern Ufer. Das ſtrudelnde Waſſer hat bis zu meinen Knieen gereicht.

Hier ſcheiden ſich mein Weg und der des Dimarchen von Werwitſa. Wir ſind in den wenigen Stunden der gemeinſamen Wanderung ſo freundlich bekannt mit einander geworden, daß mir der Abſchied ſchwer wird. Herr Leonidas greift in ſeine bunte Satteltaſche und reicht mir als letzte Freundſchaftsgabe noch zwei große Portokalia; dann ein Händedruck von ihm und ſeinen ſechs Begleitern, — Kalin patrida! — Kaló taxidi! — Chäre! als Erwiderung Chärete! — Sie ziehen nordwärts, immer dem Lauf der Doana entgegen; ich reite den Hügel hinauf, hinter dem, oſtwärts, das erſte arkadiſche Dörfchen Wéleſſi liegt. Der Beſitzer des Pferdes, das mich über die Doana getragen, ſchreitet voran. Ich denke, ich werde ihn zum Agojaten nach Andritſena nehmen.

Achtes Kapitel.

Ein Tag und eine Nacht in Arkadien.

Erſt als wir auf dem Hügel von Wéleſſi angelangt waren und das Dorf ſahen, that der Doana-Führer den Mund auf; natürlich zu einer Frage. — „Wohin gehſt du, Afendi?“ — „Nach Andritſena.“ — „Heute?“ — „Heute!“

Dann längeres Schweigen. Kurz vor dem Dorf fragt er mich, ob ich ihn zum Agojaten haben wolle? Gewiß. — Aber erſt morgen, Herr. — Nein, heute!

Nun erzählt er mir ſeine abſonderlichen Familienumſtände. Chriſtos heißt er und iſt einer der allerärmſten Bauern des armen Dorfes Wéleſſi. Im vorigen Sommer iſt ihm ſein bischen Weizen unten am Ladon halbverhagelt, und auch ſeine Oliven ſind mißraten. Dabei hat ihm ſein Weib zu den vier Kindern, darunter drei Jungen, die er ſchon hatte, vor 5 Tagen noch einen Jungen geboren und nun weiß der arme Chriſtos nicht ein noch aus. Eine mitleidige Nachbarin, die bei ſeiner Frau auch Hebamme geſpielt, beſorgt das Hausweſen und giebt den Kindern zu eſſen. Aber er hat nichts, um das Kleinſte ordentlich zu bekleiden, und auch die andern vier gehen in Lumpen. Chriſtos ſelber ſieht kläglich genug aus in ſeinem zerſchliſſenen Mantel und den löcherigen Schuhen, dabei hohlwangig, wie ich noch keinen Bauer

geſehen habe. Ein Reiſender iſt für ihn gerade jetzt eine Sendung Gottes, und ich denke nicht dran, mit ihm lange um den Preis ſeines Pferdes für den Reſt des Weges nach Andritſena zu handeln. Mit dem, was ich ihn zu zahlen verſpreche, wenn er mich heute nach Andritſena führt, — noch vier Stunden Reitens — kann er eine Woche leben. Er fürchtet ſich vor dem Übergang über den Rufias, hält ihn für unmöglich; aber andrerſeits kann er, wenn er bald mit mir fortreitet und in der Mondnacht zurückkehrt, morgen in aller Frühe wieder in der Hütte bei ſeinem kranken Weibe ſein. Nur das Pferd noch füttern, ein bischen Mittag eſſen, — dann ſoll's vorwärts gehen.

In Chriſtos' Hütte! — Auf der Erde, über einer alten Pferdedecke liegt die blaſſe Wöchnerin mit dem eingeſchlafenen Kindchen an der Bruſt und begrüßt mich mit einem matten Kaliméra! Die vier andern Kinder ſtehen oder krabbeln um den Vater herum, der mit ſeiner Frau über die Reiſe mit dem Fremden ſpricht. „Morgen früh bin ich wieder zurück. Ich gehe zu Coſtantina, daß ſie bei dir bleibe." Dann zu mir gewendet: „Afendi, möchteſt du wohl ſo gut ſein und mir von der Bezahlung für das Pferd eine Drachme oder zwei vorher geben, damit ich Brot für die Kinder und Reis für die Frau kaufe?" — Ich gebe ihm meine letzte Rolle mit drei Drachmen in Kupferdekaren.

Während Chriſtos zur Nachbarin geht, ſein Pferd füttert und deſſen Samari mit einer zerlumpten Decke polſtert, ſehe ich mich in der Hütte um. Mein Sitz, der einzige in dem ganzen Raum, iſt ein ſchreiendbunt bemalter Holzkaſten, zugleich das einzige Stück Möbel der Familie. Hierin befindet ſich das wenige an Wäſche und Kleidung, was die ſieben Menſchen beſitzen. Von der Mitte der Holzdecke hängt an einem ſtarken Eiſendraht ein mittelgroßer Keſſel über einem erlöſchenden Feuer. In einer Ecke ſtehen zwei große tönerne Amphoren mit Holzdeckeln

darüber: ſonſt mit Wein und Öl gefüllt, heute leer, wie ich mich überzeuge.

Die Nachbarin, Coſtantina, kommt und grüßt. Eine ſtarkknochige Perſon; das Alter ſchwankt zwiſchen 30 und 50; unmöglich, die Jahre einer verheirateten griechiſchen Bäuerin annähernd richtig zu erraten. Sie bringt Leben in die Hütte; den älteſten Jungen ſchickt ſie hinaus nach Olivenbaumwurzeln, dann ſchüttet ſie Reis und Waſſer in den Keſſel und holt aus einem Bündel allerhand Krautzeug: alles hinein in den Keſſel. Ich frage ſie nach den Namen der Kräuter; ſie kennt ſie alle, aber ich verſtehe nicht ihre griechiſchen Bezeichnungen. Doch habe ich ſie mir aufgeſchrieben und gebe hier das Rezept zu einer griechiſchen Reisſuppe mit Láchana (Kräutern). „Dies iſt eine Zwiebel, und dies ſind Erbſen, dies Mohnblumen und die da Malvenblätter; dazu Diſteln.“

Nun holt ſie ein Stück ſchmutziggelben Steinſalzes aus einem alten Zeitungsblatt hervor, ſchlägt mit dem Feuerhaken eine Ecke davon ab und wirft's in den Keſſel. Dem einen krabbelnden Mädel, welches dem Feuer zu nahe zu kommen droht, giebt ſie einen leichten Klaps und ſchiebt es bei Seite. Sogleich fängt das Kind an jämmerlich zu ſchreien, ſo daß das Jüngſte am Mutterbuſen aufwacht und ebenfalls losquiekt. Nun trägt die Nachbarin, um das böſe Beiſpiel zu beſeitigen, das weinende ältere vor die Thür und überläßt es dort ſeinem Schickſal. Die Mutter wiegt das Jüngſte in ihren Armen wieder zur Ruhe, ſtopft ihm das klagende Mäulchen mit der Mutterbruſt und ſingt ihm ein „Nannárisma“ (Wiegenlied), ein uraltes, millionenfach in Griechenland geſungenes:

„Nanna, nanna, mein Söhnelein,
Du mein geliebtes Heldchen klein,
Schlaf, mein Söhnchen, mein teures.

Schenken will ich dir allerlei,
Alexandria kriegſt du zum Zuckerbrei,
Reis ſendet dir die Miſiri (Kairo),
Dazu noch Konſtantinopolis,
Drei Jahre drinnen regire."

Alexandria, Kairo und Konſtantinopel werden jedem griechiſchen Knaben an der Wiege vorgeſungen. Und da ſollen ſie nicht den Beſitz der „Polis", der „Stadt" ſchlechtweg, wie Konſtantinopel im Volksmund heißt, als das letzte Ziel aller griechiſchen Politik betrachten, wann ſie groß geworden ſind?!

Chriſtos hat ſein Pferd beſorgt und kommt in die „Stube". Neugierig und lecker guckt er in den Keſſel. Dann giebt er der Nachbarin drei Kuluria, die er draußen eingekauft, und einen kleinen Krug voll Weines und ſagt ihr: „Für die Miren!"

Die Nachbarin legt die Kuluria auf den Holzdeckel der einen Amphora ſo, daß ſie einander nicht berühren, ſtellt den Weinkrug dazwiſchen und murmelt Sprüche, die ich weder höre noch verſtehe. Nur einmal glaube ich das Wort „Olimbos" zu vernehmen.

Wir eſſen die Reiskräuterſuppe, — ich mit, um den armen Chriſtos nicht zu kränken, der mir einmal übers andre verſichert: ſie iſt ſehr gut, was die Frau Nachbarin beſtätigt. Die Suppe war mitſamt den weichgekochten Diſteln darin genießbar. Ein eigens für mich in der heißen Aſche gekochtes Ei wies ich zurück und gab es der Wöchnerin. Eine Taſſe Kaffe möchte ich noch vor dem langen Ritt trinken, aber woher ſoll Chriſtos wohl Kaffe haben? Ein Chani giebt's in Wéleſſi nicht; aber die Nachbarin, des Schuſters Frau, wird mir einen Kaffe bereiten.

Der Schuſter, ein kleiner luſtiger Buckliger, um einen Kopf kleiner als ſein Weib, empfängt mich mit einem „Jiá su!" (aus „ijia su", Geſundheit dir!) und räumt mir ſeinen Arbeitsſchemel zum Sitz ein. Statt des Tiſchtuches wird ein Zeitungsblatt

über eine Ecke des Schuſtertiſches gelegt. Ja, der Schuſter hält eine Zeitung, die in Pyrgos erſcheint, wöchentlich einmal. Er iſt ſtolz darauf, leſen zu können; mein armer Chriſtos kann's nicht.

Hier frage ich die Nachbarin, die mir eine Taſſe vorzüglichen, pechſchwarzen Kaffes gemacht hat, nach der Bedeutung der drei Kuluria und des Weinkrugs „für die Miren". Sie will nicht mit der Sprache heraus und ſagt nur: „Heute iſt die Amphidromie". Amphidromie heißt „Umgang", aber weſſen Umgang? — Nun, der Miren. Weiter will ſie nichts ſagen und geht zu der Wöchnerin hinüber.

Der Schuſter erklärt mir das Geheimnis, denn Chriſtos weiß es wohl, verſteht aber nicht, dem fremden Herrn ſolche griechiſchen Heimlichkeiten begreiflich zu machen. Am fünften Tage nach der Geburt kommen die drei Miren (die altgriechiſche Moira) vom Olimbos zu dem Kinde herab und bringen ihm ihre Gaben; um ſie zu bewirten, dazu die Kuluria und der Weinkrug. — Der Schuſter lieſt zwar eine Zeitung, aber an die Miren glaubt er dennoch. „Es giebt böſe und gute Miren; zu mir iſt eine böſe gekommen," ſagt er wehmütig: er denkt gewiß an ſein Buckelchen.

So reite ich denn zum erſtenmal mit einem Agojaten, — die griechiſchſte Art des Reiſens. Chriſtos läuft zu Fuß voraus oder nebenher und treibt ſeinen willigen, aber ſchwachen Gaul durch eine endloſe Flut von beleidigenden Schimpfwörtern, aber nie durch einen Hieb mit dem Stock, zu ſchnellerem Tritt an. So wird er nun mitlaufen, bis wir nach Andritſena kommen, — und gleich ihm alle Agojaten, mit denen ich weiterhin reiſen werde.

Hier iſt wohl ein Wort über Agojaten und Pferde in Griechenland am Platze. Die Pferde ſind ſehr verſchieden, —

die Agojaten ſind an Ausdauer, Dienſtwilligkeit und Beſcheidenheit wohl alle gleich. Sie ſuchen vor Antritt der Reiſe von dem Fremden, den ſie entſchuldbarer Weiſe für ſteinreich halten, einen ſo hohen Preis wie möglich für das Pferd zu erlangen; aber mit dem vereinbarten Preiſe begnügen ſie ſich auch unbedingt und rechnen auf kein „Trinkgeld“. Der Agojat iſt ein freier Mann, der ſein Pferd vermietet; bis zum Trinkgeldbettel, oder vielmehr bis zur Trinkgeld-Erpreſſung, wie in allen anderen Ländern der ziviliſirten Welt, erniedrigt er ſich nicht. Der Preis gilt für die Reiſe bis ans Ziel; für den Rückweg bezahlt man nichts.*) Futter und eigene Zehrung ſoll ſich der Agojat ſelber beſchaffen; er thut es aber nie, ſondern erwartet die Bezahlung dieſer notwendigen, übrigens ganz geringfügigen Ausgaben von ſeinem Reiſenden. Selten weiß ein Agojat auf mehr als zwei Tagereiſen vorwärts Beſcheid; ihn für eine ganze Reiſe durch den Pelopounes zu mieten, iſt deshalb unklug.

Die griechiſchen Pferde ſind, ſolange ſie überhaupt dienſtfähig ſind, vorzüglich; für die beſchwerlichen Klettereien Felsauf Felsab durch kein anderes, an ſich edleres Reittier zu erſetzen. Wer auf einem dieſer kleinen, knieſtarken griechiſchen Pferdchen einen Tag lang zwiſchen Felsgeröll, an Abgründen vorbei, über Stock und Stein geritten iſt, der hat am zweiten Tage alle Angſt vor dem Straucheln oder Stürzen verloren. Auch an den verrufenen griechiſchen Sattel gewöhnt man ſich, wie an ſo viele griechiſche Dinge, die beſſer ſind als ihr Ruf, — wie an den Reſinatwein, die in Öl gebackenen Fiſche, die harten Betten. Hart iſt ſolch ein Samari von Natur, das iſt wahr, aber man kann ja dicke wollene Decken darüber binden. Daß der Zaum nur aus einem Stückchen Eiſen und der Zügel nur aus einem dicken Strick beſteht, geht doch eigentlich mehr das Tier als den Reiter an. Die Füße ruhen in den vom

*) In der erſten Auflage des Griechenland-Bädekers ſteht irrtümlich das Gegenteil.

vorderen Samaribügel hinabhängenden Strickſchlingen, — nach meiner vieltägigen Erfahrung mindeſtens ebenſo bequem wie in den ſtählernen Steigbügeln ziviliſirterer Pferde. Daß die Form des Samari mit ſeinen bequemen Handhaben fürs Feſthalten ein Hinunterfallen ſelbſt an den ſchwierigſten Stellen und beſonders beim Durchreiten von Strömen ſo gut wie unmöglich macht, wird ungeübten Reitern eine Beruhigung gewähren. Ein Bergpferd auf Bergwegen lenken zu wollen, namentlich wenn es den Weg ſchon mehrmals gemacht hat, das kann nur einem Sonntagsreiter in den Sinn kommen. Das griechiſche Pferd iſt in Sachen der Ortskunde mindeſtens ebenſo klug wie der Agojat, und was die Auswahl der beſten Stützpunkte für ſeine vier Beine betrifft, ſo verſteht es davon natürlich mehr, als ſein Reiter.

Unterhalb Wéleſſi liegen am Wege mehrere offenbar behauene, moosüberwachſene Blöcke, vielleicht Reſte einer alten Befeſtigungsmauer zwiſchen Elis und Arkadien. Ich frage Chriſtos, was das ſei? — „Hellenenwerk! Das haben die Rieſen und Draken gemacht!“ — „Sind denn „Hellenen“ und „Draken“ (Drachen) dasſelbe?“ — „Nicht ganz, aber es iſt dieſelbe Familie.“ — Er meinte die alten Hellenen, die vom Volk mit den Giganten und Draken allerdings oft verwechſelt werden.

In einer Viertelſtunde ſind wir am Ladon. Zum Glück harrt hier ein Ferge mit einem ordentlichen Fährboot der Reiſenden, denn ſonſt wäre ſchon hier mein heutiger Wandertag zu Ende geweſen. In ſchäumenden Kaskaden kommt der Fluß von weiter oben herabgedonnert, und an der Überfahrtſtelle bedarf es einer ſtarken Eiſenkette, um hinüber zu gelangen. Wenn ein Glied dran brach, wurden ich, der Agojat, der Ferge und der Gaul unfehlbar mit dem Boot gegen die Felsbänke drunten geſchleudert und zerſchellt.

Der Ferge fordert drei Drachmen für ſeinen eigentlich unbezahlbaren Dienſt, begnügt ſich aber mit zweien und wünſcht uns glückliche Reiſe. — Chriſtos ſieht mürriſch aus und nimmt nicht einmal den Tabak zur Zigarrette an, den ich ihm biete, um ihn ein wenig „aufzukratzen“. — „Nachher, Afendi!“ —

Er läuft mit ſchnellen Sätzen über das jetzt flach gewordene Stromgebiet und zwingt, mit dem Strick um die Fauſt, das Pferd, ihm ebenſo ſchnell zu folgen. Ich war von dem wiederholten Durcheinander von Doana, Rufias und Ladon ganz wirr geworden; den letzten Fluß hatten ſie ja auch Rufias genannt, während er doch nach der Karte Ladon heißen mußte. Genug, ich dachte, jetzt haſt du die Waſſerpartien hinter dir, und es kann ruhig ins ſchöne Arkadien hinein geritten werden.

Die Landſchaft ſieht in dem hellen Frühnachmittagslicht ſo entzückend „ländlich“ aus, das man unwillkürlich an die Entſtehung des typiſchen Beiworts „arkadiſch“ erinnert wird. Allerlei klaſſiſche Zitate ſummen einem durch den Kopf. Solch ein Vers wie „Auch ich war in Arkadien geboren“, oder das „Et ego in Arcadia“ ſind im ſtande, einem die ganze Schönheit ringsum zu verderben, wenn man ſich dem nervöſen Reiz nicht entzieht, durchaus die Fortſetzung finden zu wollen. Mir fällt aus Schillers Gedicht, deſſen Titel ich nicht weiß, noch der zweite Vers: „Auch mir hat die Natur“ ein; aber was mir die Natur getan hat, — es iſt nicht heraus zu bringen, und doch ſchwebt es auf der Zunge. Von dem lateiniſchen Citat weiß ich vollends kein Wort weiter. Und kein Büchmann zur Stelle. Laut deklamire ich:

„Auch ich war in Arkadien geboren,
Auch mir hat die Natur“ — —

um mich durch den Klang auf den dritten Vers zu bringen. Chriſtos ſieht ſich, verdutzt durch die fremden Klänge, nach mir um; ich lache, — da lacht der arme Kerl endlich auch wieder.

Das Lachen ſollte uns bald vertrieben werden, — und mir die klaſſiſchen Citate. Chriſtos dreht ſich wieder um und ſagt: „Da iſt der Rufias!“

Schon wieder ein Rufias! Dies iſt wie die Hydra; der böſe Dämon verfolgt mich, immer ſich erneuernd.

Jetzt ſind wir am Rufias, dem letzten, ärgſten Unhold des Namens. Niedriges Weidengeſträuch zeigt, bis wohin ſeine Ufer ſich erſtrecken nach einem längeren als einnächtigen Regen. Wo iſt denn nur das Bett dieſes fürchterlichen Stromes? Über Kieſel, dann über Sandbänke, durch ſtehen gebliebenes Waſſer reiten wir wohl eine Viertelſtunde, ehe wir an den wahren Strom gelangen. Breiter als die Donau bei Wien oder der Rhein bei Mainz wälzt ſich das wilde Gewäſſer mit gelblichen Wogen vorüber. Das iſt kein Strom, ſondern eine Stromſchnelle, ein langgeſtreckter Waſſerfall. — „Wie tief, Chriſte?“ — „Ja, wer das wüßte!“ Chriſtos zuckt verzweifelt die Schultern und führt das Pferd langſam am Ufer ſtromaufwärts, um zu ſehen, ob nicht doch irgendwo eine Furt ſichtbar oder ein Führer, der die Stromverhältniſſe kennt. Jeder Regen verändert den Lauf des Rufias und ſeine Waſſerverteilung auf die verſchiedenen Strombetten.

Am anderen Ufer ſtehen Dutzende von Bauern mit ihren Tieren, hilflos wie wir. Sie rufen über den Fluß herüber, denn ſie halten uns für wegkundig. Auf unſerem Ufer weit und breit kein Menſch zu ſehen.

Den Gedanken, heute über den Rufias zu kommen, muß ich aufgeben. Das iſt das Schlimmſte nicht, aber mich quälen andere Sorgen: wo bleiben wir jetzt und dann die Nacht? Und was geſchieht, wenn es wieder regnet und das Hochwaſſer morgen früh nicht verlaufen, ſondern noch höher geſchwollen iſt? Nach Wéleſſi zurück? Abwarten, ob die Miren nachts ihre Amphidromie am Wochenbett des armen Weibes halten werden? Aber dazu müßte ich ja über den erſten Rufias wieder zurück. Unter

keinen Umſtänden! Oder die Nacht im Freien, hier am tobenden Strome zubringen? Nicht einmal ein Feuer könnte man anzünden, um ſich zu erwärmen, denn hier in der verwüſteten Niederung giebt's kein Brennholz; die feuchten Weiden brennen nicht.

„Wir müſſen zum Chani," ſagt Chriſtos, ſehr niedergeſchlagen. Armer Burſche, nun wirſt du morgen früh doch nicht bei deiner Familie zurück ſein, und daran bin ich ſchuld. Warum habe ich auf deine ehrliche Warnung vor dem Rufias nicht hören wollen? — Alſo zum Chani! Wenn es dem gleicht, welches ich von Keſallinia her im Gedächtnis habe, oder auch nur dem von heute früh, in Likureſſi, dann wäre es ſo übel gar nicht, auch einmal eine der von allen Reiſenden mit den ſchwärzeſten Farben geſchilderten Nächte in einem griechiſchen Chani zuzubringen. Alſo den Gaul umgewendet und durch das Rufias-Gerinnſel zurückgeritten und dann den ſanften Wieſenabhang hinauf, hinter dem ſich das Chani befinden ſoll.

Vom höchſten Punkt dieſes Abhangs ſehe ich in ein grünes Tal hinunter, in deſſen Tiefe das Chani liegt. Ein Mann kommt uns entgegen; „das iſt der Chanſis," ſagt Chriſtos.

Er geht uns nicht weit entgegen; hundert Schritte vom Hauſe bleibt er ſtehen und läßt uns an ſich kommen. Dann nimmt er, ohne ein Wort des Grußes, ohne meinen Gruß zu erwidern, mein Pferd am Strick und marſchirt zum Chani zurück. — Der Mann gefällt mir nicht, ich ihm augenſcheinlich auch nicht.

Vor dem Chani ſteig' ich ab. Mehrere Arkadier, große Männer mit groben Zügen, ſtarren mich an wie ein aus der Verſenkung aufſteigendes Geſpenſt. Ich will noch einen letzten Verſuch machen, heute über den Rufias zu kommen, und wende mich an die Arkadier mit der Frage, ob mir einer die Furt zeigen will. Sie ſind nicht aus dieſer Gegend und wiſſen mit dem Strom nicht Beſcheid. „Frag' den Alten!"

Der „Alte“ ist der Chansis. Seitdem ich abgestiegen bin, hat er sich um mich nicht mehr bekümmert, sondern geht teilnahmlosen, stumpfen Gesichtes in einiger Entfernung auf und ab. Er ist barhäuptig; doch wirft er von Zeit zu Zeit seinen schneeweißen Wollmantel über den Kopf und dann wieder zurück auf die Schultern. Seine wasserblauen Augen haben etwas Wildes, wie ich es bei hellen Augen noch nie gesehen. Ich wende mich ungern an den Alten, denn mir graut vor ihm; aber er, der hier Sommer und Winter herbergt, ist der einzige, der mich über den Strom bringen kann, wenn überhaupt einer. Während ich ihn anrede, machen mir die umstehenden Männer allerlei Zeichen, und einer sagt mir: „Er versteht nicht.“ Es ist klar: der Alte ist verrückt! — und bei dem soll ich die Nacht zubringen? Um keinen Preis!

Der Alte läßt mich nicht ausreden. Mit einer heftigen Bewegung reißt er aus dem Ledergurt ein Stück Schiefertafel mit einem Griffel und Schwämmchen dran und reicht mir's hin. Jetzt begreife ich. Der Alte ist stocktaub, daher auch sein Gesichtsausdruck und seine äußerliche Schroffheit. Ich habe ihm Unrecht getan, aber der erste Eindruck ist mir geblieben. Ich schreibe auf die Schiefertafel, so gut ich kann, die Frage: „Willst du mich heute über den Rufias bringen?“ — Er liest und sagt: „Ochi!“ (Nein). — Die Unterhaltung mit dem Schieferstift geht weiter: „Warum nicht?“ frage ich schriftlich. „Ich will nicht ertrinken,“ antwortet der blauäugige Alte und setzt hinzu: „Morgen früh vielleicht; du mußt mir dafür zwei Franken geben, Silberfranken, nicht Drachmen“, — und dreht sich um und marschirt ins Haus.

Hier bleibe ich nicht, und selbst meinem Christos gefällt es hier nicht. Das mit den zwei Silberfranken entschuldigt er allerdings durch den Hinweis darauf, daß der Alte zwei seiner Pferde uns zum Durchschreiten des Flusses leihen müsse, damit

er ſelber und Chriſtos hinüberkämen, und das ſehe ich auch ein. Dennoch will ich hier nicht übernachten und frage Chriſtos, ob er denn gar keine andere Unterkunft für die Nacht in der Nähe weiß. — „Jawohl, in Ajannu, weiter oben an den Bergen.“

„Was iſt das, Ajannu?“

„Ein großes Dorf.“

Auf nach Ajannu!

„Ajannu“ iſt die volkstümliche Verkürzung von Ajios Joannis; ein reiches Dorf, deſſen Weinberge ſich bis zum Rufias hinunter erſtrecken. Trotz der Höhe, in der es liegt, wohl tauſend Fuß über dem Strom, hört man ſein Rauſchen ganz vernehmlich; man wird ihn alſo nicht los, auch wenn man ihn nicht ſieht.

Das Pferd iſt müde und ſchleppt ſich beſchwerlich die ſteile Höhe hinauf. Da nimmt Chriſtos es am Zügel und lenkt auf ſanfteren Wegen quer durch die Weinfelder ab. Dieſe vollkommene Gleichgültigkeit gegen „Flurbeſchädigung“ habe ich fortwährend in Griechenland beobachtet; da jeder ſeinem Nachbar Gleiches mit Gleichem vergilt, hebt ſich der etwaige Schaden. Gejagt wird in Griechenland ohne jede Rückſicht auf fremdes Grundeigentum. Es giebt überhaupt kein Jagdgeſetz; Jeder darf jagen, wo es ihm beliebt.

Wir kommen an verfallenem Mauerwerk über und unter der Erde vorüber; eine der Ruinen ſieht aus, wie ein ungeheures Grab. Was das nur ſein mag? Oben werde ich mich auf der Karte zurechtſuchen; dies muß eine klaſſiſche Stätte ſein. Wo kann man denn in Griechenland überhaupt entlangreiten, ohne links und rechts auf Namen hochheiligen Klanges aus altersgrauen Zeiten zu ſtoßen!

Ajannu iſt ein ganz ander Dorf als das elende Wéleſſi. Allerdings auch viele Lehmhütten, aber dazwiſchen manches Haus von zwei Stockwerken mit ſteinernem Unterbau. Die Männer, die man auf der Dorfgaſſe trifft, ſind nicht nur wohlgenährt,

auch wohlgekleidet. Das große weiße Haus dort vor uns auf einer kleinen Bodenerhebung ist offenbar eine Schule, denn ich höre Kindergesang herausschallen. Ich habe Christos gesagt, er solle mich vor das Haus des Dimarchos führen; er hat mir aber geantwortet: der jetzige Dimarchos sei zu arm, um uns aufzunehmen; er werde mich zu einem reichen Bauern, zum Jannis Pulópulos bringen, und so thut er.

Jannis Pulópulos sitzt mit den Nachbarn vor seinem Hause; d. h. er sitzt, und sie stehen um ihn. Jannis ist der älteste unter ihnen, ein hoher rüstiger Greis von 65 Jahren. Wie ein Greis erscheint er nur, wann er sitzt. Jetzt, da er aufsteht, um mich zu begrüßen, sehe ich erst, welch ein Jüngling mit ergrautem Haar der Jannis ist. Er weiß schon, was ich will, denn er wartet kaum ab, daß ich ihn bitte: „Kann ich die Nacht bei dir bleiben?" — da hilft er mir schon vom Pferde und ruft: „Maritsa!"

Maritsa, des Alten alte Frau, tritt aus dem Hause und reicht mir, gleich ihrem Manne, unter biederem „Kalós orissis"! die Hand. Es ist vier Uhr geworden, und das Nachtessen hat noch gute Weile. So macht mir die geschäftige kleine Alte vorerst einen Kaffe, zu dem es Kuluria und „Iliko" (Süßes, nämlich Fruchtmarmelade) giebt. Das Iliko wird in schöngeschliffenem, dickem Glase gereicht, und ein schwerer Silberlöffel steckt darin.

Ich steige die an der Außenseite des Hauses zum oberen Stockwerk führende Treppe hinauf, um „mein Zimmer" anzusehen, d. h. das gemeinsame Wohn- und Schlafzimmer der ganzen Familie, und um mich vom Staube des langen Wandertages zu reinigen. Das Mütterchen, in einem langen, weißen, hemdartigen Kleide, immer aufmerksam um mich herum. „Mutter! ich möchte mich waschen." — „Sogleich."

Nach einer kleinen Weile schickt sie ihr Töchterchen mit dem Waschgerät. Ein schlankes, auffallend schönes Kind von 14 Jahren, nicht so reifentwickelt wie sonst die Mädchen ihres Alters in

Griechenland. Panagiota heiße ſie, und reicht mir vertraulich ihre feine ſchmale Hand, die rechte; in der linken trägt ſie einen großen Holzkrug, wie ein langes dünnes Fäßchen, mit Meſſingreifen umlegt und überm Arm ein dickes, flockiges Handtuch. Kein Waſchbecken. Das war zu Homers Zeiten doch etwas anders, wenn auch die Art des Waſchens die nämliche geblieben iſt:

„Eine Dienerin trug in der ſchönen goldenen Kanne,
Über dem ſilbernen Becken, das Waſſer, beſtrömte zum Waſchen
Ihnen die Hände und ſtellte vor ſie die geglättete Tafel."

Man wird noch heute mehr gewaſchen, als man ſich wäſcht, in Arkadien und ſonſtwo in Hellas. Das Geſchäft der Waſchung nahmen wir aber auf dem Balkon vor, der ſich um das ganze obere Stockwerk herumzog, und das Waſſer floß zwiſchen den Bohlen durch und fiel den Hühnern und Schweinchen, die unten aus und ein gingen, auf die Köpfe. Man gewöhnt ſich auch an dieſe Art des Gewaſchenwerdens, die ja den Vorzug vor der Waſchung im Becken hat, daß man ſich in immer erneutem, alſo immer reinem Waſſer wäſcht. Nur daß man ſich vor ſolcher holden Bedienung nicht mehr als das Geſicht und die Hände reinigen kann.

Die „geglättete Tafel" aber, die ich nach den homeriſchen Verſen zu erwarten hätte, beſteht aus einer bauchigen leeren Amphora, über welche ein Brettchen von einem Quadratfuß gelegt iſt. Auf dieſes ſetzt Panagiota den von der Mutter inzwiſchen bereiteten Kaffe mit dem obengenannten herzerfreuenden Zubehör, macht eine kleine Verbeugung, die einer Hofdame Grazie verleihen würde, und geht.

Ich trinke, rauche und ſtudire die Karte, um zu ſehen, wo ich eigentlich bin. Auf der Karte ſteht „H. Joannis" und in Klammern: „Ruinen von Heräa." Hier alſo hat die der Hera heilige kleine Stadt der Arkadier geſtanden, nach einigen Angaben

von Sparta gegründet, um von hier aus Meſſenien, Elis und Arkadien zugleich ſeinem Einfluß zugänglicher zu machen. Die Ruinen, die ich vorhin in den Weinfeldern geſehen, ſind das Einzige, was von der Hera-Stadt übrig geblieben. Es iſt mit allen Gründungen der Spartaner oder Halbſpartaner ähnlich ergangen: die Nachwelt hat von ihrem Wirken wenige ſichtbare Spuren, während von ihren beſiegten Feinden, den Meſſeniern wie den Athenern, die herrlichſten Zeugen alter Größe uns erhalten ſind. Die Ruinen und ein bedeutender Teil der Stätte Heräas gehören heute dem arkadiſchen Bauern Jannis Pulopulos.

Er will mir ſeine Weinfelder und „ſeine“ Ruinen darin ſelber zeigen. Schon ſind wir, gefolgt von ſämtlichen Schulknaben des Dorfes, ein Stückchen des Weges hinuntergegangen, da kehrt der alte Jannis wieder um: er hat etwas Wichtiges mir zu zeigen vergeſſen, ſeinen Schweineſtall! Nicht wegen der ſchwarzen Schweinchen darin, nein wegen der „Archäótites“ (Altertümer). Die Vorderwand des großen ſteinernen Troges bildet ein ſchwerer, dicker Marmorblock, eine Grabſäule offenbar, denn außer einigen halbleſerlichen Namen, die ich ſchon des darüberklebenden Schmutzes wegen nicht entziffern konnte, ſteht deutlich, wenn auch in ſehr altertümlicher Schrift, der Abſchiedsgruß an die Toten; *XAIPE* (Chäre, Lebewohl).

Ich ſag' ihm, daß dies ein Grabſtein ſei, über 2000 Jahre alt, und daß er ihn in Acht nehmen möge. „O, dem thut keiner was,“ meint er; „den Trog hat ſchon mein Vater gebaut und dies Haus auch; das hat geſtanden vor dem Türkenkriege.“ — Es ſieht auch danach aus mit ſeinem trotzigen Steinuntergeſchoß. Solcher Häuſer hat es vor dem Befreiungskriege viele im Peloponnes gegeben, mehr feſten Burgen als friedlichen Wohnungen ähnlich. In der Maina, am Taygetos, hatte damals jedes Griechenhaus ſogar einen ſteinernen Wachtturm.

Dann geht's hinab zu den Trümmern von Heräa. Der Alte mit ſeinen langen Beinen voran, daß ich junges Blut Mühe habe, Schritt zu halten: er erfüllt mich mit ſtaunender Bewunderung. Solch ein blühendes Geſicht im Rahmen der grauen Locken, und dazu dieſe prachtvolle, aufrechte Haltung!

Auf einem kleinen ſteinigen Gerſtenfelde arbeitet ein ziemlich junger Mann mit ſeinem Weibe. „Kalin dulián!“ (glückliche Arbeit) ruft der alte Jannis dem Paare zu, und dann zu mir: „Das iſt unſer Papás (Prieſter) und ſeine Papadiá.“

Der griechiſche Prieſter iſt ein Bauer wie jeder andere, nur ärmer und meiſt noch unwiſſender; die Gebete kann er wohl herſagen, aber durchaus nicht immer leſen. Übrigens wird das „Riſarion“ in Athen (von Riſaris gegründete Prieſterſchule) den jämmerlichen Bildungsſtand der Prieſter gewiß allmählich heben. Ob aber dadurch das jetzt ganz zufriedenſtellende Verhältnis der Geiſtlichkeit zu ihren Gemeinden gebeſſert, oder nicht vielmehr verſchlechtert werden wird, wage ich nicht zu entſcheiden. Mir haben Griechen, die ihre Geiſtlichkeit gut kennen, verſichert, daß die Schlichtheit und Unwiſſenheit der Prieſter ſie in ihrem geiſtlichen Anſehen bei der Gemeinde nicht ſchädigen und zugleich eine Gewähr dafür ſeien, daß die Geiſtlichkeit keine Herrſchaft in weltlichen Dingen ſich anmaßen könne. Einen „Kulturkampf“ zwiſchen Kirche und Staat hat es in Neuhellas nie gegeben; die Kirche miſcht ſich nicht im mindeſten in politiſche Streitigkeiten, iſt dabei aber außerordentlich patriotiſch geſinnt. Man weiß, daß auch der Befreiungskrieg der zwanziger Jahre ſeinen Anſtoß und Sporn fortgeſetzt durch die hohe wie niedere griechiſche Geiſtlichkeit empfing.

„Was bezahlt ihr eurem Papás, Alter?“ *) frage ich Jannis Pulopulos.

---

*) Alter, Jéronda, iſt eine durchaus ehrerbietige Anrede bei den Griechen.

Der lacht —: „Gar nichts, außer den Sporteln für Taufen, Begräbniſſe, Hochzeiten, Meſſen, Krankengebete u. ſ. w. — Er hat ja ſein Feld, wie wir.“

Obgleich die griechiſche Religion — unter Duldung aller übrigen Bekenntniſſe — Staatsreligion im Königreich Hellas iſt, bezahlt der Staat doch nur die Erzbiſchöfe und Biſchöfe, und zwar beſcheiden genug: mit je 5000 bezw. 4000 Drachmen. Die übrige Geiſtlichkeit empfängt vom Staat nicht einen Lepton.

Die Trümmer von Heräa, die jetzt zu Tage liegen, lohnen kaum den beſchwerlichen Weg durch die knorrigen Weinſtöcke. Das Rieſengrab, welches ich beim Heraufreiten zu ſehen glaubte, nennt der alte Jannis das Lutró (Bad); wer weiß, ob er oder ich Recht haben. Die Archäologen vom Fach wiſſen auch nicht viel über Heräa zu ſagen. Ausgrabungen ſind hier noch niemals gemacht worden, wenigſtens ſagt Jannis ſo. Nur er ſelber hat einmal gegraben, eben in der Nähe des Lutró, und hat dabei einen Topf voll alter Münzen gefunden, die er für einen Spottpfennig verkauft hat. Daß in dieſen Weinfeldern noch vieles von der alten Heraſtadt ſteckt, iſt mir ſehr wahrſcheinlich.

Da wir gegen Abend in das Haus zurückkehren, finden wir eine große Karawane davor, wohl an 20 Pferde und Maultiere und faſt ebenſo viele Bauern. Sie kommen von weit her, ſind ſchon eine Woche unterwegs und wollen nach ihrer Heimat, Patras, zum Oſterfeſt. Sie haben in Meſſene in den Feigengärten und in Lakonien in den Maulbeerpflanzungen gearbeitet, haben jeder wohl hundert Drachmen erſpart und wollen nun das große griechiſche Freudenfeſt bei den Ihrigen feiern. Was für die deutſche Familie Weihnachten, das iſt für die griechiſche — Oſtern, die Lambri (Glänzende), wie das Feſt im Volksmunde lautet: wer nicht krank iſt und nur ein paar Drachmen beſitzt für die Wanderſchaft, der macht ſich auf den Weg. Dieſe Leute

ſind über Iſſari (Eparchie Megalópolis) und Karytäna (Gortynia) am rechten Ufer des Rufias hierher gezogen.

Der alte Jannis nimmt ſie alle auf und bringt Menſchen und Tiere in ſeiner Winterſcheune unter. Sie führen alles, was ſie brauchen, bei ſich; nur Futter für die Tiere müſſen ſie kaufen, und Jannis verfährt chriſtlich mit ihnen.

Um 8 Uhr Abends ruft uns Panagiota zum Eſſen hinauf. Chriſtos, als mein „Mann", gehört mit zur Geſellſchaft und hat durch ſeine Mitteilungen über mein bisheriges Verhalten mir einen guten Leumund bei den Damen des Hauſes verſchafft. Ich aber habe mit der alten Maritſa geſprochen, und ſie hat mir zugeſagt, für Chriſtos' Weib ein Bündel brauchbarer alter Wäſche bereit zu halten, wann er morgen von Andritſena zurückkehrt.

Das Abendbrot iſt viel reichlicher als das Mittagsmahl in der Hütte zu Wéleſſi. Eine Bohnenſuppe (die beliebten Kukiá, Saubohnen), dann für mich allein Setzeier in Butter, eine Schüſſel mit Láchana, — diesmal aber keine Diſteln, ſondern Salatblätter, eine Art von grobem Spinat —; zum Schluß noch Ziegenkäſe und zwei rieſige Apfelſinen. Dann gehen die Frauen in die Küche, d. h. in das heute für ſie vorbehaltene Schlafgemach, und wir Männer bleiben zum Männertrunk zurück.

Der alte Jannis holt aus der Ecke einen Schlauch mit altem Wein, wie er ſagt: er iſt nämlich nicht von der letzten, ſondern von der vorletzten Ernte. Ein feuriger, hellgelber Wein, natürlich mit Harz verſetzt; indeſſen hieran habe ich mich vollkommen gewöhnt und trinke das, was ungewohnte Reiſende „Benzin-Wein" genannt haben, mit einem Behagen, als wäre es alter Rheinwein.

Daß jeder Fremde bei längerem Aufenthalte im Lande ſich an dieſen geharzten Wein gewöhnt, habe ich ſchon bemerkt. Die in Athen anſäſſigen Deutſchen trinken den ſehr ſtark geharzten Attika-Wein ſogar mit Vorliebe, — und von den königlich bayriſchen

Leibſoldaten des weiland Königs Otto iſt bekannt, daß ſie ſich dem Genuſſe des Reſinatweins bis zur ſinnloſen Völlerei hingaben und durch ihre greuliche Betrunkenheit den mäßigen Athenern zum Ekel wurden.

Das Harzen des Weines iſt keine neugriechiſche Sitte, ſondern auf uralte Volksgewohnheit zurückzuführen. Der Thyrſosſtab beim Dionyſosfeſt trug auf der Spitze einen Pinienapfel, und Plutarch ſagt ausdrücklich: „Es ſcheint, daß die Fichte dem Weinſtock zu großem Nutzen gereicht, weil ſie beſonders geeignet iſt, den Wein zu erhalten. Überall pflegt man die Gefäße, worin der Wein aufbewahrt wird, auszupichen, und an vielen Orten, wie in Euboea, in Hellas überhaupt, auch in Italien in der Gegend des Po, miſcht man ſogar Harz in den Wein. Dergleichen Beimiſchungen verleihen dem Wein nicht bloß einen angenehmen Duft, ſondern verbeſſern ihn auch, inſofern als ſie dem jungen Wein die unvergohrenen, wäſſrigen Teile binden."

Einer von den Jungen, die uns heute Nachmittag auf das Ruinenfeld von Heräa gefolgt ſind, tritt ins Zimmer und ſtellt ſich beſcheiden in eine Ecke. Ich frage ihn, ob er noch in die Schule gehe: — er ſcheint mir mit ſeinen reichlich $5\frac{1}{2}$ Fuß denn doch zu ſehr der Schule entwachſen. Ja, er geht noch in die Schule, obgleich er ſchon 15 Jahre iſt. — Na, dann zeig mir mal deine Schulbücher.

Panagiotis, ſo heißt der Junge, holt aus einem Winkel ſeine Schulbücher: einen Katechismus, ein Leſebuch: „Heldengeſchichten" und verſchiedene Schreibhefte. Sie lernen nicht zu viel, dieſe arkadiſchen Jungen —: Leſen, Schreiben, Rechnen „was man fürs Haus braucht", griechiſche Landeskunde und vaterländiſche Geſchichte.

Der alte Jannis iſt ſehr ſtolz auf meine Anerkennung der

Schreibleiſtungen ſeines „Seelenkindes“,*) — und dieſes ſoll mir aus dem geſchichtlichen Leſebuch auch etwas vorleſen. Ich möge wählen, was ich gern hören wolle, ſagt Panagiotis. Ich blättere und ſchlage ihm die Schlacht gegen die Perſer bei den Thermopylen auf, eine faſt ungekürzte Bearbeitung der Stelle beim Herodot. Panagiotis lieſt mit Ausdruck und offenkundigem Verſtändnis; ein bischen durch die Naſe, wie die meiſten Griechen. Des alten Jannis Augen funkeln. Für ihn giebt es keinen Unterſchied zwiſchen alten Hellenen und Neugriechen. Er hat keine Ahnung davon, was das für eine „Sorte von Türken“ iſt, die Perſer, mit ihrem frechen König Xerxes. Er hat in ſeiner Jugend den Vater gewiß erzählen hören von jener zweiten Heldenſchlacht in den Thermopylen (1821), und in ſeinem alten ehrlichen Kopf iſt das nun alles eins. Die Namen Leonidas, Spartiaten, Thebäer ſind ihm ja nichts Fremdes. Nur aus dem Verräter Ephialtes, der die Perſer den Spartanern in den Rücken führte, wird Jannis Pulopulos nicht klug. „Das waren ja die alten Hellenen,“ ſagt Panagiotis. Aber Jannis ſchimpft den alten Verräter mit dem neuen Schimpfwort Keratás.

Dann ſieht er mich an, als wolle er ſagen: Siehſt du, ſolche Kerle ſind wir Griechen! einer gegen zehn Türken! — Und nun beginnt unvermeidlich das politiſche Geſpräch. Der Alte wünſcht den Krieg, wie alle Männer im Peloponnes, mit denen ich in jenen Tagen geſprochen. Ohne Ruhmredigkeit, ohne Theaterweſen gegenüber dem Fremden; nein, wie die einfachſte Sache von der Welt. Es geht dem Alten gewiß nicht gut in dieſer Zeit der Kriegsrüſtung; mit Ausnahme eines verheirateten 40jährigen Sohnes ſind alle ſeine Söhne im theſſaliſchen Heerlager, und die Feldarbeit muß durch teuer ermietete Hände beſorgt ſein. Aber er will den Krieg. — Ich frage den Alten, ob er

*) *Ψυχοπαίδι*, wörtlich: Seelenkind, nämlich das Pathenkind. In dieſem Falle zugleich: das angenommene Kind; Panagiotis iſt ein Waiſenknabe.

denn auch zu der „patriotiſchen Anleihe“, zu den 30 Millionen, die Herr Delijannis als freiwillige Beiſteuer verlangt, etwas gezeichnet habe. Jannis Pulopulos lächelt pfiffig: „Ich werde mich hüten, auch nur eine Pendara hinzugeben, denn was wir geben, das freſſen die Regirungsleute in Athen auf. Die wollen gar keinen Krieg!“

Der erſte weiſe Hellene, — weiſer als wir alleſamt —, der Herrn Delijannis richtig erkannt hat.

„Ja, wenn wirklich der Krieg käme! Dann geben wir alles, und dann ſchicke ich auch Panagiotis gegen die Türken!“

Panagiotis ruft: „Málista“ (freilich), und zur Beſtätigung des Geſagten holt er aus einem leinenen Tuch unter dem Bett, in dem ich die Nacht ſchlafen ſoll, eine ſaubergeputzte — Doppelflinte!

„Wem gehört denn die?“

„Mir!“ ſagt Panagiotis, und der alte Jannis nickt zuſtimmend. Der 15jährige tannenſchlanke Schuljunge iſt der Kinigós (Jägersmann) des Hauſes, und ehe ich ſchlafen gehe, erzählt er mir von der Jägerei in den arkadiſchen Wäldern. Er ſchießt im Herbſt Haſen, 3—4 Okka (7—9 Pfund) ſchwer, Wachteln, wilde Enten, auch hier und da einen Fuchs: hat er ſich doch aus einem weißroten Fuchspels eine ſehr ſchmucke Jagdtaſche ſelber zurechtgemacht.

Wir gehen ſchlafen. Für mich iſt nahe dem Fenſter über einer hohen langen Truhe ein Bett aus Teppichen und Wolldecken aufgetürmt, in das ich mittelſt eines niedrigen, als Fußbank dienenden Tiſches mich ſchwinge. Bevor ich ſchlafen gehe, beſtreue ich reichlich mein Lager mit Inſektenpulver, worüber Jannis und Panagiotis keine Miene verziehen: dieſe Europäer haben ja noch andere wunderliche, ihnen unverſtändliche Sitten. — Die Fenſter beſitzen natürlich keine Glasſcheiben, ſondern ſind nur durch Holzläden geſchloſſen. Es wäre intereſſant zu erfahren,

wie viele Dutzend Fensterscheiben es im Innern des Peloponnes überhaupt giebt; mehr als Dutzende gewiß nicht. Der Alte schläft mitten im Zimmer, halbangekleidet, auf einem schmutzigen Teppich; der junge Jägersmann neben meinem Bettthron auf einem über zwei Holzklötze gelegten Brett, welches mich an ein deutsches Plättbrett erinnert, zugedeckt mit zusammengenähten Ziegenfellen.

Bevor ich die Augen schließe zu einer kurzen Nachtruhe in arkadischen Gefilden, fallen mir zu komischem Gedenken meine österreichischen Reisegefährten an Bord der „Iris“ ein. Was werde ich ihnen antworten, wenn ich sie vielleicht in Athen treffe, und der Bankier mich fragt: „In welchem Hôtel haben Sie in dem Ajannu gewohnt?“ — Ich muß hell auflachen, so daß der alte Jannis sich aufrichtet und ängstlich nach mir herüberblickt. — Diese Europäer! Nun lachen sie gar beim Einschlafen!

Mitten in der Nacht entsteht unter dem Fenster Lärm. Der Mond scheint durch die Ritzen der Holzbretter am Fenster ins Zimmer. Vorsichtig öffne ich einen Flügel und blicke hinunter; die gestern Nachmittag angekommene Karawane macht sich reisefertig, um beim Mondeslicht weiter zu ziehen. Dann verhallt auch das. Der Mond steht überm Haus; ich sehe ihn nicht mehr, aber sein heller Glanz bestrahlt die Höhen im Süden. Von unten herauf rauscht der Rufias sein eintönig Lied.

In einer Ecke des Zimmers brennt ein Nachtlämpchen, der stille Wächter jedes peloponnesischen Schlafgemachs. Das Schnarchen des Alten hält mich eine Weile wach, dann aber schläfert es mich ein, wie einen Müller das Klappern seiner Mühle.

Lange vor völligem Tag bin ich auf und in den Kleidern. Diesmal kann ich auf die liebliche Panagiota nicht rechnen, denn ich habe eine gründlichere Bespülung vor als die vom gestrigen

Nachmittag. Unweit des Hauſes habe ich ja einen fließenden Brunnen geſehen: den ſuche ich jetzt im dämmernden Morgengrauen auf, entkleide mich halb und bade mich in dem herrlichen eiskalten Bergwaſſer. Ein Handtuch habe ich mir aus dem Wandſchrank genommen, aus dem Panagiota geſtern auch andere Wäſche hervorgeholt. — Es iſt nicht ganz ſo bequem, wie wenn man im Hôtel den Telegraphen ſpielen läßt und friſches Waſſer in bunter Porzellankanne hingeſtellt kriegt; aber ich fühle mich dennoch um vieles glücklicher und auch erfriſchter als nach einer Hôtelwaſchung. Ich lerne hier, daß es ſchönere Dinge giebt, als ſelbſt eine Waſſerleitung, — z. B. einen fließenden Brunnen. Obendrein iſt die Brunneneinfaſſung aus allerlei Marmortrümmern zuſammengeflickt; meine Zahnbürſte, in dieſem Augenblick wahrſcheinlich die einzige des ganzen inneren Peloponnes, liegt in der Vertiefung eines Stückchens von einem Triglyphen.

Inzwiſchen iſt auch die Familie wachgeworden. Die alte Maritſa bereitet mir einen Kaffe und kocht Eier, Panagiota giebt Chriſtos Gerſte fürs Pferd; Panagiotis rüſtet ſeine Flinte. Er wird uns ein Stück aufwärts begleiten, um uns eine beſſere Furt zu zeigen, als die dort unten, ſo daß ich alſo mit dem tauben Chani-Wirt nicht noch einmal zu thun haben werde. Zugleich wird er ein bischen jagen; was er ſchießt, giebt er mir als Reiſebraten mit.

Dies war die erſte Nacht und Bewirtung bei Gaſtfreunden, nicht bei Wirten. Dennoch frage ich ſchüchtern vor dem Weggehen den alten Jannis, was ich ihm ſchuldig ſei. Lieber Gott, man iſt ja ſo garnicht geübt im Hinnehmen von Dienſten ohne metalliſchen Nachgeſchmack. Jannis macht eine erzürnt abwehrende Bewegnug mit den Händen und zieht die Augenbrauen hoch. Daß ich auch nichts habe, womit ich dem Alten eine kleine Freude machen kann! Doch! ein Pfeifchen aus

Buchsbaumholz, das ich mir zum Rauchen mitgenommen, aber bisher der angenehmeren Zigarretten wegen kaum benutzt habe. Es hat ein vernickeltes Deckelchen und ebensolches Kettlein. Jannis ist ganz gerührt durch dieses Gastgeschenk und entläßt mich nach wiederholten, kräftigen Händedrücken mit den liebevollsten Wünschen für ferneres Reiseglück.

Die alte Maritsa begleitet uns noch ein Stückchen: sie muß mit einem Wasserfaß zum Brunnen und es auf dem Rücken, mit zwei Stricken über der Schulter, gefüllt nach Hause tragen. Der Junge geht auf die Jagd, — die alte Mutter muß die schwere Arbeit verrichten; aber so ist's überall unter griechischen Bauern, und so ist's seit Jahrhunderten, und keine Frau beklagt sich darüber. Schön sind die griechischen Mädchen noch immer, — bis sie sich zu häßlichen Frauen zerarbeitet haben.

Nun geht's am Strom entlang, aber hoch über ihm, dem rosiggefärbten Osthimmel entgegen. Dies wird ein schöner Tag, wenn auch überm Strome noch dichte Nebel wallen. Die Spitzen der mittelarkadischen Gebirge erglühen schon unter den feurigen Sohlen des jungen Tages. Während wir uns nach halbstündigem Ritt endlich zum Rufias hinunterſenken, schießen die Strahlen der Morgensonne hinter der fernen beschneiten Kyllene hervor.

Panagiotis hat zweimal nach Wildenten geschossen, die aus dem Ufergebüsch des Stromes aufflatterten; das zweite Mal hat er getroffen, aber die Beute entgeht mir: der Vogel ist in den Strom gestürzt und wird fortgerissen.

Nun sind wir am Rande; doch Panagiotis findet die Furt nicht. Der Strom hat alle Erkennungszeichen weggeschwemmt. Gefallen ist er in der regenlosen Nacht sichtbar; aber Christos getraut sich dennoch nicht hindurch. Er will erst mal die Tiefe an dieser Stelle ausprobiren, wo Panagiotis die Furt vermutet. Ich bleibe zu Pferde zurück, während Christos baarbeinig in den Strom hinabsteigt. Gleich nach den ersten Schritten sinkt er ein

bis zum Gürtel, und wie tief mag's erſt in der Mitte ſein! Es geht auch heute nicht, wenn wir nicht einen der Furt genau kundigen Führer finden. Sonſt muß ich meinen ganzen Reiſeplan ändern, und anſtatt geradewegs ſüdlich auf Andritſena loszureiten, über Karytäna, mit einer öſtlichen Ausbiegung um eine Tagereiſe, den Übergang über den Rufias erzwingen.

Doch ſieh, — weiter unterhalb, reitet da nicht eben ein ganzer Zug von weißen Geſtalten durch den Fluß? Hurrah, die Furt! Jetzt beſinnt ſich auch Panagiotis; irre geführt hatte ihn nur eine Kleinigkeit: die Furt befindet ſich gegenüber einer Mühle unweit des Flußufers, und dieſe Mühle hat der Rufias geſtern weggeriſſen, wahrſcheinlich mitſamt dem Müller.

Schnell reite ich den Fluß entlang, dorthin wo eben die Karawane gelandet iſt. Chriſtos läßt ſich von den Leuten, Bauern aus Kalamata (am meſſeniſchen Meerbuſen), den Weg durch den Strom genau beſchreiben. Wie tief? — Etwa ſo, drei Fuß. Vorwärts! — Lebwohl, Panagiotis; einen Gruß deinen Eltern und der Panagiota. — Vorwärts!

Halbnackt ſchreitet Chriſtos voran, das Pferd am Zügel hinter ſich ziehend. Ich habe die Füße aus den Strick-Steigbügeln gelöſt, für den ſchlimmſten Fall. Der Strom jagt in raſendem Lauf unter mir dahin; es iſt als drehte die Erde ſich wirbelſchnell um mich; dazu das betäubende Getöſe des empörten Flußgotts. Ich fürchte, ſchwindlig zu werden, und ſegne den griechiſchen Sattel, der einem erlaubt, mit beiden Händen ſich an den hörnerartig aufſteigenden feſten Zwieſeln feſtzuhalten. Die Beine habe ich ſo hoch gezogen, wie es die Sicherheit des Sitzes erlaubt. Dennoch ſpült plötzlich, in der Mitte des Stromes, das kalte Waſſer um meine Füße. Thut nichts, — vorwärts!

Chriſtos iſt nicht mehr voran, ſondern watet bis überm Gürtel im Waſſer dicht neben dem Pferde, um ſich mit der einen Hand darauf zu ſtützen. Immerfort ruft mir der gute Kerl ein

ermutigendes „Kalá; mi fowássä!“ (Es geht gut; fürchte dich nicht!) zu, und ich — o über die unausrottbare Buchſtabenklauberei des deutſchen Philologen! — zerbreche mir hier, mitten in den Wirbeln des Alpheos, den Kopf, woher wohl das a in dem Worte fowássä ſtamme, gelange aber im Waſſer zu keinem klaren Ergebniß.*)

Noch ein paar Schritte durch ſeichteres Gerinnſel — wir ſind in Meſſenien.

*) Der obige Ruf lautet „*Καλά! Μὴ φοβᾶσαι*“. In klaſſiſchem, d. h. attiſchem Griechiſch müßte er lauten „*Μὴ φοβοῦ*“; mein arkadiſcher Bauer hat aber wahrlich nicht die geringſte Veranlaſſung, attiſch zu ſprechen. Ich vermute, ſeine Vorfahren haben es auch nicht gethan.

Neuntes Kapitel.

Zum Apollotempel von Phigalia.

Chriſtos thut einen kleinen Freudenſprung und iſt auf einmal wie verändert. Jetzt weiß er, daß er heute Abend bei ſeinem Weib und Kind wieder daheim ſein kann. Es iſt 6 Uhr, um 10 werden wir in Andritſena ſein. Wie es dort nur ausſehen mag? Wie in Pyrgos? — Chriſtos meint: viel ſchöner; er iſt aber nur einmal als Knabe in Pyrgos geweſen. Ich habe einen Empfehlungsbrief nach Andritſena an einen dortigen Lehrer, und da ich dort ja nicht übernachten, ſondern nur zu Mittag eſſen und ein friſches Pferd mieten will, ſo wird ſich die Sache wohl fügen.

Gleich jenſeits des Rufias ſteigt der Weg den Abhang einer tiefen Schlucht hinauf und führt dann ſtundenlang an ihrem Rande entlang. Am jenſeitigen „Ufer" der Schlucht breiten ſich grüne Matten aus, wie nur irgendwo in einem Tale der Schweiz, und über den Matten ragen Berge auf, die von hier aus bewaldet erſcheinen, in Wirklichkeit aber bloß Geſträuch tragen, gerade ſo wie die Matten, durch die ich hier reite. Nur fehlt die Belebung, wie in der Schweiz. Keine ſchmucken Häuschen auf den ſanftgerundeten Kuppen, kein Kuhglockengeläut, kein Jauchzen von Höhe zu Höhe. Zweimal nur auf dem ganzen Weg vom Rufias

nach Andritsena treffen wir einen Schäfer mit seinen Ziegen und Schafen; einmal ein altes Weib mit einer ungeheuren Last Reisigholz auf dem krummgedrückten Rücken.

Hier herum hat einmal Wald gestanden. Das merkt man an dem gewaltigen, durch den Regen bloßgelegten Wurzelwerk, über welches man oft reiten muß; — auch an einzelnen geretteten Bäumen, meist Eichen und Ahorn, die an unzugänglichen Stellen am Leben geblieben sind. Alle andern hat der Waldbrand der Hirten oder die gefräßige Ziegenschnauze ausgerottet. Wie herrlich könnte sonst diese Landschaft sein! Starrten schroffe, nackte Felsen empor, — man würde den Baumwuchs nicht so vermissen. Es giebt viele Gebirgseinöden in Griechenland, die ihre eigene wilde Schönheit nicht zum wenigsten ihrer Baumlosigkeit verdanken. Hier aber *fordert* die Bodengestaltung mit ihren sanften Abdachungen gebieterisch den grünen Schmuck wehender Baumkronen, und in den Tagen, von denen die alten Idyllendichter singen, hat hier der herrlichste Wald gestanden, von hier bis zu der Höhe von Ithome.

Die Ziegen zerfressen alles, vielleicht mit Ausnahme der Ölbaumblätter. Schade, daß uns des Komödiendichters Eupolis Stück „Die Ziegen" samt allen seinen anderen bis auf wenige Bruchstücke verloren gegangen; darin werden die Schandtaten dieser gefährlichsten griechischen Nagetiere ihre dichterische Sühne gefunden haben. In einem der erhaltenen Reste meckert der Chor der Ziegen:

„Wir nähren uns mit Lust von Bäumen mancher Art.
Der schöne Erdbeerstrauch, die Tanne bietet uns
Viel zarte Sprossen dar, der Weide dickes Laub,
Der fette Cytisus und der Wachholder giebt
Uns reiche Nahrung, auch der Mastix, Oleander,
Der Esch- und Eichenbaum, der Tamariskenstrauch.

Wir freſſen Epheu, Wollkraut, Ciſten, Asfodel,
Das Laub vom Weißdorn, Buchenblätter, Thymian,
Keuſchlamm und auch Salbei.“ — —

Ja, das freßt ihr alles, ihr meckerndes Gezücht! Ihr freßt das Land der Griechen arm und gebt dafür in euren Fellen und eurem Käſe nicht annäherndes Entgelt für das, was ihr zerſtört. Und wäret ihr wenigſtens noch lauter griechiſche Ziegen! Aber nein, türkiſche und walachiſche*) Hirten kommen herüber über die Nordgrenze mit ihren Herden, pachten von der Regirung oder den Gemeinden ein Wäldergebiet für eine ganz niedrige Summe, und wirtſchaften nun mit ihren Tieren und dem Hirtenfeuer ſo arg in den Wäldern, wie es ſonſt nur die Äxte geldgieriger Holzhändler vermögen in den ziviliſirten Ländern mit Holzzöllen.

Weißblühende Erika duftet würzig von den Hängen; Bienen ſummen in der erwärmenden Morgenluft. Dazwiſchen ſtehen großkelchige, weiße und bläuliche Anemonen, und darüber ragen, über zwei Fuß hoch, die Asfódelos-Blütenſtengel. Sie fehlen wohl auf keiner griechiſchen Wieſe, und Homer läßt die Schatten der getöteten Freier der Penelope ihren Weg zur Unterwelt nehmen über eine Asfódelos-Wieſe:

Und ſie gingen des Ozeans Flut, den leukadiſchen Felſen,
Gingen das Sonnentor und das Land der Träume vorüber,
Und erreichten darauf gar bald die Asfódelos-Wieſe,**)
Wo die Seelen wohnen, die Luftgebilde der Toten.“

Eine griechiſche Wieſe trägt im Frühjahr neben den dunkelroten Mohnblüten keine andere Blume in ſo erſtaunlicher Fülle, wie die zarten Stengel der blaſſen, feinlinig gezeichneten Asfodelen.

---

*) Daher das Wort Wlächos für „Hirt“.

**) Voß überſetzt: „die graue Asfodelos-Wieſe“. Von „grau“ ſteht nichts bei Homer; die Asfodelosblüte iſt hellila.

Berg auf, Berg ab, durch Schluchten und Rémmata (vom Regenguß aufgeriſſene Erdſpalten); manchmal auch durch dickes Geſtrüpp, in welchem die Füße des Reiters gefangen werden, — ſo geht es ſtundenlang nach Süden. Hinter uns liegt, tief eingebettet, das Thal des Alpheos, noch jetzt, zu dieſer Sonnenſtunde, von feinen Nebelſchleiern überwogt: ein Anblick, merkwürdig ähnlich einer engliſchen oder norddeutſchen Flußlandſchaft.

Andritſena wird noch immer nicht ſichtbar, und die Sonne brennt heiß. Seit ſechs Stunden kein Biſſen, kein Trunk. Das Pferd achtet auf keine Schimpfwörter des Agojaten mehr. Endlich hören auch dieſe auf: Chriſtos iſt zu müde und hungrig zum Schimpfen geworden. Mir ſpricht er alle fünf Minuten Mut zu durch ein „Tha fthássome“ oder „Imetha kondá“ (Wir ſind gleich da. — Wir ſind nahe). Selbſt das Rauchen lindert jetzt nicht, ſondern ſteigert nur die Qualen des Durſtes. Keine Quelle, kein Brunnen, kein Haus, ſo weit wir ſehen.

Da, gegen 10 Uhr, bei einer Biegung des Weges dicht vor uns ein grüner Hain: Ölbäume, Feigenbäume, auch vereinzelte Platanen. Spärliche Getreidefelder ſteigen aus der Schlucht zur Höhe. Andritſena!

Ein finſteres, an einem Vorhügel des meſſeniſchen Gebirges klebendes Bergſtädtchen, ſo erſcheint die Hauptſtadt des nördlichen Meſſeniens. Die Armut ſteht ihr an der Stirn geſchrieben. Da ziehe ich wahrhaftig Ajannu, das Dorf, vor. Niedrige, dürftige Häuschen dicht an einander gequetſcht, wie um ſich gegenſeitig zu ſtützen und zu wärmen vor dem eiſigen Winde, der von den überhangenden Bergen im Winter auf das armſelige Neſt herunterſtürzen muß. — Ein paar Kinder, die vor dem Städtchen „Kutſalonáki“ (unſer „Himmel und Hölle“, ein Hüpfeſpiel) ſpringen, haben uns erblickt und ſind ſpornſtreichs voraus gelaufen, um die Ankunft eines Fremden zu melden. Es hätte ihrer nicht bedurft, denn in der engen Hauptgaſſe, in die wir einreiten, ſteht

ohnehin die halbe männliche Bevölkerung herum: es ist soeben eine Depesche von Athen an den Dimarchos eingetroffen, wonach an der thessalischen Grenze ein erstes Vorpostengefecht stattgefunden haben soll. Der Eintritt eines Fremden steigert die Aufregung dieser Messenier noch um ein Beträchtliches.

Die Gasse ist so eng, daß sie trotz der Niedrigkeit der Lehm- und Holzhäuser zu beiden Seiten im dunkeln Schatten liegt. Hier haben die Handwerker ihre Werkstätten und Verkaufshallen, beide in einem Raum; — die „Privatleute" wohnen in Seitengassen, die sich den Hügel hinaufziehen. Klempner, Eisenschmiede und Schuster klopfen, hämmern und nieten. Einige ganz kleine Bengel springen auf der höckrigen Gasse mit grauweißen Blättchen daher und schreien: „To teleftäon tilegráfima! — I machi 's ta sinora!" (das allerneueste Telegramm! — Die Schlacht (!) an den Grenzen). Christos wird fortwährend festgehalten und rücksichtslos über mich ausgefragt, — natürlich denken die Andritsenier, solch ein Fremder versteht ja doch kein Wort Griechisch. Christos antwortet, soweit sein Wissen reicht; vergißt auch nie hinzuzusetzen: „Ine kalós" (ist ein braver Kerl). Ich bin zu müde und verhungert, um meine griechischen Sprachkünste zu probiren.

Christos soll mich vor das Xenodochion führen, — denn er hat in Erfahrung gebracht, daß der junge Lehrer der „hellenischen Schule", an den ich empfohlen bin, inzwischen zu den Fahnen berufen und nach Arta (Epiros) abmarschirt ist. — Ja, das giebt's in Andritsena nicht, nur eine Garküche. Wir halten davor, und eben will ich vom Pferde steigen und in die schmutzige Spelunke treten, da kommt die Gasse herunter, auf einem hohen, wirklichen Reitpferde — gewiß keinem griechischen — im scharfen Trab ein Reiter angesprengt, in Offizirsuniform; hinter ihm drein eine Ordonnanz. Er hält vor mir mit einem Ruck, reicht mir die Hand und sagt: „Buon giorno!" Damit ist aber sein Italienisch erschöpft, und er fährt

auf Griechiſch fort, unterweilen durchſetzt mit einem franzöſiſchen Wort zu meinem beſſeren Verſtändnis. Er iſt der Oberſtkommandirende des in Andritſena einquartirten Gendarmenpoſtens, heißt Jannis Panopulos, alſo bis auf zwei Buchſtaben ebenſo wie mein Gaſtfreund in Ajannu, — und ſtellt ſich, ſeine Gendarmen und ſein Haus vollkommen zu meiner Verfügung. Dann ſpringt er vom Pferde, hilft mir vom Samari herunter, nimmt mich unter den Arm und marſchirt mit mir, gefolgt von Chriſtos und der Ordonnanz, durch eine kleine Seitengaſſe dem „Kommandanturgebäude“ von Andritſena zu, in dem er wohnt, — einem Bretterſchuppen mit einem richtigen Glasfenſter.

Unterwegs fragt er mich mit aller Beſcheidenheit, aber in jenem den Griechen eigenen ſchnellen, faſt heftigen Sprechton, nach Woher und Wohin. Das beantwortete ich ihm; aber der Hunger drängt mich zu ſagen: „Lieber Herr, ich und der Agojat wir haben ſeit heute früh weder gegeſſen noch getrunken. Kannſt du uns etwas beſorgen?“

„O gewiß, gewiß,“ ſchreit der Herr Kommandant von Andritſena; „meine Frau wird euch alles geben, was ſie hat. Du weißt aber, daß wir jetzt die Sarakoſti feiern; Fleiſch haben wir nicht.“

Frau Panopulos hat noch nicht vollſtändig Toilette gemacht, ſieht aber um ſo anmutiger aus. Sonſt wäre ſie im ſtande geweſen, ſich wohl gar eine Tournüre über den bunten Unterrock hintenauf zu ſchnallen. Sie iſt eine Athenerin, die erſte, die ich in meinem Leben geſehen, — ein zartes blaſſes Frauchen, blutjung. Sie fragt mich, was ich wohl gern eſſen möchte. Nur irgendetwas, ein Stück Brot und ein Glas Waſſer!

Die Ordonnanz iſt natürlich nicht bloß Offizirsburſche, ſondern auch Mädchen für alles. Weibliche Bedienung, ſo was wir Dienſtmädchen nennen, iſt in Griechenland überhaupt eine Seltenheit; in dieſem Bergneſt giebt's dergleichen gar nicht. Sind die

Mädchen erwachſen, ſo verheiraten die Eltern oder die Brüder ſie; der Dienſtboten giebt es nicht mehr als der alten Jungfern.

Bei dieſer Gelegenheit ſei denn auch die auffallende und von den Bevölkerungsverhältniſſen aller übrigen europäiſchen Länder abweichende Tatſache erwähnt, daß in Griechenland die Zahl der männlichen Einwohner die der weiblichen um ein bedeutendes überſteigt. Nach der letzten Volkszählung (von 1879) gab es 1040526 Bewohner männlichen, 939035 weiblichen Geſchlechtes, und ein ähnliches Mißverhältnis haben ſämtliche frühere Zählungen ergeben. Ein Mehr von über 100000 macht aber bei einer Geſamtbevölkerung von kaum 2 Millionen ſchon einen gewaltigen Eindruck auf die ſozialen Verhältniſſe.

Alſo die Ordonnanz, der Gendarmengefreite Theodorakis, mahlt im offenen Nebenzimmer der Bretterbehauſung den Kaffe und trägt ihn dann auf. Die Frau Kommandantin reicht mir friſchgebackene Kuluria und vorzüglichen Feigen-Raki. Für meinen armen Chriſtos wird auch geſorgt. Ich bezahle ihm nahezu das Doppelte der verabredeten Summe, weil er ja zwei ſtatt eines Tages von Hauſe hat abweſend ſein müſſen; verabſchiede mich von ihm, da er es eilig hat mit der Rückkehr, und bin nun meinem auf der Straße aufgeleſenen Gaſtfreunde anheimgegeben.

Während das frühe Mittag zubereitet wird, trifft Herr Panopulos die Vorkehrungen für die Weiterreiſe, denn ich will noch heute den Apollotempel von Phigalia erreichen. Der Handel mit dem neuen Agojaten iſt in wenigen Minuten abgeſchloſſen: ich ſoll ein ausgezeichnetes Pferd bis Garandſa (Eparchie Meſſini) erhalten und für den achtſtündigen Ritt 6 Drachmen bezahlen, — ungefähr den Preis einer abendlichen Droſchkenfahrt von Berlin nach Charlottenburg. „Außerdem gebe ich dir eine Sinodia (Eskorte) von zweien meiner Gendarmen mit.“

„So?! — Iſt denn das nötig? Sind die Wege nicht ſicher?“

„Ganz ſicher, Kirie, aber ich bin verpflichtet, dir die Sinodia mitzugeben.“

„Wer verpflichtet dich denn dazu?“

„Eine Verordnung von oben, vom Miniſterium.“

Von einer ſolchen Verordnung hatte ich nie etwas gehört; man hat mir auch in Athen ſpäter beſtritten, daß ſie beſtände. Ich vermute alſo, es war nur Übereifer des guten Panopulos. Lieb war mir dieſe Eskorte gar nicht, denn ich hatte längſt begriffen, daß man bei einſamem Wandern in Griechenland mehr lernt und ſieht, als beim ſchwatzenden Zuſammenreiſen. Freilich: über das lebende Volk lernt man mehr in Begleitung; aber heute galt meine Reiſe ja dem Gebiet, in dem man mit dem Geiſt des Altertums allein ſein möchte. Da überſtürzt einen die Fülle der Gedanken ſo mächtig, daß man gerade genug mit dem Ordnen und Klären der eigenen zu ſchaffen hat und nach einem Gedankenaustauſch wahrlich kein Verlangen trägt.

Jannis Panopulos iſt kaum 30 Jahre alt. Ich nenne ihn „Kommandant“; er iſt nur einfacher Lieutenant, aber offenbar ein ſehr ſchneidiger. Er ſtammt aus Meſſolongi, hat in Athen Jus ſtudirt, ſein Examen gemacht, ſich verheiratet und iſt dann in das Korps der Chorofilakes eingetreten. Nach dreijährigem Dienſt iſt er Offizir geworden und muß ſich's nun gefallen laſſen, aus einer Bergwildnis in die andere verſetzt zu werden, um Ruhe und Sicherheit im Lande zu ſchützen, — für 200 Drachmen monatlich und zwei Pferderationen. Ein harter, verantwortlicher Dienſt; beſonders hart für einen jungen Ehemann, der eine verwöhnte Großſtädterin zur Frau genommen. Kiria Chariklia aber macht vergnügte Miene zum langweiligen Spiel, und da ich ſie frage, was ſie denn den lieben langen Tag anfängt, ſagt ſie mir, ſie leſe. Jannis aber neckt ſie und meint, ſie nähe Kleinkinderzeug,

ſo kleines, worauf Frau Chariklia ſehr rot wird und in die Küche nebenan läuft.

Ja, in Meſſolongi geboren, wo Lord „Báiron“ geſtorben ſei und ein ſchönes Denkmal habe. Auch ſein Herz ſei in Meſſolongi begraben. Ob ich von Lord „Báiron“ ſchon etwas geleſen habe? —

„Ich habe ſogar ein Buch über ihn geſchrieben.“

Nun bin ich mit Herrn Jannis natürlich halbverſchwägert. — „Der war ein echter Philhellene, Kirie Eduárde; was heute ſich ſo nennt, daraus machen wir uns nicht ſo viel. Keiner von allen ſogenannten Philhellenen rührt auch nur ein Fingerglied für Hellas. Ja, für die Schweinehirten in Serbien, die Erdfreſſer in Bulgarien, die Juden in Rumänien — für die legt ſich Europa ein; aber für uns?! Wir verlangen ja gar nichts von Europa, nichts als daß es uns nicht in den erhobenen Arm falle.“

„Man ſagt aber, es geſchehe zu eurem Beſten, Freund Janni.“

„Zu unſerm Beſten! Das wiſſen wir beſſer, was unſer Beſtes iſt, und ſind bereit, dafür Gut und Blut zu geben. Wenn wir uns für Epiros und Makedonien totſchießen laſſen wollen, was geht das Europa an?! Das ſag' du mal eurem großen Bismarck, wenn du nach Hauſe kommſt. Wer hat euch hindern dürfen, als ihr Elſaß und Lothringen zurücknahmt, die nicht deutſch werden wollten? Da ſolltet ihr uns auch nicht hindern, unſere Brüder frei zu machen, die griechiſch ſind und es ganz werden wollen.“

„Deutſchland hat keine Schuld,“ warf ich ein. „Es macht nur mit, um Rußland nicht allein die orientaliſche Frage löſen zu laſſen. England hat Schuld.“

„Ja das wiſſen wir,“ ſagte Jannis Panopulos. „Und ſoll ich dir erklären, warum? Es will uns nicht erſtarken, nicht in den Beſitz Kretas und der griechiſchen Inſeln der Türkei

kommen laſſen, weil unſere Handelsflotte alsdann im Oſten dieſelbe Herrſcherrolle ſpielen würde, die Englands Flotte im Weſten ſpielt. Das iſt das Geheimnis. Wir jetzt ſind ſchon eine der erſten Handelsnationen der Welt. Wir haben mehr Handelsfahrzeuge, als die Öſterreicher, die Ruſſen, die Spanier und die Holländer, und kriegen wir Kreta und die Inſeln, ſo ſollſt du ſehen, in zehn Jahren ſind wir die dritte, wenn nicht die zweite Seefahrernation Europas. — Aber es iſt ganz gleich, ob Gladſtone oder Disraeli in England am Ruder iſt; die engliſche Politik gegen Griechenland iſt ſtets dieſelbe: uns niederzuhalten, um noch etwas vom Handel der Levante zu retten. Disraeli tat das offen, — Gladſtone ſtreut einige Phraſen und gelehrten Homerplunder darüber; aber der verdorbene Pillaf wird nicht beſſer durch den Jaurti, den man darüber gießt. Und was iſt es mit Gladſtones Homergelehrſamkeit? Aus politiſcher Höflichkeit haben wir ihm für ſeine Abgeſchmacktheiten Lobſprüche erteilt; aber frag' mal in Athen unſere Philologen, was ſie von ſeiner „Gelehrſamkeit" denken. Wir haben ihm ſogar eine Statue vor der Univerſität in Athen errichten wollen, ſie war ſchon fertig; na Gottſeidank ſind ſie noch zur rechten Zeit zur Vernunft gekommen und haben ſie in die Ecke geſchmiſſen. Eine Statue dem ärgſten Feinde Griechenlands! —

„Übrigens brauchen wir gar kein Philhellenentum. Wir wiſſen, was es wert iſt. Wir wiſſen, man liebt uns nicht in Europa. Wir alle wiſſen es, nur der Hansnarr Delijannis nicht. Jetzt denkt er, Frankreich werde ihm Epiros und Makedonien verſchaffen. Nichts als leere Redensarten der Franzoſen. Auch die kennen wir. Was hat Gambetta für uns gethan, der ſich einen Philhellenen nannte? Oder die komiſche Frau Adam? Nein, wir ſind ganz und gar allein in Europa, und Keiner wird uns helfen, als wir ſelber. Ob jetzt oder ſpäter, — Krieg müſſen wir führen. Eher glaubt man nicht, daß wir ein Volk ſind, ſo gut

wie die Serben und Bulgaren und jüdiſchen Rumänen. Europa glaubt ja nur an den Säbel."

Nicht die Hälfte deſſen, was mir der aufgeregte Stathmarchis von Andritſena vor Tiſch und über Tiſch auseinanderſetzte, habe ich behalten. Er war noch viel entſchiedener in ſeinen Ausdrücken, als ich ſie wiedergegeben habe, und ich ſetze ſie aus meinem Notizenbuch her, weil mir vorkam, daß aus ihm die Denkweiſe vieler gebildeter, vaterlandsliebender Griechen ſpräche.

Entgegen der griechiſchen Sitte blieb Frau Chariklia während der Mahlzeit des Gaſtes am Tiſch, ſie miſchte ſich aber nicht ins Geſpräch. Ich frug den „Kommandanten", warum er denn vom Jus zur Gendarmerie umgeſattelt wäre?

„O, das iſt ganz einfach. Ich habe Rechtswiſſenſchaft ſtudirt, weil meine Eltern es ſo wollten, und gleich vielen tauſenden junger Leute im Lande; habe auch anſtandshalber mein Examen gemacht. Aber ich wollte nicht ein Advokat ohne Praxis werden und den Tag über im Kaffehaus ſitzen; auf eine Anſtellung aber als Richter hätte ich bei der Überfülle wohl zehn Jahre warten können. Da wurde ich Gendarm."

Ich bemerkte ihm, er hätte gewiß ſehr wohl gethan, ſtatt auf die friedliche Menſchheit als Advokat, ſich lieber als Gendarm auf die Übeltäter loszulaſſen, — und er lachte.

„Ich bin nicht der einzige Studirte in unſerm Korps. Von den 120 Offizieren haben allein 31 Jus ſtudirt; daneben ſteckt noch mancher Gymnaſiallehrer und ähnliches gelehrtes Volk unter uns. Die Regirung kann ſich's daher erlauben, die Bedingungen des Eintritts in dieſes Korps immer höher zu ſchrauben. Auch von den Unteroffizieren haben ſehr viele das Gymnaſium durchgemacht, zwei ſogar ſtudirt. Daß unſer Korps das beſte der

ganzen Armee iſt, wird dir jeder Grieche beſtätigen. Nur die Ewſoni*) gelten für etwas beſonderes, ſind es aber nicht."

„Wie ſtark iſt euer Korps?"

„Offizire und Mannſchaften zuſammen etwa 4400, davon 250 berittene Gendarmen. Es koſtet 2½ Millionen Drachmen; dafür aber kannſt du bei Tage wie bei Nacht durch Hellas reiſen mit dieſem Spazierſtöckchen."

„Und dennoch ſoll ich eine Eskorte mitnehmen?"

„Ach, nur eine Ehreneskorte. Ich muß ſo wie ſo dieſer Tage ein paar Leute zur Ablöſung des Poſtens in Garandſa übers Gebirge ſchicken, da kommen ſie eben gleich heute mit." —

Das Pferd ſtand fertig vor der Thür, der Agojatis trat grüßend ins Zimmer: wieder mußte ich zum Abſchied, wohl auf Nimmerwiederſehen, einem braven Menſchen die Hand drücken, dem ich in den zwei Stunden dieſer Mittagsraſt herzlicher nahegetreten bin, als manchen Bekanntſchaften in der Heimat in ebenſo vielen Jahren. —

Die Mittagsſonne brennt anfangs unerträglich; doch bald führt der Weg durch Eichenſchatten, und ich kann mir vom ſicheren Sitz meines friſchen Pferdchens im Vorüberreiten einen Eichenkranz pflücken und mit ihm um den Hals zum Heiligtum „Apollos des Hilfreichen" hinaufſteigen. Die beiden Chorofilakes, meine Eskorte, ſind trotz ſchwerer Büchſe und dickem Mantel auf dem ſteinigen, ſteilen Bergpfade weit voraus.

Das Reiten auf dem neuen Gaul iſt keine Anſtrengung, ſondern eine Luſt. Er bedarf keines Treibens, keines Lenkens, und vor allem keines Schimpfwortes meines Agojaten Andreas, eines biederen, aber etwas dummen, unterſetzten Meſſeniers. Er hat Mühe, Schritt zu halten mit dem unermüdlich die ſteilſten

*) *Εὔζωνοι*, eine Art von Gardekorps, beſtehend aus Bergjägern, die ihre Nationaltracht auch im Heere beibehalten.

Halden überwindenden Tierchens. Mannla (Mütterchen) heißt es und hört ſich gern ſo zurufen, — bei jedem Ruf ſeine Schritte beſchleunigend. Nur alle Viertelſtunde iſt Andreas mit einem Gedanken fertig geworden, und woran ſonſt ſoll er denken als an mich? Dann bricht er nach dem völligen Schweigen plötzlich in ſolche Fragen aus, wie: „Gefällt dir das Land?“ — „Wie lange biſt du ſchon im Lande?“ — „Biſt du ein Michanikós (Wegebauer)?“ — „Wovon lebt man in deinem Vaterland?“

Mir fällt zum erſten Mal während der Reiſe auf, daß kleine provinzielle Unterſchiede der Ausſprache des Neugriechiſchen heute ſo gut herrſchen, wie vor zwei Jahrtauſenden, wahrſcheinlich dieſelben wie damals. Mein Andreas z. B. ſpricht das ſcharfe s der Griechen regelmäßig wie das deutſche harte sch, alſo „Kraschi“ (Wein) ſtatt Krassi. Anderswo als in Meſſenien iſt mir dieſe Ausſprache nicht wieder begegnet.

Der Weg wird immer ſteiler und holpriger. Große Felsblöcke muß Manula überklettern, und ich muß mich feſt im Samari zurechtrücken, um nicht bei dieſem Springen und Gleiten bald hinten- bald vornüber zu ſtürzen. Eine Einſamkeit herrſcht hier, wie ich ſie mir nur wünſchen kann. Von den Choroſilakes iſt längſt nichts mehr zu ſehen.

Dann kommt ein Stückchen faſt ebenen Weges über eine blumenbeſtreute Wieſe, noch ein paar Schritte im Trab, — wir ſtehen auf der Höhe.

Hier hatte ich den Tempel von Phigalia vermutet, finde ihn aber nicht. Sollten wir den richtigen Weg verfehlt haben? Ich frage Andreas: „Kommen wir hier 's tus stilus*) (zu den Säulen)?“ — „Sogleich, Aſendi.“ —

Der Weg ſenkt ſich gemächlich; vorn ſtehen große Eichbäume, in dieſer Höhe und um dieſe Jahreszeit ſelbſt auf helleniſchem

*) „'s tus stilus (εἰς τοὺς στύλους) nennt der griechiſche Bauer jedes Säulenheiligtum der Alten, — ſo auch den Tempel von Korinth.

Boden nur mit zarten Blätterknospen bedeckt. Eine Wendung zur Linken, — ah!

Der Tempel des hilfreichen Apollo, von einem sonst kaum genannten Städtchen, Phigalia, hoch über der Menschen Wohnungen errichtet, ist trotz seiner Verwüstung durch Erdbeben und Räuberhände noch immer einer der besterhaltenen des Altertums. Weder in der klassischen Zeit noch im Mittelalter ist von ihm die Rede. Alles, was man von ihm wußte, hatte der gute langweilige Pausanias im 2. Jahrhundert unserer Zeitrechnung berichtet, — nur daß kein Mensch des Tempels Stätte kannte, außer den arkadischen und messenischen Hirten, die über diesen Paß herüber und hinüber ihre Herden treiben. Erst im Jahre 1765 wurde er von europäischen Reisenden förmlich entdeckt und von dann ab systematisch ausgeraubt. Denn erst als die Europäer nach einander in diese abgelegene Wildnis zogen und schaufelten und gruben, erwachte in den umwohnenden Bauern, besonders aber in den türkischen Paschas der Provinz der Glaube, hier seien große Schätze zu holen, und nun erst begann die Zerstörung dessen, was selbst das Erdbeben verschont hatte. Um das Metall zu gewinnen, welches die Gebälkstücke des Architravs zusammenhielt, wurde zerbrochen, was nicht gutwillig die Beute hergab.

Zum Glück, so muß man sagen, hatte das Erdbeben schon vor mehr als einem Jahrtausend den berühmten Fries hinuntergeworfen, ohne ihn jedoch bei seinem Fall in den baumbewachsenen Tempelumkreis ganz zu zerschellen. Sonst wäre er gewiß in den der ersten Entdeckung folgenden Jahren stückweis gestohlen oder zerstört worden. So lag er im dicken Gestrüpp, tief in die Erde eingesunken und von nachgeschwemmten Erdmassen und darüber gestürzten Blöcken des Architravs und der Cella zugedeckt, bis zum Jahre 1811. Zwei deutsche und zwei englische Forscher haben dann in zweijähriger Arbeit den köstlichen Schatz gehoben,

und da es damals in Deutschland keinen Käufer für ein solches Kunstwerk gab, so wanderte es für 100000 Thaler ebendahin, wohin auch Lord Elgin seinen Raub vom Parthenongiebel geschleppt: in das Britische Museum zu London.

Es ist ein Unterschied zwischen der Fortschleppung des Tempelfrieses von Phigalia und dessen vom Parthenon. Für die Verstümmelung des letzteren giebt es keine Entschuldigung, denn hier war die ganze Pracht noch am Tempel selbst unversehrt erhalten, und was bis zu der Schandtat des Lord Elgin gerettet worden, wäre es auch länger geblieben. Es droht keinerlei Gefahr des bevorstehenden Verlustes. — Anders beim Tempelfries von Phigalia. Der lag in großen Stücken am Boden umher, und damals konnte kein Mensch daran denken, etwa den Fries wieder an seine alte Stelle emporzuheben, zumal da das Gebälk, um das er sich einst gezogen, zum größten Teil zerschmettert am Fuß der Säulen lag. So blieb die Fortschaffung das einzige Mittel, das Werk des athenischen Künstlers vor der Zerstörung durch Unverstand und Raubgier zu schützen.

Welch eine Landschaft und welch ein Kunstwerk! Der vollen Mittagsonne zugewendet, seinem Gott ins strahlende Antlitz schauend, steht der Apollo-Tempel hier hoch über allem Irdischen. Alle anderen griechischen Tempel sind von Westen nach Osten gewendet; dieser nach Süden, gewiß nicht wegen der Bodengestaltung, wie man hier und da lesen kann, denn die sonst gebräuchliche Anordnung wäre auch hier leicht ausführbar gewesen. Nein, der Apollo-Dienst, und dann die Rücksicht des Künstlers auf die Landschaft ringsum haben dem Tempel diese abweichende Lage angewiesen. Nach Süden richtet sich der Blick eines jeden, der hier oben steht. Geradeaus ragt das Burggebirge Messeniens auf: Ithome, ein breiter hoher Steinklotz, — hoch, aber dennoch mehr als 1000 Fuß unter dem Tempel von Phigalia.

Nicht auf einem höchsten Berggipfel steht Apollos

Heiligtum, ſondern links und rechts überragt von ſteilen Höhen und ſo geſchützt und umfriedet. Nach Norden ſieht man nur ein Stückchen der Abdachung des Paſſes; der Blick wird mit Gewalt nach Süden gelenkt. Bis zum meſſeniſchen Meer reicht er, und jetzt im vollen Schein der Nachmittagſonne blitzt die ſchimmernde Fläche wie ein großer Silberreif am ſüdlichen Horizont. Mit dem Fernglaſe kann man ſogar ein weißes Segel wahrnehmen.

Blumen wachſen rings um den Tempel, Blumen zwiſchen den Trümmern im Innern. Nicht ein Fußbreit des Bodens iſt kahl; der griechiſche Frühling ſteigt ſelbſt bis zu dieſer Höhe mit ſeiner Pracht bunter wilder Blumen. Welch einen Anblick muß dies ehrwürdige grauweiße Gemäuer bieten, wann der Mai die Eichen daneben mit vollem Laub bekleidet, und die Sonne die Säulen goldig umſtrahlt!

Sicherlich iſt dieſer Tempel einer der letzten in Hellas geweſen, an deſſen Altar von Prieſtern und Gläubigen Hymnen zum Preiſe des Sonnengottes, des Peſtvertilgers, des Apollon Epikurios (Helfers) ertönten. Auf dieſe einſame, ſturmumbrauſte Höhe ſind die Bringer des neuen Glaubens nicht mit dem Kreuz geſtiegen, ſonſt ſtände gewiß keine Säule mehr aufrecht, oder man hätte ein byzantiniſches Bauwerk inmitten der Cella errichtet.

Die Heere der Gothen, Avaren, Hunnen, Slawen, die von Achaja nach Meſſenien zogen, wählten nicht dieſen rauheſten höchſten Paß, ſondern umgingen ihn öſtlich, indem ſie am Alpheos hinaufzogen. Nur die Hirten kannten das Heiligtum der alten Götter. Die Bewohner der Ebene, auch die Nachkommen der opferfreudigen Phigalier, die den Tempel durch Iktinos hatten errichten laſſen, waren gewiß längſt zum Chriſtentum bekehrt oder vertrieben, als hier oben noch dem Apollo geopfert wurde. Nicht in der bequemen Nähe ihres Städtchens hatten ſie das koſtbare Werk errichten laſſen. In dem dunkeln

Grunde, den die ſchäumende Neda durchſtrömt, war kein Ort für ein Heiligtum des Lichtgottes. So legten ſie ſich denn das Opfer auf, über vier Stunden weit zu den Bergen emporzuſteigen, wann ſie ihren Schatz ſehen und vor dem Standbilde des Gottes beten wollten.

In Athen, auf der Akropolis, können wir lernen, was die alte, reiche Heimſtätte der Kunſt Höchſtes zu leiſten vermochte. Wer aber wiſſen will, was es auf ſich hat mit einem Kunſtvolk, der muß den Tempel von Phigalia aufſuchen und ſich bei ſeinem Anblicke bewußt werden: dieſes in eine Wildnis hineingebaute Meiſterwerk ließ eine unbedeutende Stadt aus eigenen Mitteln errichten und ſie ſcheute nicht, den größten Baumeiſter Athens und gewiß einen ſeinen vornehmſten Bildhauer dazu herbeizurufen. Nicht ſo ſehr, was Städte wie Athen geleiſtet, ſondern was Provinzſtädtchen wie Phigalia für die Kunſt getan, berechtigt uns, das altgriechiſche Volk als ein künſtleriſches Idealvolk hinzuſtellen. Und kein klaſſiſcher Schriftſteller hat es auch nur der Mühe für wert gehalten, dieſes Apollotempels Erwähnung zu tun! Der iſt uns nun durch ein glückliches Zuſammenſpielen freundlicher Bedingungen gerettet worden. Viele ebenſo kleine Städtchen wie Phigalia mögen ebenſo ſchöne Bauten beſeſſen haben, von denen uns weder ein ſichtbarer Reſt, noch eine Notiz ſolcher Reiſenden wie Pauſanias überkommen iſt!

Auch darin iſt das Geſchick dem Apollotempel, wie allen griechiſchen Heiligtümern, gnädig geweſen, daß es ſie bewahrt hat vor gemeiner Umgebung. In Rom wie überhaupt in Italien ſteht alles Antike mitten zwiſchen den modernen Bauten oder doch neben den Reſten des Mittelalters. So iſt's auch ganz in der Ordnung für Italien, wo eine ununterbrochene Entwickelungskette der Kunſt aus der Cäſarenzeit bis auf unſere Tage reicht. In Hellas gähnt zwiſchen dem Altertum und der Neuzeit eine ungeheuere Kluft, und der Gegenſatz zwiſchen den Bauten aus der Zeit des Perikles und denen des Othoniſchen

oder Georgiſchen Königtums würde unerträglich ſein, wenn nicht der Tempelberg der Akropolis faſt das ganze alte Athen in die Lüfte, über den Rauch der Lokomotiven und das Klingeln der Pferdebahnwagen hinaus höbe. So iſt es mit allen griechiſchen Tempeln: ſie liegen hoch über oder weit ab von den Wohnungen der Neuhellenen, und ſteht man vor ihnen, ſo iſt man allein mit dem Altertum und kann ungeſtört Zwieſprache pflegen mit den Geiſtern der Vorzeit. Ferner und höher aber liegt keiner als der Tempel zu Phigalia, für immer dem Anblick des blaſirten Touriſten entzogen, der nur auf Eiſenbahnen, Dampfſchiffen oder Landaus von Ort zu Ort „befördert“ wird, aber nicht reiſt. Wer zum Heiligtum des Apollon dringen will, der ſoll es ſich mindeſtens ſo ſauer werden laſſen, wie einſt die Phigalier.

Andreas mußte ernſtlich zum Aufbruch mahnen und die Gefahr vorhalten, daß wir kein Nachtquartir fänden, um mich zum Niederritt nach Triphylien zu bewegen. Die Sonne ſtand ſchon tief, als ich den Samari Manulas wieder erkletterte. Die beiden Chorofilakes meiner Eskorte haben ſich's auf zwei mächtigen Architravblöcken mit Hilfe ihrer Mäntel bequem gemacht und ſind eingeſchlafen. Gäbe es in dieſer Einſamkeit eine reſolute Räuberbande, ſie könnte ſich den beſonderen Spaß machen, mich in Gegenwart zweier Wächter der öffentlichen Sicherheit aufzugreifen. Erſt Manulas klingender Tritt weckt ſie, und ſie ſpringen mir nach. — Halt, da raſchelt etwas im jungen Eichengebüſch; einer der Soldaten hat das Geräuſch gehört und ſchleicht mit der Büchſe in beiden Händen näher. Da! — ein Sprung, etwas Rötliches huſcht, fliegt über den ſteinigen Weg; ein Schuß kracht und weckt den donnernden Widerhall von den uns einſchließenden Bergen. Gefehlt! — das Füchslein iſt glücklich entkommen, und ein den

bebuſchten Abhang ſich hinunter verlierendes Raſcheln zeigt, daß es mit ſchleuniger Flucht in völlige Sicherheit ſich begeben.

Wenige Tritte niederwärts, — und der Tempel iſt hinter einer Bergfalte verſchwunden und wird auch im Weiterreiten dem rückſchauenden Auge nicht mehr ſichtbar.

Ohne Manulas Vorſicht und Ortskunde wäre ich den furchtbar ſteilen und felſigen Weg nach Garandſa gewiß nicht unverſehrt hinabgelangt. Mehr als einmal mache ich Halt, um abzuſteigen und lieber zu Fuß zu gehen: ſo halsbrechend iſt der Weg oder vielmehr das Felsgeröll, welches den Weg bezeichnet. Da macht man in den Reiſebüchern ein gewaltiges Gerede über die lebensgefährlichen Saumpfade vom Gemmipaß oder von der Wengern-Alp talwärts, und ein ängſtliches Geſetz verbietet geradezu das Hinabreiten von der Gemmi. Was nur die Verfaſſer der Reiſehandbücher von dieſem Wege aus Triphylien nach Meſſenien ſagen würden! Bädeker ſchweigt über Garandſa; der gewöhnliche Weg geht allerdings vom Tempel des Apollo über Pawlitſa nach Mawromati am Ithomefelſen.

Andreas leidet nicht, daß ich abſteige; das wäre eine Schande für ihn und Manula, wenn ich hier zu Fuß gehen wollte. Nur lenken ſolle ich das Pferdchen nicht; iſt mir auch gar nicht eingefallen. Zuweilen, an Kreuzwegen nimmt Andreas das Tier am Strick, um es auf dem ihm ſo ſcheinenden beſſeren Wege weiterzuziehen. Hat Andreas Recht, ſo folgt Manula willig; irrt er ſich — und auch das kommt vor —, ſo wird ſie bockbeinig und ſteifnackig wie nur ein eigenſinniger Eſel und geht nicht von der Stelle. Endlich überläßt Andreas verſtändigerweiſe das kluge Tier ſich ſelber.

Wir kommen an die Neda, an ihren oberen Lauf; ein ungeſtümes, aber gefahrloſes Bergflüßchen. Manula bleibt unſchlüſſig ein Weilchen am Ufer ſtehen: die Stelle gefällt ihr offenbar nicht. Andreas, der den Weg nur von Andritſena nach

den „Säulen“, nicht aber weiter nach Süden kennt, richtet ſich nach Manula. Das Pferdchen macht plötzlich rechts ab und geht ſachte am Ufer der Neda weiter hinauf, um dann an einer allerdings ganz bequemen Stelle über große flache Steine ans jenſeitige Ufer zu waten. Bravo, Manula!

Eine halbe Stunde nach Sonnenuntergang, bei völliger Dunkelheit, kommen wir nach dem Dorfe Garandſa, und ich ſteige beim Bürgermeiſter Lykurgos Petrowas ab. Ein Gruß, den ich von dem Offizir in Andritſena überbringe, genügt, um mir Gaſtfreundſchaft zu verſchaffen, ſo weit der Herr „Bürgermeiſter“ irgend dazu im ſtande iſt.

Er trägt europäiſche Kleidung, iſt auch kein bloßer Bauer, ſondern führt ein Magáſi (Kramladen) und ſchänkt einen Schnaps. Vier Bauern in der Volkstracht ſitzen in ſeinem Verkaufsladen um eine niedrige Tonne beim Licht einer kleinen Petroleumlampe ohne Glocke und ſpielen Ikoſſiéna, das Spiel der korfiotiſchen Soldaten auf dem Dampfer. Das Abendbrot wird wohl noch ein halbes Stündchen auf ſich warten laſſen, denn die Frau Bürgermeiſterin hat auf meine Bitte nach etwas Solidem, d. h. nach Fleiſch, zwei reizenden weißen Täubchen den Hals durchſchnitten. So leid mirs um die lieben Tierchen tut, — ich habe ſeit mehreren Tagen kein Fleiſch gegeſſen, und meine unvegetariſche Gewohnheit ſiegt über die Gewiſſensbiſſe eines ſentimentalen Gemüts.

Ob ich nicht inzwiſchen mitſpielen will? — Gewiß; es reizt mich, einmal mit Griechen Karten zu ſpielen und zu erproben, was es mit dem „C'est un Grec“ in der Praxis für eine Bewandtnis hat. Ikoſſiéna iſt juſt kein ſchwieriges Spiel, denn es iſt unſer „deutſches“ Vingt-et-un. Ich ſpiele ein Weilchen mit wechſelndem Glück; eine Pendara iſt der Einſatz, und nach 10 Minuten habe ich 35 Leptá gewonnen, für die ich Wein beſtelle und gleich bezahle, denn das gehört nicht zur Gaſtfreundſchaft. Ich kann nicht ſagen, daß die vier Meſſenier mich be-

trogen haben; übrigens habe ich ſelbſt einmal die „Bank“ gehalten, denn in Griechenland herrſcht die gute Kartenſpielſitte, daß einer der Spieler nach dem anderen „Bankier“ wird.

Ich möchte hieran die Mitteilung einer, wie ich glaube, intereſſanten Tatſache knüpfen, die mir ſpäter aus dem Werke von Moraïtinis: „La Grèce telle quelle est“ (Athen, Berlin, Paris 1877) bekannt geworden iſt. — Vielleicht hat kaum etwas anderes in weiten Kreiſen ſo ſehr zur Bildung von Vorurteilen über den Charakter der Griechen beigetragen, wie das unglückſelige „Grec“ für „Falſchſpieler“. Moraïtinis giebt folgende, durchaus richtige Erklärung, die ihm durch den berühmten franzöſiſchen Helleniſten Egger geliefert wurde. Das franzöſiſche Wörterbuch der Akademie kennt in ſeiner erſten Auflage (1694) den für die Griechen ſo kränkenden Sprachgebrauch nicht, ſondern es ſteht da bei dem Worte „Grec“: „On dit, un homme est grec en quelque chose, pour dire qu' il y est habile.“ Genau in dieſem Sinne ſchrieb Corneille: Je suis grec en amour“ (Ich verſtehe mich auf die Liebe). Der Sprachgebrauch „Grec“ für „Falſchſpieler“ iſt entſtanden während des berüchtigten Miſſiſſippi-Schwindels des Schotten Law in Paris. Einer der geſchickteſten und abgefeimteſten franzöſiſchen Spekulanten jener Schwindeltage ſagte ruhmredig von ſich ſelber: „Je suis grec en jeu,“ um damit ſeine Geſchicklichkeit in dem damaligen Börſentreiben zu bezeichnen. Das Wort wurde zur ſtehenden Redensart, und ſo iſt eine urſprüngliche Schmeichelei zu einer unheilvollen Verleumdung der Griechen verdreht worden, weil ein Franzoſe ſich gewiſſenloſen Börſenſpiels berühmte! — Womit nicht die Möglichkeit geleugnet werden ſoll, daß es auch griechiſche Falſchſpieler geben mag. Ein deutſcher Schriftſteller ſollte freilich an ſeine heimiſchen „Bauernfänger“ mit ihrem berühmten „Kümmelblättchen“ denken, — auch gerade keine Muſter von Ehrlichkeit.

Zehntes Kapitel.

In Messenien.

Eines der schönsten Bücher, die ich je gelesen, behandelte die „Messenischen Kriege“. Es war vor mehr als einem Viertel-jahrhundert, und ich hatte eben lesen gelernt. Den Titel des herrlichen Buches mit seinen vielen Bildern habe ich leider längst vergessen; aber nicht vergessen habe ich die Heldentaten der messeni-schen Könige Aristodemos und Aristomenes, und aus jenen frühen, fernen Tagen stammt mein Haß gegen die Spartaner. Dann habe ich in der Schule zu jenen Schandtaten Spartas noch andere hinzugelernt, und immer stand ich auf der Seite der Feinde Spartas.

Das ist mir nun durch diese Reise in Verwirrung geraten. Die Messenier haben mich durch ihr Güte, die Spartaner durch ihre Schönheit und Tüchtigkeit entzückt, — was fange ich da mit meinem Haß und meiner Liebe aus den Tagen der Kind-heit an?

Die Verwirrung meiner historischen Vorurteile begann schon an dem Morgen, da ich von Garandsa — dem Hochmessenien, dem Berg Ithome entgegenritt. Mein Gastfreund, der Dimarchos, hatte mir beim Morgenkaffe auf der Veranda seines Häuschens Ithome gerade vor uns gezeigt, und dann mit der Hand nach Südosten weisend gesagt: „Und dort ist Sparta.“

„Sparta? Kann man das denn von hier ſehen?“

Herr Lykurgos, der Meſſenier, lachte: „Ich meinte Lakonien und den Taygetos. Sparta kannſt du noch lange nicht ſehen.“

Mit einem Blicke Ithome und den Taygetos zu ſehen, — das iſt eine griechiſche Geſchichtsſtunde, wie keine Quinta und keine Prima, ja ſelbſt kein wohlweiſes hiſtoriſches Seminarium einer deutſchen Univerſität ſie einem erteilen kann. Gäbe es — was die Götter gnädig verhüten! — eine Eiſenbahn von Ithome nach Sparta, — in einer Stunde jagte ein Courierzug dorthin. Wenn man von hier im Tal mit einem Blick die beiden feindlichen Höhen umſpannt, was für ein Gefühl unbequemer, ja unerträglicher Nähe muß es geweſen ſein für die Spartaner, die von den ſchneebedeckten Spitzen ihres Gebirges nicht nur die ganze meſſeniſche Ebene in ihrem lockenden Glanz überblickten, — nein, die auch mit den Falkenaugen der Bergbewohner die Mauern und Türme von Ithome ſahen, wenn ſie nicht gar von ihren Wachtpoſten hoch oben die Salpinx herübertönen hörten, die auf der verhaßten Feſtung der Nachbarn den Marſch der Hopliten bei der Kriegsübung regelte.

Die heutigen Meſſenier haſſen die Spartaner nicht mehr. Mein Gaſtfreund Lykurgos wußte mir im Gegenteil nicht genug Rühmliches von den Lakedämoniern, beſonders von den Mainoten, den Bewohnern der Taygetoskette, zu erzählen. Er gab mir ſelbſt einen warmen Empfehlungsbrief an einen Anwalt in Sparta mit, zu deſſen Lobe er mir beſonders anführte, daß er als einer der reichſten Männer in Lakonien ſeinen Beruf vollkommen unentgeltlich ausübe, aber von 10 Prozeſſen 9 gewinne, weil er für niemand eine Sache übernehme, die nicht ganz zweifelsohne ſei. Die anderen Advokaten in Sparta haßten ihn denn auch grimmig und hätten ſich bei den letzten Wahlen von 1885 verbündet, um den unbequemen Kollegen — zum Abgeordneten wählen zu laſſen und ihn ſo auf gute Art loszuwerden! er hätte

aber auf jede Kandidatur verzichtet. „Ein Phönix, ſage ich dir, Kirie, ein wahrer Phönix.“

Andreas will nicht weiter gehen; er weiß zwar um Andritſena und nach Arkadien hinein Beſcheid, in Meſſenien jedoch iſt er niemals über die Säulen von Phigalia hinausgekommen. Auf Manula aber möchte ich nicht verzichten: ein beſſeres Pferd giebt's ſicher in ganz Meſſenien nicht; ſo ſchließe ich denn nach kurzer Verhandlung mit ihm eine „Simſonia“ (Handel, Vertrag), nach welcher ich das Pferd bis nach Niſi behalte, und er in Garandſa einen Tag warten wird, bis der neu angeworbene Agojat es ihm zurückbringt. Manula wird mir dadurch um 5 Drachmen teurer, als ein neues Pferd; was ich aber in dem elenden Garandſa an Reittieren geſehen, hat mir Manulas Wert um weit mehr als 5 Drachmen geſteigert.

Noch weiß ich nicht aus eigener Anſchauung, wie die Ebene von Sparta ausſieht; doch das begreife ich auf dieſem Ritt nach Ithome, wie neidgierig die Spartaner auf dieſes fette Land hinabgeblickt haben müſſen. Nach der Steinwüſte zwiſchen Andritſena und Phigalia, zwiſchen Phigalia und Garandſa — welch ein Paradies in dieſer fruchtſtrotzenden Ebene! Der Ölbaum gedeiht hier — wenn nicht mit ſolcher Stammesmächtigkeit wie auf Korfu, dann jedenfalls mit einer Üppigkeit des Fruchtanſatzes, wie man ſie ſelbſt auf den Joniſchen Inſeln nicht kennt. Und nun gar die Feigenbäume! — Bäume? Rieſige Gärten, wahre Wälder in langweiliger Regelmäßigkeit angepflanzt, und jetzt ſchon dickbehangen mit den reifenden Früchten. Auch die Maulbeerbäume fangen hier an, wälderweis vorzukommen. Die Seideninduſtrie von Neuhellas bezieht aus Meſſenien und aus der gleichbegünſtigten Ebene Lakoniens ihren meiſten Rohſtoff.

Je näher wir der von hier wie ein „Tafelberg“ erſcheinenden Ithome kommen, deſto höher wächſt ſie über uns empor, — deſto höher aber auch der von Oſten herüberdrohende Taygetos. Der

Weg führt zwiſchen übermannshohen Kaktushecken hindurch, und ich muß ſcharf Obacht geben, daß Manula, gewöhnt immer am äußerſten Rande jedes Weges zu gehen, mich nicht bald mit dem linken, bald mit dem rechten Bein auf die fingerlangen Stacheln der ſcheußlichen Kaktus ſpieße. Mein fortgeſetztes Zerren am Lenkſtrick macht das Tierchen, mit dem ich mich bisher ſo gut vertrug, ganz wild, und es iſt ein Glück, daß die endloſen Kaktushecken bald hinter dem Dorfe Konſtantinas aufhören, und Korinthenfelder zu beiden Seiten folgen.

Was iſt dort vor mir an dem Bach? „Dampf wallt auf“, und eine ſchwatzende Menge, lauter Frauen, — halt, auch Mädchen, kleine Kinder, aber keine Männer, — wird ſichtbar. Das habe ich einmal gut getroffen, denn was ich bisher an griechiſcher Weiblichkeit geſehen, war eine Gabe des Zufalls, und auf den Zufall baut man kein Urteil. Hier aber iſt die ganze Frauenwelt eines anſehnlichen Dorfes im vollen Morgenlicht verſammelt, ohne die Verſchleierung des Kinns und des Mundes, in welcher man ſonſt meiſt die peloponneſiſchen Frauen im Freien ſieht; ohne jene Scheu des einzelnen Weibes oder Mädchens vor der Begegnung mit fremden Männern. Hier ſind ſie ganz unter ſich, mehr als hundert, und die fürchten ſich wahrhaftig nicht vor einem Xenos mit ſeinem Agojaten. Im Gegenteil, kühn gemacht durch ihre Menge, nehmen ſie uns mit Witzreden aufs Korn und machen ſich beſonders über mich nach Gebür luſtig.

Die große Oſterwäſche iſt's, womit die Damen von Konſtantinas beſchäftigt ſind. Das Geſchäft gleicht aber mehr einem vergnügten, ländlichen Ausflug mit Picknick und Zubehör. Für die Kinder iſt die öſterliche Reinigung jedenfalls ein Freudentag. Sie plantſchen in dem Waſſer des hier noch ſeichten Pamiſos in holder, nackter Unſchuld, beſpritzen ſich und die waſchenden Frauen und älteren Schweſtern, oder tanzen auf den blumenbeſäten Uferwieſen Ringelreigen mit kreiſchend geſungenen Tanz-

liedern. Große Teppiche, die in den Bauerhäuſern als Bettlaken oder Bettdecken dienen, ſind zum Trocknen ausgebreitet; andere wieder liegen, mit Steinen befeſtigt, im fließenden Bach und werden geklopft und geſeift, um den Jahresſchmutz herauszuwaſchen. Die Teppiche und ebenſo die gewirkten Pferdedecken vertragen das ſtundenlange Spülen im Bach, denn ihre Farben ſind echt, gute Pflanzenſtofffarben. Die Anilinfarben haben ihren Einzug in den Peloponnes noch nicht gehalten.

Das Geſchäft bringt es mit ſich, daß die Frauen mit hochgeſchürzten Kleidern im Bach ſtehen; doch züchtig tragen ſie Alle weiße Männerhoſen und brauchen vor uns nicht wegzulaufen. Ich reite dicht an die Waſchgeſellſchaft hinan, ſpringe vom Gaul und trete unter die lachende Bande. Das imponirt ihnen anfangs: ein Mann gegen hundert ſpottende, ſchwatzende Weiberzungen! Sie halten mich für einen „Anglos“ (Engländer), weil ich einen weißen Schleier im Nacken trage, und ein Anglos iſt vogelfrei für den Spott, hier wie allerwärts. Und ein Anglos verſteht ja kein Wort von den gepfefferten Witzen, die man ihm antut.

Mein neuer Agojat Petros hat ſeinen Hauptſpaß; er will mir auch meinen nicht verderben und beantwortet darum keine der üblichen Fragen nach meinem „Nationale“, es ſei denn mit einem zur Neugier reizenden „Ti xewro?“ (Was weiß ich). Alle haben ſie mit der Wäſche aufgehört, um ſich den ſeltſamen Fremdling näher anzuſehen. Ich ſitze auf einem hohen, flachen Stein, wickle mir eine Zigarrette und — ſehe ſie wieder an. Wir lachen uns gegenſeitig aus, aber ich ſage kein Wort; ich nähre meine Rache! Es kommen die Häßlichen, die „Gleichgültigen“, die Hübſchen und die Schönen. Von den Letzten giebt es nur einige junge Exemplare, die aber ſind merkwürdig ſchön; nicht ſchön wie altgriechiſche Frauenſtatuen, wohl aber an manches Relief erinnernd. Lange Wimpern, ſchmales Geſicht ohne hervortretende Backenknochen, zierlicher Mund mit roſigen, nicht roten Lippen, tadel-

loſe, wenn auch nicht ſchnurgerade „griechiſche“ Naſe, und ein paar Augen wie ſchwarze Demanten oder Sterne. Die Hübſchen haben nur noch die herrlichen Augen mit den Schönen gemein; die Häßlichen — und ſie bilden reichlich die Hälfte — haben wenigſtens blendendweiße Zähne.

„Was will denn der Engländer hier?“

Achſelzucken des Petros.

„Er will wohl auch gewaſchen werden?“

Ungeheure Heiterkeit.

„Dann müſſen wir ihn aber auch im Keſſel kochen,“ ſagt ein reizendes Geſchöpfchen von höchſtens 16 Jahren.

„Ach, die Engländer werden nicht weich; die haben ja keine Haut, ſondern Leder.“ — Das ſchallendſte Gelächter belohnt jeden dieſer geiſtreichen Witze. Ich mache zu alldem ein ſo dumm-lächelndes Geſicht, wie ich es irgend fertig bringe.

„Dimitrula, den Engländer mußt du heiraten,“ ruft eine ſehr Hübſche der Häßlichſten aus der ganzen Schar zu.

„Gewiß,“ ſagt die Häßliche, „ich waſche ſchon meine Prika“ (Mitgift).

„Na, zeig mal,“ ſage ich plötzlich, „wie groß iſt denn deine Mitgift?“

Als wäre der Blitz unter ſie niedergefahren, ſo ſtehen ſie alle einen Augenblick da und gucken mich an. Habe ich das wirklich geſagt? — Dann fangen ſie an zu lachen und ſich zuzurufen: „er ſpricht ja helleniſch“, und ſich zu ſchämen und — wegzulaufen, bis nur die Alten und Häßlichen da bleiben. Aber die anderen kommen alle wieder, ſie ſind zu neugierig.

Was ſie da in den Keſſeln — ich meine in den Speiſe-keſſeln — zu eſſen haben, und ob ich miteſſen kann? — Gewiß, ſo viel ich will, und ſpülen mir gleich einen irdenen Teller aus, geben mir einen alten Blechlöffel und ſchöpfen aus einem dampfenden Keſſel Suppe mit verkochten Saubohnen und Kräutern;

aus einem rieſigen Kruge wird mir ein feuriger Rotwein in ein Waſſerglas gegoſſen, Brot hat Petros ein großes Stück, und ſo frühſtücke ich, umſchwatzt und umfragt von Dutzenden der meſſeniſchen Zuſchauerinnen. Jetzt kriegen ſie auch alles über Herkunft, Reiſe, häusliche Verhältniſſe zu erfahren, und ſie entſchuldigen ſich förmlich wegen ihrer Spaßmacherei von vorhin: „Wir dachten, du biſt ein Engländer und verſtehſt kein Helleniſch.“ Wo ich das gelernt habe? In Athen? — Ganz allein?! Ach, das ſagte ich nur ſo! — Ob ſie wohl auch allein Deutſch lernen könnten? — Ja, aus Büchern. — Aus Büchern?! Das begreifen ſie nicht, und ſie haben ſo Unrecht nicht. Das Helleniſche, das ich aus Büchern gelernt, was iſt es gegen das, was ich in den weniger als zwei Wochen gelernt habe, unter helleniſchredenden Menſchen!

Sie ſagen mir auch alles, was ich wiſſen will über ihre Wäſche. Selbſtverſtändlich iſt jedes Stück, Teppiche, Decken, Hemden, Wollmäntel — alles, alles das Werk ihrer Hände. Nichts aus Europa, nichts in Niſi gekauft, außer den bedruckten kattunenen Kopftüchern. Gern kaufte ich von ihnen friſch aus dem Waſſer ein paar dieſer prächtigen Teppichdecken; aber wie ſoll man ſie einpacken? wie durch die doppelten und dreifachen Zollſchranken nach Hauſe bringen? Sie wollen mir gern ſo viele weben und knüpfen, wie ich haben will, und mir „nach Hauſe“ ſchicken.

„Wie wollt ihr ſie ſchicken?“

„Wir geben ſie dem Dſann in Kalamä.“ — Das iſt gar nicht dumm, denn „Dſann“ iſt der deutſche Konſul Zahn in Kalamä oder Kalamata, wo die meſſeniſchen Damen ihren Oſterſtaat einzukaufen pflegen.

„Glückliche Reiſe!“ — „Glückliche Oſtern!“ — mit dieſem Gruß und Gegengruß verabſchiede ich mich von den luſtigen, gaſtlichen Wäſcherinnen aus Konſtantinas.

Der Aufstieg zur Ithome ist von der Westseite nicht schwer, und hier sind deshalb die wichtigsten Befestigungen der alten Messenier gewesen. Das Arkadische Tor, das Meisterwerk antiker Städtebefestigung, tut sich vor uns auf, halb in Trümmern, aber auch so noch ein erstaunliches Stück Arbeit. Sind gleich diese Quadern von zehn Fuß Länge und 4—5 Fuß Dicke am Berge selbst gebrochen, — welche Riesenkraft, welche Seile, welche Hebemaschinen haben die Werkstücke an diese Stelle geschleppt und zu hohen Mauern und Türmen und Ausfallpforten zusammengefügt? Das Gesims des Arkadischen Thors ist hinabgestürzt und liegt mit einem großen Riß über der Schwelle: es ist nahezu 20 Fuß lang und 4 Fuß hoch und breit. Über 300 Kubikfuß festen Felsgesteins: man berechne, wie viel Menschenkräfte erforderlich waren, um diesen Steinbalken auf die beiden Eckpfeiler zu heben! — Selbst die spartanische Zerstörungswut hat diese Mauern und Tore nicht völlig in Stücke zu schlagen vermocht.

Der Blick von Ithome ist einer der schönsten im Peloponnes. Zwei Meere, der Golf von Arkadien und der Golf von Koron (Messenien), erblauen in scheinbar unmittelbarer Nähe. Zu Füßen liegt die ganze messenische Ebene, durchströmt vom wasserreichen Pamisos und besät mit Dörfern. Im Osten schließt die hohe, schneebedeckte Zackenmauer des Taygetos den Horizont, und im Vordergrunde schimmert das am Abhange der Ithome gelegene Kloster Vulkanu hinter ernsten Cypressen hervor. Ich reite dran vorüber, so gern ich auch bliebe. Seit Wochen habe ich nichts aus der Heimat gehört, keinen Brief erhalten; da möchte ich gern noch heute Abend auf der Post in Nisi (Neu-Messini) nachfragen.

Messini! Das klingt so bekannt, so italienisch, kaum griechisch. Eine große Stadt auf Sizilien heißt so oder ähnlich: Messina, und die Flüchtlinge von Messini haben sie jenseits

des Joniſchen Meeres begründet. Der Name iſt durch die $2^1/_2$ Jahrtauſende faſt unverſehrt geblieben; das i in der Mitte bewahrt noch heute die helleniſche Ausſprache deſſen, was deutſche Schulmeiſter hartnäckig e ſprechen. Im ländlichen Bezirk von Meſſina, wie ja ſonſt noch vielfach an der Oſtküſte Siziliens (auch Apuliens und Kalabriens), herrſcht griechiſche Sprache in manchem Dorf und manchem Städtchen trotz dem amtlichen Italieniſch.

Ein alter Mönch in ſchwarzem Gewande liegt ſchlafend auf der Blumenwieſe gegenüber ſeinem Kloſter. Die Sonne brennt auf ſeine nackten Füße und ſein entblößtes Haupt, denn das ſchwarze Barett iſt in die Blumen geſunken. Neben ihm liegt ein ſchweinsledernes Gebetbüchlein. Manula läßt ſich's im grünen Gerſtenfeld des Kloſters gutſchmecken; ich habe mich längſt an dieſen Sozialismus bezüglich der Feldfrüchte gewöhnt und ſorge nur, daß mein Tier nicht mehr zertrete als freſſe, halte es daher immer am Feldrain. Die Pferde und Maultiere der Mönche machen es mit den Gerſtenfeldern der Bauern nicht anders.

Schade, daß ich nicht zur Zeit der Weinleſe hier bin! Wie mir jedermann ſagt, herrſcht hierzulande nichts von der geizigen Engherzigkeit, mit der man bei uns am Rhein und in Süddeutſchland von der Zeit der Reife bis zur Leſe für jedermann, ſelbſt für die Beſitzer, die Weinberge ſperrt, aus Angſt, es möchte einer dem Nachbarn ein paar Trauben ſtehlen. Auf den griechiſchen Weinfeldern volle Freiheit, und keiner wehrt dem Vorübergehenden, ſich eine Handvoll ſüßer Trauben zu pflücken; der Fremde wird ſogar angerufen und mit den beſten Trauben beſchenkt. Ich muß um die Weinleſe wiederkommen.

Vom ſüdlichen Fuß der Ithome den Pamiſos entlang nach Niſi ſind noch böſe drei Stunden auf ſchattenloſem Wege, der ſich bei dem ehemals türkiſchen Dorf Ali-Tſchelebi in eine gute Fahrſtraße verwandelt. Manula verändert ihren ſanften

Trab nicht ein einziges Mal, und Petros muß nachlaufen, bis es ihm zu viel wird, und er den Strick in die Hand nimmt, um durch sein Vorangehen das Pferd zum Schritt zu zwingen. Längst schon sehen wir auf einer kleinen Anhöhe über der Pamisos-Niederung das Städtchen Nisi mit seinen kalkweißen Häusern zwischen Olivenbäumen und Cypressen hervorschimmern. Aber noch ist's eine gute Stunde: alle Schätzungen von Abständen werden in der dünnen griechischen Luft zunichte.

Mit schmerzendem Kopf und schlaffem Leibe reite ich endlich, endlich in Nisi ein und vor das Tachidromion (Postamt). Eine Aufschrift trägt dieses Staatsgebäude so wenig, wie die meisten anderen seinesgleichen in den kleineren Orten. Nisi ist ein Landstädtchen von 7000 Einwohnern, hell und breitstraßig Kein Haus ist älter als 40—50 Jahre, keines höher als zwei Stockwerke. Die ganze Bevölkerung, natürlich nur die männliche, auf den Gassen, und mehrere junge Männer, die ich befrage, geleiten mich dienstfertig nach dem Postamt.

Das Postamt in Nisi! Eine steile Hühnersteige führt von der Lehmpflasterstraße in eine große, luftige Bodenkammer hinauf: — dies ist das Postbüreau, worin die Post für das ganze obere Messenien verteilt und abgefertigt wird. Das Zimmer gleicht halb einem Vogelbauer, halb einer photographischen Werkstätte; das Dach ist mit Glas gedeckt, und durch die offenen Oberlichtfenster bläst ein angenehmer, aber für die Hantirung mit Briefen gar nicht sehr förderſamer Wind herein.

Auf dem langen Tisch, auf allen Binsenstühlen, auf den elastisch wippenden Dielen, auf den oberen Treppenstufen — überall liegen Haufen von Briefen, Packeten und Kreuzbändern umher, in scheinbarer Unordnung. Am Tische hockt auf einem hohen, schmalen Stühlchen ein Junge von 14 Jahren: der Sohn und zugleich der „Assistent" des Herrn Epistatis tu tachidromiu (Postamts-Vorstehers). Solch ein helleniſches Pädi ist mit seinen

14 Jahren aufgeweckt genug, um ſelbſt ein bischen an der Staatsmaſchine drehen zu helfen, und ehe ſein von meiner Ankunft benachrichtigter Herr Vater die Stiege heraufgekommen, hat mir der kleine Poſtgehilfe alles Wiſſenswerte mitgeteilt.

Der Herr Vorſteher kommt aus ſeinem Kramladen, denn das Amt allein nährt keine Familie in Niſi. Wer kann auch wiſſen, wie lange die Herrlichkeit der Vorſteherſchaft dauert? Delijannis hat ſie gegeben, Trikupis wird ſie wieder nehmen, — es lebe das herrliche Parteiweſen, welches dieſen Vogelbauer zu einem wirklichen Taubenhaus macht. Mit jedem neuen Miniſterium zieht ein neuer Vorſteher hier ein, geradeſo wie ein jeder neue Miniſter in Athen auch ſeinen eigenen Türſteher ins Miniſterium mitbringt.

Es ſitzt ſich gar luſtig in dem Vogelbauer, mit dem Stück blauen Himmels über dem Kopf. Das Pädi hat auf Geheiß des Vaters Kaffe aus dem benachbarten Kafenion geholt; erſt zwei Taſſen, dann wieder zwei Taſſen, denn inzwiſchen haben ſich die Spitzen der Behörden eingefunden, der Herr Eparchos, d. h. Regirungpräſident, und der Herr Dimarchos; aber nicht um mich nach meinen „Papiren“ zu befragen, ſondern weil ich ein Ereignis für Niſi bin.

Ich hatte mir einen Brief, der mich ſchon in Argoſtoli hätte erreichen ſollen, aber wegen Verſpätung des Lloyd-Dampfers nicht eingetroffen war, nach Niſi beſtellt und frage meinen poſtamtsvorſteherlichen Gaſtfreund danach. Er kann mir den Brief leider nicht herausſuchen, denn er kennt nur die griechiſche Schrift. Wüßte er, daß er länger im Amt bliebe als Herr Delijannis, ſo würde er auch die lateiniſchen Buchſtaben lernen; aber ſo?! Mich hat nicht gewundert, daß die griechiſchen Poſtbeamten es an Strammheit nicht ganz mit den deutſchen aufnehmen, ſondern daß ſie ihren Dienſt auch nur notdürftig verrichten können bei

dem jetzt herrschenden System des „Verwechsle, verwechsle das Stühlchen!“

Der Herr Vorsteher weiß Rat: er giebt mir einen großen Korb voll heute früh angekommener Briefe und bittet mich, den für mich bestimmten gefälligst herauszusuchen. Es sind reichlich 5000 Briefe in dem Marktkorb, und vergebens wühle ich in dem Haufen nach meinem Brief. Meist griechische Aufschriften, griechische Briefmarken; doch kommt auch mancher Kreuzband mit Reklamen und Lotterieanzeigen aus Deutschland und Oesterreich vor. Ich gebe die Hoffnung auf, vor dem Dunkelwerden meinen armen Brief herauszufischen. Da kommt das Post-Pädi auf eine glänzende Idee: es wird mir helfen, indem es alle mit nichtgriechischen Briefmarken beklebten Sendungen auf einen Haufen sammelt. Das geschieht mit fingerfertiger Geschwindigkeit; doch auch unter der „europäischen“ Korrespondenz ist nichts für mich.

Mit Hilfe von Dampferfahrplänen aller Art gelingt es dem Postvorsteher zu ermitteln, daß mein Brief just mit der heutigen Abendpost auf dem Umweg über Athen in Nisi ankommen kann, und die ist in einer Stunde fällig.

Unter politischem Geschwätz und Vergleichen zwischen griechischen und europäischen Einrichtungen vergeht die Stunde, und wie sich unten vor der Thür ein Trappeln und Klingeln vernehmen läßt, ruft mein Gastfreund: Da ist die Post!

Auf zwei Maulesel, hoch mit Briefsäcken bepackt, kommt die Post für Messenien und Arkadien an, und nach gemeinschaftlichem Sortiren, wobei sämtliche anwesende Staatsbeamte helfen, ist wiederum die Teilung in griechische und europäische Korrespondenz besorgt, und da ist mein ersehnter Brief, — durchstochen von den scharfen Messern der Quarantäne, denn er ist über Brindisi gekommen, und dort herrscht wieder einmal die Cholera.

Verloren ist mir überhaupt kein Brief gegangen; selbst die

von Ort zu Ort nachgeſandten ſind mir nach langer Wanderung am Ende richtig in die Hände gelangt.

Ich ſchalte hier eine kleine „Jagdgeſchichte“ ein, betitelt „Die Jagd auf eine griechiſche Poſtkarte“. Ich greife damit ein wenig der Zeitfolge vor, denn ſie ward erſt in Nauplia geſchrieben. Doch da ich die meiſten Aufſchlüſſe über den Gegenſtand in Niſi erhalten habe, ſo mag ſie hier ihre Stelle finden.—

Nauplia, Oſterſonntag 1886.

Jetzt habe ich ſie ſämtlich in meiner Brieftaſche! Seit 14 Tagen mache ich Jagd auf ſie, — hier habe ich die ganze Beſcherung beiſammen gefunden und ſogleich meine Hand drauf gelegt.

In meiner dünnen Brieftaſche ſtecken nämlich in dieſem Augenblick ſämtliche Poſtkarten des ſüdlichen und mittleren Peloponnes! Im ganzen 9 Stück! Von Poſtamt zu Poſtamt habe ich ihnen nachgejagt und nachgefragt, — jetzt halte ich ſie feſt.

Schon auf Ithaka hatte die Not begonnen: der Poſthalter hatte noch ganze 7 Poſtkarten zu 5 Leptá in einem ſtaubigen Winkel liegen, aber keine zu 10 Leptá. Was ein Ithakeſier mit den 7 Poſtkarten anfangen ſoll, weiß ich nicht, denn die zu 5 Leptá gelten nur für den Verkehr „innerhalb einer und derſelben Stadt Griechenlands“, und daß noch nie ein Menſch in Wathy eine Poſtkarte an ſeinen Nachbarn in Wathy geſchrieben, das möchte ich ohne Furcht vor einem Meineid beſchwören.

Jene 7 verlorenen Poſtkärtchen hatten ſchon ſeit 4 Jahren bei dem Poſthalter von Ithaka gelegen, ohne daß ein Menſch ſie verlangt hätte. Urſprünglich hätte er 10 Stück gehabt, — davon wären 3 von einem deutſchen Herrn gekauft worden. „Wir Griechen,“ ſagte der brave ithakeſiſche Poſthalter, „wir ſchreiben eben Briefe, keine Deltária (Poſtkarten).“

Er hatte Recht: der Grieche ſchreibt keine Poſtkarten, es ſei denn, daß er ſich im Auslande an deren Gebrauch gewöhnt hat. Im Jahre 1883 wurden von den 212 griechiſchen Poſtämtern im ganzen über $8^1/_2$ Millionen Poſtſendungen aller Art befördert, darunter Briefe gegen 5 Millionen, Druckſachen faſt $3^1/_2$ Millionen, Poſtkarten nur 41484! Von dieſen 41484 Poſtkarten ſind gewiß mehr als die Hälfte von Europäern geſchrieben worden.

Das amtliche Vorhandenſein der Poſtkarten iſt dem Griechen, auch dem der niederen Stände, wohlbekannt; er macht indeſſen keinen Gebrauch davon und wird noch recht lange keinen machen Für die Erhaltung eines guten Briefſtils gewiß kein Schaden. — Der Grieche kennt ſeine Landsleute; er weiß, die Poſtkarte würde von allen Poſtbeamten, durch deren Hände ſie ginge, von allen Hausgenoſſen und Dienern vom Anfang bis zum Ende geleſen ſein, ehe der Empfänger ſie erhielte. — Ein ähnliches Mißverhältnis zwiſchen Briefen und Poſtkarten zu Gunſten der erſteren waltet in Frankreich ob; hier iſt es die Neugier der „Concierges“, welche der Poſtkarte feindlich im Wege ſteht.

Die paar Poſtkarten, die ich von Ithaka mitgebracht, waren bald aufgebraucht; fürs Ausland machte ich ſie gültig durch das Aufkleben einer grünen 5 Leptá-Marke. In Katákolo war keine Zeit zum Beſuch des Poſtamts; in Pyrgos aber fing das Elend an. Es hat ein ſauberes Hotel, eine Menge freundlicher Kaffehäuſer; nur eine Poſtkarte beſitzt es nicht, oder beſaß es nicht am 17. April des Jahres 1886. Briefmarken? — ſo viele ich haben will, und um dem Poſtbeamten eine Freude zu machen, fordere ich für 3 Drachmen 10 Briefmarken zu 20, und 20 zu 5 Leptá.

Die Abwickelung dieſes kleinen poſtaliſchen Geſchäfts iſt keine Kleinigkeit. Auf meine Zehndrachmen-Note kriege ich die Hälfte einer mitten durchgeſchnittenen Note gleichen Betrages

und ein reichlich halbes Pfund Kupfergeld in einer Rolle heraus. Dann ſucht der Poſtbeamte nach den Briefmarkenbogen, drauf nach einer Schere, um mir die verlangte Zahl von Marken abzuſchneiden. In Griechenland ſind nämlich die Briefmarkenbogen nicht durchlocht; es muß alſo beim Verkauf wie beim Gebrauch eine ganze Reihe oder Stück um Stück abgeſchnitten oder abgeriſſen werden. Das Letztere geſchieht nicht ohne Zerfetzen der Ränder oder der ganzen Briefmarke. Auf den Zeitverluſt kommt es den griechiſchen Poſtbeamten nicht an; ſie haben Zeit, und ihr Publikum auch. Sind wir nicht im Orient? In einem der glücklichen Länder, in denen der behagliche Grundſatz gilt: „Verſchiebe nie ein Geſchäft auf morgen, wenn du es ebenſo gut gleich — auf übermorgen verſchieben kannſt“?

In Andritſena — dieſelbe Geſchichte. Deltária? Die haben wir nicht. Ja in des heiligen Stephans Namen, warum denn nicht? Es giebt doch in Griechenland Poſtkarten, und zwar ſehr ſchmucke, mit einer langen Gebrauchsanweiſung in klaſſiſchem Griechiſch, — warum haſt du ſie denn nicht, Poſthalter, Bruderherz, Kulturmitmenſch! — ſo, oder ähnlich hatte ich den alten Herrn in Andritſena angeredet. Indeſſen der war ſehr gelaſſen beim Zigarrettendrehen geblieben und hatte mir erwidert: „Ja, wir hatten auch mal ſolche Deltária, aber das iſt ſchon eine Weile her, und ſie werden niemals verlangt. Frag' im ‚Tamion‘ nach.“

Das Tamion (Schatzamt, Regirungskaſſe) liegt dicht neben dem Poſtamt. Hier waltet ein ganz junger Menſch in europäiſchem Gewande des ſchwierigen Amtes, die Finanzen der „Eparchie von Olympia“ in Ordnung zu halten. Er empfängt mich und meinen Freund Jannis Panopulos (vergl. S. 183) mit der größten Höflichkeit und der kleinſten, aber ſtärkſten Taſſe Kaffe, die ich je in Griechenland getrunken, und bietet mir von ſeinem Tabak und Zigarettenpapier nach Belieben an; nur mit Poſtkarten kann

auch er mir nicht dienen. „Wir haben allerdings," ſagt er mir, „die Poſtwertzeichen an die Poſtämter auszuteilen; aber wir richten uns in unſeren Beſtellungen beim Finanzminiſterium nach den Wünſchen des Poſtamts, und dieſes hat ſeit Jahr und Tag keine Poſtkarten von uns verlangt. Katélawes (verſtanden)?"

Ja, ich habe verſtanden und bin nun in mein poſtkartenloſes Geſchick ergeben. Die letzte Poſtkarte hatte ich von Olympia lieben Händen in der Heimat zugeſandt, — fortan werde ich mich wohl eine Weile mit ſchwerfälligen Briefen behelfen und bei ihrer Abfaſſung durch mein Taſchentintenfäßchen das allgemeine Staunen erregen.

Wie lange die „Weile" dauern würde, konnte ich in Andritſena noch nicht ahnen. Ich hatte meine Hoffnung auf Niſi geſetzt. Ach, eher verkaufte mir der Apotheker in Niſi Hemdenknöpfe, als der Poſtvorſteher Poſtkarten. Er iſt ganz erſtaunt, als ich ihm ſage: bei uns kommt auf drei Briefe ſicher eine Poſtkarte. Dann vertröſtet er mich auf Sparta; da muß ich beſtimmt welche finden. Aber auch Sparta, die Hauptſtadt des Nomos Lakonia, das hochberühmte Sparta, welches eine Agorá, ein Muſeum, eine Zeitung und zwei Gaſthöfe, oder Gaſthöhlen, beſitzt, — Poſtkarten hat es nicht in ſeinem heiligen Bezirk. Doch! eine, aber was für eine! In eine Ritze des Ziehfachs eingeklemmt, hat ſie ſeit vielen Jahren dagelegen, wohl ſeit dem Tage, an welchem die Poſtkarten zuerſt auch in Neuhellas eingeführt wurden. Vielleicht iſt ſie die einzige, die je nach Sparta, zur Belehrung des Poſtmeiſters, gelangt iſt. Sie iſt durch das lange Lagern nicht ſauberer, wohl aber maleriſcher geworden: Tintenflecke, Kaffeeflecke, Tabakflecke haben auf Vorder- und Rückſeite gar phantaſtiſche Muſter in allen Schattirungen vom Hellgelb zum tiefen Schwarz gezeichnet, und koſtet doch nur 5 Leptá wie eine ganz gewöhnliche Poſtkarte!

In Nauplia erſt wurde mir auf meine Frage nach dem

Vorhandenſein von Poſtkarten ein Ja! zur Antwort. Der Poſthalter von Nauplia fragte mich, wie viel ich von der koſtbaren Waare begehrte? Alle! erwiderte ich und dachte, mehr als 5 Drachmen kann dieſer Luxus wohl nicht koſten. Er hat nur ganze 90 Leptá gekoſtet, denn 9 Stück bildeten den Reichtum des Poſtamts zu Nauplia. Damit war mein ſchändliches Werk: die Ausraubung des inneren Peloponnes bezüglich der Poſtkarten, vollendet.

Will ich mit dieſer wahren Jagdgeſchichte einen Makel auf Griechenlands Poſteinrichtungen werfen? Fällt mir im Traume nicht ein. Ein Land braucht nicht eine einzige Poſtkarte zu beſitzen, falls ſeine Bewohner kein Verlangen danach tragen, und kann dennoch ein poſtaliſches Muſterland ſein. Ob nun Muſterland oder nicht, — Griechenland beſitzt ein Poſt- und Telegraphen-Weſen, mit dem ein billigdenkender Fremder ſehr zufrieden ſein kann. Keine Stadt entbehrt eines Poſtamts; keine noch ſo kleine und entlegene Inſel ihrer regelmäßigen Briefbeförderung, gleichviel ob mit Dampfer oder mit Segelboot. Die Landbriefträger klettern über Stock und Stein und dringen ſelbſt bis in die entlegenſten Gebirgsdörfer. Freilich nicht ſo oft in der Woche, wie in Deutſchland; aber Griechenland hat höhere Berge und geringeres Briefbedürfnis, als Deutſchland. Daß es nicht überall Poſtkarten zu kaufen giebt, — du lieber Gott, man kann doch nicht wegen des einen oder der zwei Dutzend Fremden, die alljährlich den Peloponnes durchziehen, eigens einen Vorrat von Poſtkarten bereit halten? Ein jedes Land iſt ja wohl zuerſt für ſeine Einwohner da und hat ſich nach deren Bedürfniſſen zu richten; erſt dann kommen die Wünſche oder die Launen der Fremden. Hat ſich nicht jüngſt einer unſerer Griechenland-Tiſſots, der früher bemeldete Heinrich Vierordt, bitter darob beklagt, daß er zur Winterszeit in Athen kein Gefrornes habe kriegen können? Und

hat er nicht wegen dieſer entſetzlichen Unkultur Athens ſeinen Ingrimm über das ganze Land, über deſſen Gegenwart und Zukunft losgelaſſen? In Athen eſſen die Eingeborenen nur im heißen Sommer Gefrorenes, und im Peloponnes ſchreiben die Bauern, wenn ſie einmal etwas zu ſchreiben haben, keine Poſtkarten, ſondern Briefe, und kein Fremder hat ihnen darüber Vorſchriften zu machen.

Auch mit dem Telegraphen ſteht es in Griechenland merkwürdig gut. Ich habe manche Depeſche abgeſandt und erhalten, meiſt in deutſcher Sprache, und alle ſind verſtändlich und pünktlich befördert worden. Es wird ganz gehörig in Griechenland telegraphirt: eine halbe Million Depeſchen wurden im innern Verkehr ſchon 1884 auf den griechiſchen Linien befördert, davon ein reichliches Sechſtel auf unterſeeiſchen Kabeln, deren es 1389 Kilometer gab, — gegenüber den 6293 Kilometern auf dem Lande.

Daß die Beamten der griechiſchen Verkehranſtalten keine Uniform ziert, muß der Fremde ebenſo geduldig ertragen, wie daß es überhaupt in Griechenland außer im Heere keine Uniformen giebt. Ich weiß, das klingt ſchrecklich für einen wohlerzogenen Leſer, der ſich gewiſſe friedliche Hantirungen garnicht vorſtellen kann, wenn er ſie von Menſchen mit einem bürgerlichen Rock ausgeführt denken ſoll. Es geht aber wirklich zur Not auch ohne gelbe Knöpfe an einem blauen Rock; ſchlechter, wahrſcheinlich, aber es geht. Athenſiſche Kutſcher fahren wie nur irgend ein Berliner Droſchkenkutſcher „erſter Klaſſe“, oder beſſer, und leiſten das ohne alle Uniform.

Meinen Brief habe ich in der Taſche; kühl genug iſt es mittlerweile in Niſi auch geworden, und ein Gaſthaus giebt es hier nicht. So folge ich denn dem Rate des Herrn Eparchos, der zwar gern noch länger mit einem ſo kritiſch, aber auch ſo

nachſichtig veranlagten Fremdling kulturhiſtoriſche Weisheit ausgetauſcht hätte, mir aber ſelber Kalamata als das beſſere Nachtquartir vorſchlägt. Er hält ſich auch nicht für zu hoch geſtellt, um die Verhandlungen mit einem der Kutſcher von Niſi zu leiten.

In linder Abendkühle rolle ich in einer uralten, aber trefflich beſpannten offenen Kaleſche auf glatter Chauſſee nach dem benachbarten Kalamata.

Hier giebt es nicht nur ein leidliches Xenodochion mit einem großen Speiſeſaal, ſondern auch einen trefflichen, gaſtfreundlichen deutſchen Konſul, den wir ſchon kennen — von den Wäſcherinnen in Konſtantinas —, und zum erſten Mal wieder nach langem Sprachexil wird ein ſchöner Abend unter deutſchem Geſpräch zugebracht. Wie wohl man ſich dabei fühlt, wenn man wochenlang nichts als die fremde, ſchwere Sprache geradebrecht hat, das vergleicht ſich nur mit dem Wolluſtgefühl, nach mancher Nacht halb in den Kleidern, auf hartem, ungewohntem Lager — wieder einmal auszuſchlafen auf einer Matratze und im Hemde. Die Erinnerung an dieſe beiden gleich wohligen Gefühle knüpft ſich für mich an die meſſeniſche Hauptſtadt Kalamata.

Elftes Kapitel.

Am Taygetos.

Wie doch dieſes Griechenland klein iſt! Heut Abend werde ich in Sparta ſein, wenn ich nicht auf dem berüchtigten Kletterwege durch die Langada-Schlucht den Hals breche. Und ich darf mir das Zeugnis geben, nicht gehaſtet zu haben. Bedächtiglich bin ich vorwärts gegangen und geritten, habe mir Altes und Neues ſorgſam angeſehen, und bin nun doch in einer Woche von Elis durch Arkadien nach Meſſenien gekommen und reite jetzt hinauf zur ſchroffen Grenzmauer zwiſchen dem weſtlichen und dem öſtlichen Peloponnes.

Kalamata iſt meines Wiſſens die einzige Stadt der Halbinſel, in welcher eine Dampfmaſchine ihr Weſen treibt. Ich ſehe dabei von den Lokomotiven der Eiſenbahnlinien ab und meine nur die Maſchinen in Fabriken. In Kalamata iſt es richtig gelungen, aus freien Menſchen — Weinbauern und Gärtnern — Fabrikarbeiter zu machen, die ihr ſonniges Leben mit dem Frohndienſt am Dampfſpinnſtuhl vertauſcht haben. Die Seidenkokons werden hier in zwei Dampfſpinnereien in Seidengarn verwandelt, und zwar ſind über 600 Menſchen, meiſt Mädchen, damit beſchäftigt. Ich hoffe noch immer, ſie werden bald wieder weglaufen, und die Herren Fabrikanten werden ſich genötigt ſehen, Europäerinnen kommen zu laſſen. Wie ich meine Griechen kenne,

halten sie es bei der Arbeit in Fabrikräumen nicht lange aus Vielleicht liegen in den Erwerbsverhältnissen des südlichen Messeniens besondere, ungünstige Umstände, welche jene Mädchen aus den elterlichen Häusern in die Fabriken treiben. Sollte man aber demnächst hören, daß in Kalamata sich ein Herd weiblicher Entsittlichung, vielleicht gar der Keim zu einem griechischen Proletariat und zur Sozialdemokratie entwickelt habe, so möge man die herrlichen Dampfspinnereien nicht vergessen.

Leider giebt es selbst unter den Griechen Kurzsichtige genug, welche um jeden Preis ihr schönes, auf die Kultur des Bodens hingewiesenes Vaterland in das Rädersausen der Maschinenindustrie hineinzerren und eine „blühende Industrie" schaffen möchten. Wenn sie die Oberhand kriegen, so kann es kommen, daß in den Ausfuhrlisten so und so viele Millionen Drachmen für Seide, Baumwolle, wo möglich für Eisenwaaren erscheinen. Um dieselbe Zeit wird man auch anfangen müssen, eine Statistik über die Zahl der unehelichen Kinder aufzunehmen, die jetzt überflüssig ist, und besondere Verordnungen zu erlassen zur Überwachung des Dirnenwesens. Erst dann wird Europa Griechenland für ein ebenbürtiges Kulturland ansehen. Hoffentlich sind dann alle, die Griechenland lieben so wie es ist, tot, um solche Kulturgreuel nicht mit ansehen zu müssen! —

Solches und Schlimmeres dachte ich, als ich von einer Höhe über Kalamata hinausblickte auf den unvergleichlich schönen Golf von Koron, auf die Orangenhaine und Olbaumwälder um Kalamata und weiter hinaus nach Norden auf die fruchtbaren Fluren Messeniens, auf denen statt der heutigen Einwohnerzahl von 170 000 sehr wohl 2 Millionen Menschen vom Segen des Bodens leben könnten, ohne einander zu drängen, ohne in die Spinnsäle der Fabriken zu wandern. — Wie sollte man es nicht denken, wenn man aus dem orangenumdufteten, zierlichen Städtchen am dunkelblauen Meer in den wolkenlosen Himmel hinein aus drei gräß-

lichen Schornsteinen den dicken, grauen Qualm aufwirbeln sah und roch! Sie fängt schon herrlich an zu „blühen", diese Industrie.

Wie auf einer Landkarte überblickt man von den Vorbergen des Taygetos den südlichen Peloponnes. Die beiden westlichen Riesenfinger, die sich ins Jonische Meer hineinstrecken, sind bis zu den äußersten Fingerspitzen sichtbar, bis zum Kap Gallo und zum Kap Matapan. Am mächtigsten freilich fesselt von jetzt ab den Blick der lange, lange Grat des Taygetos. Er baut sich auf wie eine ungeheure Burgmauer mit Ausfallthoren, vorgeschobenen Werken, Türmen. Blendender Schnee in massigen Feldern umhüllt alle Spitzen und zieht sich wohl tausend Fuß von den Gipfeln herab. An 8000 Fuß hoch erhebt sich der „Heilige Elias"-Berg über das Meer, und da die Höhenwirkung eines Berges von seiner Erhebung über dem tiefsten Standpunkt in seiner Nähe abhängt, so begreift man, daß der Taygetos einen ganz ähnlichen Eindruck erzeugt, wie die höchsten Schweizerberge.

Heute müßte ich Manula haben, denn heute droht nicht ein gewöhnlicher griechischer Bergritt, sondern ein Kunstreiterstück. In allen roten Büchern steht's zu lesen, und alle Reisenden sagen es: der schlimmste Weg von allen schlimmen Wegen des Peloponnes ist der von Kalamata nach Sparta. Ich habe deshalb Pferd und Führer am Abend vorher einer kleinen Prüfung unterworfen und beide zuverlässig befunden. Manula kann ich noch immer nicht verschmerzen: dafür ist der Agojat, wieder ein Petros, ein schöner großer Mann mit einem prächtigen schwarzen Räuberbart und einem gewissen trockenen Humor, dessen wir in der Langada-Schlucht wohl bedürfen werden.

Das Xenodochion in Kalamata hat unsern Futtersack reichlich mit guten Dingen gefüllt, trotz der Hungerwoche. Vor allem mit einer Salamiwurst aus Athen, besser als die besten italieni-

ſchen Salami, und einem kalten Lammrücken, der mir für die drohenden Beſchwerden einigen Mut einflößt. Dazu gekochte Eier, feinſtes Weizenbrot, Pfirſiche und Miſpeln, Orangen und Citronen, — und ich mit all den Herrlichkeiten faſt allein, denn auf Petros Mitwirkung iſt heute am Gründonnerstag noch weniger zu rechnen, als an einem andern Tage der Faſtenzeit. Damit auch der nationalökonomiſche Wink für die geneigten Nachfolger nicht fehle, will ich bemerken: jene Reiſezehrung ſamt Nachtquartir und dem Morgenkaffe für mich und Petros hat 5 Drachmen ($3^1/_4$ Mark damals) gekoſtet. Ein jeder mag ſich dieſe Summe ins Sächſiſchſchweizeriſche, Harzgebirgige, Rheinufrige überſetzen!

Gleich hinter und über Kalamata wird es ringsum kahl. Nur ſelten ein Ölbaum, noch ſeltener ein Waldbaum. Auf ſchmal ausgeſprengtem Felſenpfad reitet man vorſichtig bergan, in endloſen Schlangenwindungen, die einem in ſchnellem Wechſel den Blick nach Süden aufs Meer, nach Norden auf Ithome, nach Oſten auf den Taygetos gewähren.

Rings keine menſchliche Anſiedelung. Nur hier und da erinnert ein zwiſchen Steinen und Diſteln elend hinkümmerndes Gerſtenfeld daran, daß auch an dieſen Felſen menſchliche Arbeit haftet. Einige niedrige Steinhütten, an denen ich vorbeireite, ſind verfallen und verlaſſen. Es ſind Hirtenunterſchlupfe; aber jetzt im „Sommer“ weiden die Ziegen und Schafe auf den höher gelegenen Abhängen des Taygetos; erſt im Winter ziehen die Hirten wieder zu Thal.

Der Weg wird immer wilder, obwohl wir noch ſtundenweit von der eigentlichen Langada-Schlucht entfernt ſind. Er führt an einer rechts wohl tauſend Fuß emporragenden, links in einen faſt ebenſo tiefen Abgrund verſinkenden Felswand entlang, und es tut nicht gut, anders als grade vor ſich zu blicken. Jeweilen hat der Regen eine tiefe Runſe durch den Weg gebrochen; das Pferd bleibt immer einen Augenblick davor ſtehen, überſieht die

Lage, — dann ſpringt es vorſichtig und geſchickt ans andre „Ufer“. Ein Fehltritt, und Roß und Reiter lägen zerſchmettert im Abgrund. Ich möchte auf keinem heimiſchen Stadtpferd dieſen Weg reiten. Es iſt doch gut, daß ich meine griechiſchen Reitvorſtudien auf nicht ganz ſo halsbrecheriſchen Pfaden gemacht habe. Und Petros ſagt auf meine häufige Frage, ob es denn noch viel ſchlimmer werden könne, gar nichts, ſondern zuckt vieldeutig mit ſeinen breiten Schultern.

Dazu kommen uns auf dieſem tollen Wege von Zeit zu Zeit kleine bunte Karawanen entgegen, zu Fuß, zu Pferde, zu Maultier und zu Eſel. Wild ausſchauende Männer mit buſchigem Haar, die erſten Spartiaten; manche gar aus der noch wilderen Maina. Sie führen ihre Weiber und einige auch ihre Kinder, d. h. nur die Knaben, mit ſich. Die Männer gehen, auf Sandalen oder in groben Zaruchia; die Familie reitet, oft zwei oder drei Menſchen auf einem Tier. Die Weiber im langen, weißen Hemdenrock mit einem kürzeren, farbigen Schoßhemd darüber; die Kinder in buntgeflickten Höschen und Schaffellen. Zurück werden ſie morgen alle zu Fuß laufen müſſen, denn es geht jetzt nach Kalamata hinab zum Einkauf des Oſterbedarfs.

Dann trappelt auch gelegentlich eine Hammel- und Ziegenherde uns entgegen, geleitet von den lakoniſchen Hirten.

Wie wir einander jedesmal ausgewichen ſind, ohne daß ein Unglück geſchah, begriff ich ſelbſt dann nicht, während das Kunſtſtück vor ſich ging. Ich überließ alles dem klugen Gaul, der ſich ohne Zaudern und Straucheln an allen Hinderniſſen geſchickt vorüberdrückte.

Einen freundlichen Gruß hatte jeder der wilden Menſchen für mich, und erwiderte ich ihn mit griechiſchem Gegengruß, ſo erhellten ſich die finſteren Züge, und wo der Weg es nur irgend geſtattete, gab es einen kleinen Halt, um wie üblich nach Woher

und Wohin und all dem andern zu fragen. Ohne dieſen Wegezoll kommt man nun einmal nicht durchs Land.

Die meiſten dieſer Spartiaten und Mainoten haben noch nie einen Fremden geſehen oder gar mit ihm geſprochen. Sie hören, ich ſei ein „Jermanós“ (Deutſcher); aber das ſagt ihnen nichts. Sie kennen den Geſamtnamen „Ewropi“ für alles nicht-griechiſche Europa; doch zwiſchen „Afſtria, Jermania, Gallia, Anglia“ u. ſ. w. richtig zu unterſcheiden, ſo weit reicht ihre Erd-kunde nicht. Vollends begreifen dieſe Bergſöhne nicht, warum ich hier hinaufklettere, da ich doch kein „Michanikós“ ſei, ſondern ein „Perijitis“ (Reiſender). „Du willſt wohl Seide kaufen oder Öl?“ — Keins von beiden. — „Ja, warum reiſeſt du denn?!“ — Um euer Land und euch kennen zu lernen. — Un-begreiflich, wie man darum eine ſo weite Reiſe machen kann. Sie fragen mich, wie lange Zeit ich gebraucht, um aus meiner Heimat hierher zu kommen? — Zwei Wochen. — „Und nur um uns zu ſehen?!“ — Ich ſehe aus wie ein Menſch, aber ein bischen „Trellós“ (Narr) muß ich doch wohl ſein, denn kopf-ſchüttelnd verabſchieden ſie ſich.

Niemals iſt einer dieſer Hirten und Bauern des Taygetos über Sparta oder Kalámata hinausgekommen. Wohl hat er von dieſem Zickzackwege auf dem koroniſchen Golf manchmal ein Dampfſchiff geſehen, groß wie ein dampfendes Zigarrettenſtümpfchen. Aber er weiß nicht, was eine Eiſenbahn iſt, er beſitzt keine Uhr und weiß nichts Sicheres von viertel- oder halben Stunden, — und Glück über Glück! er hat nie eine Zeitung geleſen.

Er iſt ganz unwiſſend in allem, was ſich aus Büchern lernen läßt; wer ihn aber für dumm nimmt, dieſen „König der Berge“, der irrt ſich. Was ſich nicht aus Büchern lernen läßt, das weiß er ſo gut oder beſſer, als wir überklugen Menſchen mit gelähmten Augen und abgeſtumpften anderen Sinnen.

Noch iſt dieſem „zurückgebliebenen“ Volke die höchſte Weisheit:

daß Menſch dem Menſchen hilfreich begegnen ſoll, nicht abkultivirt worden, und 20 Jahre gebe ich ihm noch Friſt, ehe das geſchehen ſein wird. An jedem Halt, den Petros dem Pferdchen gönnte, — und er wählte ihn ſtets ſo, daß er mit ſeinem Xenos prahlen und mit den Hirten ſchwatzen konnte —, wurde mir mehr Schwarzbrot, Oliven und Wein aus dem Lederſchlauch zu meinem eigenen Eßvorrat angeboten, als ich verzehren konnte. Daß ſie mir damit etwas Liebes erwieſen, iſt den braven Kerlen nie in den Sinn gekommen: ihnen war es eine Ehre, daß der Fremde mit ihnen aß und trank. Liehen ſie mir ihre ſchartigen Eiſenmeſſer zum Brot- und Fleiſchſchneiden, ſo machte dafür mein gelber Trinkbecher, viel bewundert, die Runde, und nur eines grämte ſie: daß ſie wegen der ſtrengen Faſtenzeit keinen Schafkäſe mit ſich führten! Aber wenn ich ſie am Oſterfeſt dort droben in ihren Sommerdörfern beſuchen wollte, dann ſollte ich ſo viel ich möchte davon haben, — und, ſetzten ſie hinzu, er iſt gerade ſo gut wie der Käſe vom Pärnaſſos (der für den beſten gilt).

Tabak führten ſie alle im Gürtel bei ſich; meine fertigen Zigarretten nützten ihnen alſo nichts, und die ſelbſtgedrehten mit ihrem friſchen Tabak ſchmeckten in der Tat weit beſſer als das vertrocknete Kraut, welches man fertig kauft. Nur an Streichhölzern war zuweilen Mangel, und mit einer Schachtel voll echter „Schweden“ („utan svafvel och fosfor“), die ich aus dem Torniſter hervorholte, habe ich einer Karawane dicht vor dem Eingang in die Langada ein koſtbares Geſchenk gemacht.

Wie geſagt, eine Zeitung hat noch keiner von ihnen im Leben geleſen; das hindert nicht, daß ſie über den Kern der gegenwärtigen Lage des Landes ganz gut unterrichtet ſind. „Wird es Krieg geben?“ iſt ihre erſte Frage, — als ob ich, als Fremder, im Rate der Großmächte geſeſſen, — und dann die zweite, nachdem ich mit „kann ſein“ geantwortet —: „Werden die ‚Mächte‘

(ä dinámis) uns laſſen?“ — Was ſind das für Mächte? examinire ich. — „Nun, Ewropi.“ Das „Ewropi“, welches weſtlich von Kalamata und Niſi liegt und von verſchiedenen Kaiſern und Königen regirt wird.

Dies ſind alſo die Nachkommen jener einſt ſo gefürchteten Mainoten, die im Befreiungskriege Griechenlands Wundertaten der Tapferkeit, aber auch der wilden Grauſamkeit gegen die türkiſchen Unterdrücker verübt haben! Mir ſind ſie, wie die meiſten Peloponneſier, nicht anders erſchienen denn wie große bärtige Kinder, mit ſtarken und doch zierlich geformten Leibern, edlen Köpfen und — merkwürdig kleinen Füßen. Was ſie gegen die Türken begangen, das ſteht auf einem andern Blatt. Man vergeſſe aber nicht, daß auf jedes abgeſchnittene Türkenohr ein Dutzend abgeſchnittener Griechenohren, und auf jeden abgeſchnittenen Kopf ein ganzes griechiſches Dorf voll geſchändeter Griechenweiber gekommen iſt, und beſonders denke man an die blutigſte Seite im Schuldbuch der Türken: an die Niedermetzelung der 25000 wehrloſen Chioten, Männer, Weiber, Kinder, im Jahre 1822!

Die Mainoten haben von allen Hellenen am längſten ihren alten Götterglauben bewahrt. Noch im Anfang des 10. Jahrhunderts, als es im ganzen übrigen Hellas nur Chriſten gab, haben ſie in ihren Gebirgsdörfern zum Zeus und zum Ares gebetet. Auch ſind ſie niemals ſo vollkommen unter fremdes Joch, beſonders nicht unter das der Türken gebogen worden, wie die Bewohner der Ebene. Kein türkiſches Heer hat je gewagt, in die Schroffen und Schründe des Taygetos den ſtolzen Söhnen der Berge nachzuſteigen, und wenn ſich die Mainoten zur Entrichtung eines kleinen Tributes bequemten, ſo geſchah das, um ſich den freien Verkehr mit den Volksgenoſſen der lakoniſchen Ebene zu erkaufen, nicht als Zeichen politiſcher Untertänigkeit.

Der große Mittagshalt wird vor dem Eingang zur Langada-Schlucht, in „Chania“, gemacht. Hier werden die Vorräte aus

Kalamata ausgepackt. Der Chani-Wirt von Chania deckt den Tisch, bringt Geschirr, bringt sogar eine Serviette und giebt uns Wein, Kaffe, dem Pferde seine Gerste, dem Agojaten seine Fastenmahlzeit.

Der alte Chaniwirt Papadakis, ein Kretenser von Geburt — wie schon das kretensische „akis“ der Endung anzeigt — kann schreiben und rechnen. Er rechnet aber sehr milde, wie die folgende, auf besonderes Verlangen aufgestellte Rechnung ergiebt:

Zwei Weinchen (halbe Gläser, zum „Mundschmack“)	10	Leptá
Eine Okka (mehr als ein Liter) besseren	35	„
Zwei Gläser Rotwein	10	„
Chaviari (Fischrogen mit Öl, für Petros)	10	„
Oliven und Gemüse mit Öl	20	„
2 Kaffe	15	„
2 Okka (5 Pfund) Gerste	60	„
Drachmen	1,60	

d. h. die Unsumme von 105 Pfennig! — Solche Kleinigkeiten, wie daß ich mir von seinem Sauerkirschbaum einen Teller voll prächtiger Kirschen pflücke, oder daß er mich der Reihe nach aus drei Weinfässern weißer Gattung kosten läßt, werden nicht mitgezählt.

„Wo hast denn du Lesen und Schreiben gelernt, Bruder?“ frage ich den Alten.

Er lacht. „Von meinem Athanasi.“ Athanasi, der blonde dreizehnjährige Junge des fünfzigjährigen Papadakis, lacht gleichfalls.

„Und der Athanasi, woher hat denn der seine Weisheit?“

„Aus Trypi, Afendi, drei Stunden von hier. Da haben sie eine Schule mit einem guten Lehrer. Als ich jung war, auf Kreta, da gab es keine Schule. Und weil wir hier so einsam wohnen, im Sommer wie im Winter, so habe ich von dem Athanasi alles gelernt, was er gelernt hat.“

Allen Respekt vor diesem alten Schüler und seinem jungen

Lehrer! — Könnten die Griechen durch bloßes Lernen zu Künstlern werden, sie wären es längst, denn ein lernsüchtigeres Volk ist mir noch nicht vorgekommen. „Auch in den schönen Künsten werden die Griechen wieder etwas leisten," hat mir einer ihrer genauesten Kenner gesagt, „denn — sie sind schon jetzt die gewandtesten Kunstfälscher, wozu doch auch Kunst gehört."

Wo immer in Neuhellas eine Schule begründet wird, leer bleibt sie gewiß nicht. Dazu kommt der Grundsatz der vollkommenen Unentgeltlichkeit durch alle Stufen des Unterrichts, von der Dorfschule bis zur Universität in Athen. Die Gefahr einer Überfüllung des Landes mit Akademischgebildeten ist schon jetzt eine so brennende, daß man geradezu von einem Überbildungs-Notstand für Neuhellas sprechen kann. Wem die Schule nicht unerreichbar fern gerückt ist, der besucht sie. Hier der blondlockige junge Kretenser muß viermal in der Woche drei Stunden weit durch die fürchterliche Langada klettern und springen, um in der Schule von Trypi „ta grámmata" (Lesen, Schreiben u. s. w.) zu lernen, und es bedarf keiner Mahnung des Vaters, um ihn auf den Trab zu bringen.

Athanasi weiß auch in der Geographie Bescheid, sogar in der außergriechischen, und — o Wunder! — er hat sogar die Staaten Deutschlands einmal gelernt. Natürlich dringen Vater und Sohn darauf, daß ich den Letzteren examinire. Die fremde Geographie hält der Alte eigentlich für überflüssig; — ich beiläufig auch.

„Na, Athanasi, dann sag' mir mal, aus wie vielen Staaten die Germania zusammengeleimt ist."

„Aus 77!"

„Steht das so in deinem Buch?"

„Ein Buch haben wir dazu garnicht. Wir haben bloß die ‚Heldengeschichten'."

„Woher haſt du denn die 77 deutſchen Staaten?“

„Die hat uns der Lehrer ſo geſagt.“

Ich will die Autorität des Lehrers nicht wacklig machen, und es kann wohl auch weder dem deutſchen Reich noch dem Athanaſi etwas ſchaden, wenn er uns im Genuß von 77 deutſchen Staaten wähnt. Aber neugierig bin ich doch, wie viele von den „77“ er mir ſagen kann.

„Prossia, Wawaria, Saxonia, Wirtenbergi, Wadi,“ — halt, da ſtockt er; weiter als bis zum fünften iſt er mit den 77 deutſchen Staaten nicht gekommen. Ich hege die ketzeriſche Vermutung, mit manchem deutſchen Bauernſchüler wird es nicht beſſer beſtellt ſein, und billiger Weiſe kann man von einem Bauernjungen des Taygetos nicht verlangen, daß er Großſtaaten wie Mecklenburg-Strelitz oder die beiden Reuße kenne.

Seine Stärke iſt die Geographie Griechenlands; darin kann ich von ihm lernen. Mit Kreide zeichnet er auf die Thür des Chani eine Karte von Hellas mit den jetzigen und — mit den zukünftigen Grenzen, einſchließlich Saloniki, daß es nur ſo eine Art hat; grenzt auch die Nomen (Provinzen) und Eparchien (Regirungsbezirke) richtig ab, giebt die Hauptſtädte jeder Eparchie an, trägt die bedeutendſten Flüſſe, gehörig ein und was es ſonſt noch Wichtiges zu tun giebt. Zum Schluß kommt das Glanzſtück: ich muß ihm eine Reiſeaufgabe ſtellen, d. h. ihm aufgeben, von einem Punkte Griechenlands nach einem weit entfernten anderen mit dem Kreideſtift zu reiſen und mir zu melden, wie man am beſten hingelangt und was man unterwegs für Bemerkenswertes zu ſehen kriegt. Ich laſſe ihn von Korfu nach Saloniki reiſen, und zwar ſoll er durch den Golf von Korinth fahren. Mit meiner Karte in Händen verfolge ich ſeine Angaben, während der alte Papadakis und Petros, der ganz unwiſſende, aber mit dem tiefſten Reſpekt vor dem Wiſſen erfüllte Petros, wie verklärt dem Vortrage zuhören. Der wahre Pauſanias oder Bädeker

mit dem Kreideſtift iſt dieſer famoſe Athanaſi. Er erzählt mir im Vorüberfahren von der Belagerung Meſſolongis, von der Seeſchlacht bei Naſpaktos (Lepanto); er weiß zu ſagen, was in den Thermopylen in zwei um mehr als 2000 Jahre von einander entfernten Zeiten Großes gegen die Barbaren geſchehen, und iſt nicht im mindeſten verlegen um die Grenzſperre jenſeits Tirnawos: mit einem flotten Kreidebogen umgeht er den Olympos und langt mit einem triumphirenden Edó 'mä (Hier bin ich) in Saloniki an.

In Athen habe ich ſpäter ähnliche Leiſtungen in Volks- und Armenſchulen geſehen und mir von den Sachverſtändigen aus dem Unterrichtsminiſterium ſagen laſſen, daß für die Volksſchule der allgemeine Grundſatz gilt: *ſo wenig Bücher und Buchwiſſen wie möglich!* Ein Leſebuch und der Katechismus, das iſt das ganze gedruckte Lernhandwerkzeug. Daneben die griechiſche Landkarte und bunte Bilder für den Anſchauungsunterricht, aus Deutſchland bezogen. Der Lehrer ſoll das Meiſte mündlich lehren; die Schüler ſollen an ſeinen Lippen hangen, nicht die Naſen in die Bücher ſtecken.

Spiro Lambros, der Leiter des Volksſchulunterrichts im vorigen Miniſterium Trikupis, iſt der Erfinder und Durchführer jener vorzüglichen Methode, deren Erfolge ſo offen zutage liegen, daß ſelbſt übelwollende Reiſetiſſots ſie nicht haben verſchweigen können. *Die Volksſchule gehört ſeit mehreren Jahren zu den beſten öffentlichen Einrichtungen des Landes.* Bei keinem zweiten begegnen ſich guter Wille der Regirung und der Gemeinden ſo ſehr mit dem des Volkes. Einzig die *Unmöglichkeit* des Schulbeſuchs für viele allzu entlegen wohnende Kinder ſetzt der Durchführung der geſetzlich beſtehenden allgemeinen Verpflichtung eine Schranke. Die Zahl der Griechen unter 20 und über 7, die des Leſens und Schreibens gänzlich unkundig ſind, nimmt von Jahr zu Jahr ſchneller ab. Ich ſage nicht zu

viel, wenn ich behaupte: in naher Zeit wird Griechenland im Punkte des Schulweſens ſich mit Preußen, Holland und den ſkandinaviſchen Ländern meſſen können.

Die Zahl der Volksſchüler betrug innerhalb des Königreichs im Jahre 1883 rund 100000, unterrichtet in faſt 1500 Schulen, wobei zu bedenken, daß die Schulzeit vom 5.—12. Lebensjahre dauert. In den 26 Gymnaſien ſaßen im gleichen Jahr 3500 Schüler; in den 169 Mittelſchulen (ſogenannten „helleniſchen Schulen") 8000 Schüler. Die Beſucherzahl der atheniſchen Univerſität — jetzt an 4000 — iſt inſofern nicht maßgebend, als Athen die Hochſchule nicht bloß für das Königreich Hellas iſt, ſondern für den ganzen „Hellenismus", d. h. für alle Griechen der Türkei, Bulgariens, Rumäniens, Egyptens u. ſ. w.

Vorwärts durch die Langada! Der Weg ſteigt, doch höher noch ſteigen die Felswände auf beiden Seiten. Ganz von Bäumen entblößt, zerriſſen von tiefen Rewmata, nur für Adler oder Ziegen zugänglich. Das, was als ein Weg gelten muß, nämlich ein Steingeröll, ſchlängelt ſich hinauf und hinunter, bald über den toſenden Schluchtbach, bald beinahe bis zur Höhe der Felswände führend. Jetzt wirft mich der ſteile Pfad auf den Hals des Tieres; dann wieder muß ich mich weit hintenüber auf die Rückenzwieſel des Samari lehnen, um nicht kopfüber hinuntergeſchleudert zu werden. Alle Knochen werden einem geſchüttelt wie in einem Sack, und ſäßen ſie nicht feſter in den Gelenken als verſchiedene Knöpfe der Kleidung, ſo hätte mich Petros in ſeiner Futtertaſche nach Sparta tragen können. Hin und wieder, ſelten, ſelten, kommt ein Stückchen Weges, wo es leidlich eben weggeht, d. h. im Bett des Gießbachs entlang; das iſt dann eine Ruhepauſe für Tier und Menſch.

Sollte dies wirklich derſelbe Weg ſein, den die alten

Spartiaten auf ihren Kriegszügen gegen Meſſene gegangen ſind? Wohl möglich, denn ſie brauchten nicht mehr mitzuſchleppen, als der einzelne Hoplit tragen konnte. Nahrung bot ihnen die meſſeniſche Ebene reichlich; auch konnten ſie ſich durch ihre Heloten täglich friſche Zufuhren aus dem Eurotasthal nachtragen laſſen. Man vergißt eben gar zu leicht beim Studium der altgriechiſchen Geſchichte, daß die größten Kriege ſich abgeſpielt haben auf einem winzig kleinen Gebiet; daß ſpeziell Ithome von Sparta in der Luftlinie nicht entfernter iſt, als Berlin von Brandenburg. Wenn mein Petros den „Teufel von Weg", wie er ihn nennt, ohne Gefahr zurücklegt, ſo haben ſich die Spartiaten erſt recht nichts daraus gemacht, denn ſie hatten ihre Kletterübungen auf den Jagden am Taygetos vorgenommen.

Den ganzen Weg durch die Langada zu reiten iſt unmöglich. Zwar will Petros nicht leiden, daß ich abſteige, aber ich gehorche ihm nicht: dies hält kein Menſch länger aus. Nicht die Furcht zwingt mich vom Pferde, denn das Fürchten verlernt ſich im Peloponnes; nein, die Unmöglichkeit, die Stöße länger zu ertragen. Es iſt eine wahre Erholung, lieber ſelbſt von Fels zu Fels hinabzuſpringen oder zu gleiten, als willenlos mit dem Pferde ſich hinabrütteln zu laſſen. Sich ſelber anheimgegeben, wird das Pferd leicht mit dem Weg fertig.

Petros ſchimpft und erleichtert ſich ſo das Herz. Bei einer kleinen Raſt, während das Pferd aus dem Bache trinkt, entſpinnt ſich zwiſchen ihm und mir eine kurze politiſche Unterhaltung.

„Sag mal, Petros, wie heißt denn euer Abgeordneter?"

„Nikolaïdis." — Das wußte er gleich, beſſer als mancher Bauer in Ländern mit älteren Parlamenten.

„Haſt du ihn auch gewählt?"

„Ja."

„Warum haſt du ihn wohl gewählt?"

Petros lacht verlegen. „Na Einen muß man doch wählen."

„Hat er euch wenigſtens verſprochen, für eine beſſere Straße zwiſchen Kalamata und Sparta zu ſorgen?“

„Niemals!“ und Petros lacht über die merkwürdige Zumutung an einen griechiſchen Volksvertreter.

Jetzt fing ich an, unverblümte Wahlagitation zu treiben, zum erſten Mal in meinem Leben —: „Petros, du biſt ja ein Prokomménos (aufgeweckter Menſch); was haſt du davon, ob dein Abgeordneter für Delijannis oder Trikupis ſtimmt? Ein Amt kriegſt du ja doch nicht.“

„Wenn ich nur grámmata gelernt hätte, Aſendi!“

„Die haſt du aber nicht gelernt. Alſo gut. Wäre es nicht viel beſſer für euch arme Kerle, die ihr doch alle kein Amt zu erwarten habt, ihr wähltet einen, der euch einen menſchlicheren Weg durch die Langada verſchaffte?! Ob er ein Delijanniſt oder ein Trikupiſt wäre, daraus würde ſich unſer Gaul doch garnichts machen, — na, und du auch nicht.“

Meine Agitationskünſte haben gewirkt: Petros hat mir feſt verſprochen, bei den nächſten Wahlen alle ſeine Freunde in Kalamata aufzuhetzen, daß ſie nur einen Abgeordneten wählen, der ihnen einen beſſeren Weg durch die Langada beſorgen will. Petros kommt viel hier herum; er iſt von der Vortrefflichkeit meines politiſchen Rates heilig überzeugt; — wer weiß, ob ich nicht mittelbar ein Wohltäter der zwei Provinzen Lakonien und Meſſenien geworden bin?!

Müde in allen Knochen gelange ich nach Trypi, am Ausgang der Langada-Schlucht. Hier eröffnet ſich der erſte freie Blick auf die lakoniſche Ebene. Das Silberband des Eurotas wird ſichtbar, und dort im Oſten auftürmt ſich als Grenze des heutigen — nicht des alten — Lakonierlandes der dunkle Zug des Parnon-Gebirges.

Trypi ist wie eine Alpen-Sommerfrische Spartas. Einst wahrscheinlich eine Grenzveste, ist es heute ein alpines Gartendorf mit reichlichem Schatten und fließenden Quellen. — Nein, keine Bank, keinen Stuhl will ich. Zu müde und zerschlagen, um zu sitzen, lege ich mich mitten in die Blumen der Alpenwiese, und um mich weidet mein Pferd, weidet mehr als ein Halbdutzend gesattelter Maultiere und Esel, die noch heute durch die Langada klettern sollen.

Es weht hier oben, im Schatten der überhängenden Felswände, ein kühler, fast zu kühler Wind, und die Chani-Wirtin, die doch bisher noch kein Lepton von mir erhalten, deckt mich mit einem großen Wollteppich zu, wie eine sorgsame Mutter ihr Kind. Nicht einmal Gerste liefert sie dem Pferd, denn das weidet ja auf der Herrgottswiese. In Trypi herrscht weder „Weinzwang" noch sonst irgendein Zwang.

Das Aufstehen wird einem nach solcher Ruhe sauer. Das Reiten noch saurer. So gehe ich denn den zweistündigen sanfteren Weg nach Sparta zu Fuß hinab, vorbei an dem mittelalterlichen, fränkischen Mistrá, welches reichlich 1000 Fuß höher als Sparta an der Taygetos-Wand klebt.

Die Sonne ist hinter den Schneegipfeln verschwunden; Schatten fallen von den Bergen auf die spartanische Ebene. Nur die eisigen Zinnen des „Fünffingerberges", wie das lakonische Volk den Taygetos nennt, leuchten im rosigen Wiederschein der sinkenden Sonne.

Man hat in früher Jugend über Sparta immer nur Dinge gehört, die einem Land und Menschen als düster, wild, grausam erscheinen lassen. „Lakonische Ebene", freilich, — aber ein Volk, welches seine schlechtgeratenen Kinder in den Schluchten des Taygetos aussetzte, das denkt man sich unwillkürlich als ein Volk von Bergjägern; Sparta selbst als eine Bergstadt. Ginge es nach den neueren Modegeschichtschreibern und Völker-

forſchern, die mit rückwärts gewendeter Profeterei alles und jedes aus dem „Milieu“, aus Bodenbeſchaffenheit und Umgebung erklären, — d. h. nachdem ſie die Reſultate, zu denen ſie gelangen wollen, vorher als geſchichtliche Tatſachen erlernt haben, — ginge es nach jenen Neunmalweſen, ſo läge gar kein Grund vor, warum die alten Spartiaten ſolch ein tapferes, genügſames, eiſenhartes Volk geworden. Denn das „Milieu“ der Spartiaten iſt kaum ein anderes als das der ſchwächlichen Meſſenier; die lakoniſche Ebene ſteht an Fruchtbarkeit nicht hinter der meſſeniſchen zurück, übertrifft ſie aber an Ausdehnung. Kein Menſch dürfte ſich wundern, wären die Lakedämonier ein weichliches Ackerbau- oder ſelbſt ein Handelsvolk geworden. Ein immer waſſerreicher Strom, der berühmte Eurotas, durcheilt ihr Land in ganzer Länge, und auch an einem guten Hafen, Gythion, fehlt es ihnen nicht. Aber es iſt ſolch ein unſchuldig Vergnügen, und ſieht obendrein wie tiefe Wiſſenſchaft aus: von einem Volke zu beweiſen, warum es ſo und nicht anders werden konnte, wenn man einmal weiß, wie es denn in Wirklichkeit geweſen iſt.

Sparta, das alte wie das neue, iſt eine Gartenſtadt, umgeben von allen Segnungen des Bodens und eines milden Klimas. Es fällt einem ſchwer, angeſichts dieſer prangenden Gärten, die zu des Lykurgos Zeiten mindeſtens ebenſo reich blühten, an die Echtheit der altſpartaniſchen Speiſeordnung und ähnlicher Äußerlichkeiten zu glauben. Die Menſchen, die dieſen reichen Boden bebauten, die ihn durch ſchonungslos ausgepreßte Heloten bebauen ließen, mußten ſelber reich werden, wenn es auch nur Eiſengeld gab. Der lakoniſche Bauer hat noch heute kaum anderes Baargeld als die Dekaren- und Pendaren-Kupferrollen; aber arm iſt er darum noch lange nicht.

Und nun gar die als das Höchſte ſparſamer Begnügung geprieſene „ſchwarze Suppe“! Was immer ſie geweſen iſt, — ſie wurde öffentlich geſpeiſt; in der Familie hat man zweifellos von den guten Gaben gelebt, welche in ſo üppiger Fülle auf Lakoniens ausgezeichnetem, eiſenhaltigem Boden gediehen und noch gedeihen. Die alten Spartiaten haben mir immer den Eindruck von Puritanern gemacht, und mit denen verbindet man ja nach zahlreichen Beiſpielen nicht ohne Grund die Vorſtellung einer gewiſſen Heuchelei. Man iſt nicht ſo beutegierig nach den fetten Feigengärten Meſſeniens, wenn man wirklich alle Reichtümer verachtet, ſich mit Eiſengeld begnügt und nur von ſchwarzer Suppe lebt.

Zwölftes Kapitel.

In Sparta.

Sparta, das neue, hat außer dem Namen und der Lage nichts Abſonderliches! Es iſt ein helles, freundliches Gemiſch aus Stadt und Großdorf, ſieht ganz ſo aus wie andere neubegründete griechiſche Städte auf alten Stätten, wie z. B. Niſi oder wie Pyrgos. Jetzt hat es erſt 5000 Einwohner, doch wächſt es zuſehends durch Einwanderung aus Dörfern der Ebene und der Berge. 52 Jahre iſt Neu-Sparta alt, eine Gründung des Königs Otto. Es liegt faſt genau auf der Stätte von Alt-Sparta, und ſeine Bauart iſt die gleiche, wie die aus dem Altertum gemeldete: alſo keine Mauern, wie denn Neuhellas keine einzige befeſtigte Stadt im Innern beſitzt. Die Straßen ſo breit, wie ſie nur irgend im Altertum geweſen ſind, als Homer Sparta „die breite“ nannte, das einzige Beiwort Spartas bei Homer neben dem andern: „ſchönfrauig“.

Nun aber die Lage! Rings die Pracht der Reben- und Getreidefelder, die Pflanzungen der Maulbeerbäume wie ein Hain um die luftige Stadt, — und hoch über ihr, in ſchreckhafter Nähe und Maſſigkeit, die Schneezinnen des Taygetos. Von allen mir bekannten größeren Orten Griechenlands beſitzt Sparta wohl die herrlichſte Lage, ſoweit gewohnte Begriffe von

Schönheit in Betracht kommen. So liegen manche ſchöne Schweizer Städtchen da im Schutz ihrer Schneeberge, etwa Glarus oder Appenzell. Nur daß der Taygetos ſich höher über Sparta erhebt, als ein Schweizer Berg, ſelbſt ein an ſich höherer, über ſeiner Bergſtadt. Mehr als 7000 Fuß hoch ſteigt die Schneekette über Sparta empor, im Mondlicht ein geiſterhafter Anblick! Aus den breiten Straßen und dem Rieſenplatz der „Agorá“ vor der Stadt ſieht man ſie überall, denn die Häuſer ſind kaum 20 Fuß hoch.

Die Unterkunft in Sparta für Fremde iſt bis jetzt kläglich. Wie ſollte ſie anders ſein, da ſelbſt von den Peloponneswandrern die allerwenigſten hierher kommen? Die große Straße führt nicht über Sparta, ſondern über das intereſſeloſe Tripolis. Das wird natürlich anders werden, ſobald die geplante Fahrſtraße Tripolis-Sparta im Betrieb iſt. Die reiſenden Griechen, auch die höheren Beamten, wohnen bei Gaſtfreunden; für den vereinzelten Touriſten müſſen die Xenodochia gut genug ſein. Es giebt nämlich zwei dieſer Xenodochia in Sparta; ich kenne ſie beide und ſchwanke noch heute, welchem der beiden die Palme der Unſauberkeit gebührt. Meine Empfehlungsbriefe für Sparta lauteten für zwei Junggeſellen, einen Regirungsbeamten und einen Rechtsanwalt. Jener aber war inzwiſchen nach Argos verſetzt worden; dieſer hatte kein zweites Bett. So blieb ich denn auf die Xenodochia angewieſen und begann in deren beſtem meine Kulturtätigkeit.

Der Wirt hatte mir den ganzen Oberſtock ſeines Hauſes, zwei Zimmer, eingeräumt, ſich mir zu allen Dienſten erbötig erwieſen und war dann verſchwunden, denn unten im „Estiatorion“ (Speiſezimmer) wurde er ungeduldig gerufen. Da ſtehe ich nun an den erblindeten, ſtaubbekruſteten Fenſterſcheiben und blicke nach den verglühenden Schneeſpitzen des Taygetos empor, um nicht das Elend um mich her zu ſehen. Das Gaſthaus-Pädi

Dimitraki, zwölf Jahre alt und drei Käſe hoch, ruft mich durch ſeine Frage, ob ich etwas befehle? wieder in die neuſpartaniſche Wirklichkeit zurück. Ich muſtere meine Zimmer; das eine, nach dem Hof mit der Küche belegen, opfere ich ſogleich als unbewohnbar. Das Vorderzimmer iſt gewiß ſeit acht Wochen nicht gelüftet noch gefegt worden. Auf dem runden Wackeltiſch in der Mitte liegt eine Staubſchicht, daß man Flachreliefs daraus formen könnte. Von den beiden Stühlen hat der eine drei Beine, der andere weder Sitz noch Lehne. Das Bett ſoll erſt gemacht werden; einſtweilen gähnt das leere eiſerne Geſtell mir entgegen. Der „Waſchtiſch“ — puah! „Den trägſt du ſogleich hinaus, Dimitraki, und bringſt mir dafür ein niedriges Bänkchen. Und dieſe Waſchſchüſſel trägſt du hinunter in die Küche und reinigſt ſie mit heißem Waſſer. Wenn du zurückkommſt, giebt's neue Arbeit für dich.“ Augiasſtall-Arbeit.

„Málista, Afendi,“ ſagt das flinke, anſtellige Pädi und verſchwindet mit Waſchtiſch und Waſchſchüſſel. — Vom Fenſter des Hinterzimmers ſehe ich das Kerlchen auf dem Hofe ſtehen und an dem Schmutzbecken kratzen, wiſchen und ſeifen, daß wohl mancher Splitter von der bunten Glaſur mitſamt dem Dreck herunterſpringt. Dann kommt er mit ſtolzer Geberde zurück: „Schön, Afendi, nicht?“ Ja wohl, Dimitraki, und dafür ſollſt du auch, wann ich abreiſe, ein herrliches Geſchenk haben. Aber nun putze die Stühle und ſieh zu, daß man auf einem davon ſitzen kann; putze den Tiſch, kehre die Stube, wiſche die Fenſterſcheiben und mach' mir das Bett. Dann laſſ' die Fenſter offen, bis ich nach Hauſe komme, und wenn man dich vor beendigter Arbeit von unten ruft, ſo hör' es nicht. — Ich gehe inzwiſchen, einer Einladung folgend, zum Abendeſſen bei meinem ſpartaniſchen Gaſtfreund Leonidas (natürlich!) Roſákis, Rechtsanwalt und Notar.

Wie mich der freundliche Herr ſpät Abends bis in mein Zimmer begleitet, iſt er — und ich nicht minder — geblendet

von der Sauberkeit und Nettigkeit, welche das Pädi über den Raum und die Geräte verbreitet hat. Die Luft ist rein, die Betten frisch, der Tisch zeigt kein Stäubchen mehr, der dreibeinige Stuhl hat sein viertes Bein angesetzt gekriegt, der andere hat wenigstens einen Sitz: ein draufgenageltes Brett. Über der Waschbank hängt unter einem Stückchen Spiegelglas ein großes, derbes Handtuch, und — in einem irdenen Kruge duftet ein Strauß der herrlichsten weißen, gelben und roten Rosen.

Dimitraki schläft in einem Winkel des Hinterzimmers auf der Erde, über einem schmutzigen, zerrissenen Teppich. Armer, kleiner Kerl, — er erwacht nicht einmal durch das ziemlich laute Gespräch, welches ich noch mit Herrn Rosákis führe. Du hast mir meinen Glauben an die Kulturzukunft des griechischen Volkes so wunderbar gestärkt, wie kaum eine andere Erfahrung auf dieser Reise. Wenn Reinlichkeit von einem Fortschritt der Kultur untrennbar ist, — auch sie werden die Griechen lernen, wie sie alles lernen. Reinlichkeit wird einem Menschen so wenig wie einem Volke angeboren; sie muß durch gutes Beispiel, Lehre und — Notwendigkeit anerzogen werden. Noch einige Sommer mit dauernder Cholera, — und Italien wie Südfrankreich werden sich zur Reinlichkeit bekehrt haben. Noch einige so anspruchsvolle Reisende wie ich, — und in Sparta giebt es ein Hôtel so wohnlich und sauber, wie überall da, wo der gesteigerte Reiseverkehr es verlangt hat. —

Ich greife ein wenig vor, indem ich meine Erfahrungen in Korinth mit denen in Sparta vergleiche. Wie es vor meiner Ankunft in Sparta ausgesehen, so noch vor zwei Jahren in Neu-Korinth. Da kam die Eisenbahn von Athen über Korinth nach Patras und nach Nauplia. Da kam die neue Dampferlinie des österreichischen Lloyds: Brindisi-Korinth. Da begann der General Türr das Riesenwerk des Kanals durch den korinthischen Isthmus. Der Fremdenverkehr wuchs, und das Bedürfnis einer anständigen

Unterkunft wuchs. Aber zugleich wuchs das Verständnis der Griechen für die veränderte Lage, — und heute giebt es in Neu-Korinth, dem in allen früheren Reisebeschreibungen so verrufenen Hafenort, zwei ordentliche Hôtels, in denen man sich bei vernünftigen Ansprüchen sehr behaglich, besonders sehr sauber fühlt.

Ähnlich wird es, das hoffe ich mit gutem Grund, in Sparta und manchem andern Schmutzfinkennest Neugriechenlands gehen. Die Türkei starrt noch heute in dem vierhundertjährigen Schmutz, den sie nach Europa herübergebracht. Griechenland hat in den 50 Jahren seines Bestehens als Staat schon die ärgste Schmutzkruste von seinem schönen Leibe gewaschen, und in abermalen 50 Jahren wird die „griechische Unreinlichkeit" vielleicht ebenso zu den Dingen von ehemals zählen, wie jetzt das Räuberwesen.

Am nächsten Morgen holte mich Herr Rosákis frühzeitig ab, mit dem Pausanias bewaffnet, um mir das alte Sparta zu zeigen. Nicht viel davon ist geblieben, und von dem Wenigen weiß man weder Bestimmung noch Entstehungszeit mit einiger Sicherheit anzugeben. Vom Grabmal des Leonidas, einem gewaltigen Quaderbau, leugnen die Altertumsgelehrten, daß hier Leonidas begraben worden. Warum? Weil Pausanias, der Unzuverlässige, schreibt, des Leonidas Grab habe dem Theater gegenüber gelegen. Ich glaube der Überlieferung des Volkes in solchen Fällen mehr als dem Pausanias. Leider muß ich bekennen, daß das Grabmal dieses ruhmreichsten Sohnes Spartas von den Jungspartanern wenig in Ehren gehalten wird. Mit der wachsenden Jugendbildung — Sparta ist jetzt Sitz eines Gymnasiums — werden gewisse Roheiten gegen die heimischen Altertümer verschwinden, die jetzt nur aus gemeinster Unwissenheit und Gleichgültigkeit geschehen.

Daß aber das alte Theater nicht in einem besser erhaltenen Zustande sich befindet, dafür klage ich Regirung und Stadtver-

waltung an. Da ist ein großes, wenig zerstörtes Theater; man erkennt deutlich die obersten Sitzreihen und einiges Mauerwerk der Umkleidung; — und Regirung oder Stadt haben es ruhig geschehen lassen, daß auf dem Schutt im Innern die Bauern der Umgebung Weizen gesät haben. Mit wenigen tausend Drachmen wäre in einem Monat das ganze Theater freigelegt. Vor der Gründung der neuen Stadt Sparta (1834) sind Orchestra und untere Sitzreihen noch deutlich erhalten gewesen.

Großes ist gewiß von diesem Theater nicht ausgegangen. Die Spartaner haben keinen dramatischen Dichter hervorgebracht, sondern haben sich von der Kunst ihrer Feinde, der Athener, nähren müssen. Aber es ist doch einmal Sparta, wo ihr wohnt, und ihr selber nennt euch Spartiaten, wenn ihr auch im besten Falle aus der südlichen Ebene Lakoniens und aus den Bergnestern der Maina stammt. So haltet denn wenigstens die paar Steine in Ehren, die von Spartas Größe noch über der Erde ragen, und bringt sie nicht aus stumpfer Gleichgültigkeit aufs neue unter die Erde! Die griechische Regirung erlaubt ja jetzt, aus übertriebenem Nationalstolz, gar nicht mehr oder doch nur in ganz besonderen Ausnahmefällen, daß fremde Nationen auf eigene Kosten in hellenischem Boden nach Schätzen schürfen, auch wenn, wie sich allerdings von selbst versteht, diese Schätze Hellas verbleiben. Sonst wäre vom alten Sparta gewiß längst mehr aufgedeckt worden. Laßt ihr nun die Anderen nicht graben, so müßt ihr entweder selbst graben oder doch, wenn eure Mittel dazu nicht ausreichen, dafür sorgen, daß nichts Gerettetes wieder zerstört werde. Und wo die Regirung zu arm ist, da müssen die Städte eintreten und sich ihre alten Heiligtümer erhalten. Ausgrabungen im großen Stil sind auf der Stätte des alten Spartas noch nie unternommen worden. Die Archäologische Gesellschaft in Athen, d. h. die griechische, will demnächst an die Arbeit gehen. Indessen sie will sehr vieles, und ihre Mittel sind

beſchränkt. Sie will auch gern auf der Stätte des alten Korinths eine großartige Ausgrabung unternehmen; ſie will in Delfi ſchürfen, und was dergleichen gute Vorſätze mehr ſind. Obenan aber ſollte ſie den Grundſatz ſtellen: erſt das Gefundene erhalten, für ſeine gute Bewachung ſorgen und mit geringen Ausgaben die noch ſichtbaren Reſte vollſtändig freilegen und vor neuem Verfall ſichern. In dieſem Punkte wird leider in Griechenland noch viel verabſäumt. Faſt könnte man ſagen: je mehr ausgegraben wird, ohne daß man zugleich für ordentliche Bewachung und Erhaltung ſorgt, deſto mehr wird der endgültigen Zerſtörung preisgegeben. Lieber, weiß Gott, laſſe man die verſchütteten Schätze im treu bewahrenden Boden, bis daß man ſich ſtark genug fühlt, ſie auch dauernd zu retten, als daß man gräbt und gräbt: eine Beute für rohe Hände oder für den Pflug der Weizenbauern.

Sparta hat auch ein Muſeum, ganz ordentlich in Stand gehalten und bewacht. Nur ſpartaniſche Altertümer birgt es; manche aus guter Zeit, das Meiſte freilich aus römiſcher, — von außergewöhnlichem Kunſtwert kaum irgend etwas. Die wertvollſten der in und um Sparta gemachten Funde befinden ſich nicht im Muſeum, ſondern im Privatbeſitz. Ich könnte Namen nennen, wollte ich für die unpatriotiſchen Kerle Reklame machen und die Muſeumverwalter außerhalb Griechenlands auf ſpartaniſche Skulpturen hinweiſen. Ich wurde bei einem Schlendergang durch die Hauptſtraße von mehr als einem Spartianer geheimnisvoll in ſein Haus gewinkt und habe dort ſehr merkwürdige Brocken altſpartaniſcher Kunſt zu ſehen bekommen. Natürlich auch viel Schund, Handwerkerarbeit aus römiſcher Zeit; aber dazwiſchen wieder einige Stücke vom höchſten lokalen wie künſtleriſchen Intereſſe. Ich erinnere mich einer großen Reliefplatte, offenbar aus einer Paläſtra, mit einer Ringkampfſzene, für die jedes europäiſche Muſeum einen guten Teil ſeines Jahres-

etats hingeben würde. Zunächſt wurden mir die Schätze zu perſönlichem Kauf angeboten; dann rief man meine Vermittelung zum Verkauf an das Berliner Muſeum an. Sagt man einem dieſer Spartaner: „Was nützen euch dieſe Koſtbarkeiten? — ihr dürft ſie ja doch nicht ins Ausland verkaufen“, ſo zwinkern ſie mit den Augen und lächeln. Offenbar wiſſen ſie beſſer, wie man die Sache anzufangen hat.

Die Ausfuhr griechiſcher Altertümer iſt durch Geſetz ſtreng verboten, ſtrenger als in Italien, wo der Staat ſich nur das Vorkaufsrecht vorbehält. Die Zollbeamten der griechiſchen Häfen verſtehen ſich auch vortrefflich auf die Beſchlagnahme verbotener Ausfuhrſtücke und haben ſchon manchem ſchlauen Geſchäftsmann im letzten Augenblick ſeinen marmornen Raub abgejagt. Trotzdem geht der Handel mit Antiken aus allen griechiſchen Häfen ſchwungvoll vor ſich, nicht nur mit den kleinen Stücken, die ſich jeder Reiſende mitnimmt; nein, auch mit größeren Marmorwerken. Dabei iſt aber durchaus nicht immer an Beſtechlichkeit der verhältnismäßig gut bezahlten griechiſchen Zollbeamten zu denken. Es giebt Kunſtgriffe, denen die Zöllner nicht gewachſen ſind. Einer der geiſtreichſten wurde mir von dem Hauptbeteiligten, dem beatus possidens, erzählt; es handelt ſich um einen kunſtliebenden Europäer. In Athen wurde vor einiger Zeit ein wunderſchöner Frauenkopf gefunden aus der allerbeſten Zeit; ſo wohlerhalten wie kaum irgend ein antiker Kopf: keine Naſenſpitze fehlte, kein Splitterchen im Geſicht. Für eine lächerlich geringe Summe wurde der Kopf meinem Gewährsmann von den Findern, atheniſchen Soldaten, verkauft. Aber nun kam die Frage: wie damit aus dem Piräus? Ihn in einem Reiſekoffer durchzuſchmuggeln, durfte nicht gewagt werden; und die Zöllner zu beſtechen, das hielt der Beſitzer, einer der gründlichſten Kenner der Griechen, nicht für geraten.

Was tun? Nach langem Nachdenken kam er auf die alt-

bewährte Weisheit, daß nichts so leicht übersehen wird, als was vor der Nase liegt, „und darauf baute er seinen Plan.“ Der Marmorkopf wurde in Stroh verpackt und einem atheniſchen Händler mit griechiſchen Gipsabgüſſen übergeben, der allwöchentlich große Kiſten voll Gipszeug ins Ausland befördert, den Zollbehörden alſo für unverdächtig galt. Seine Kiſten wurden faſt nie geöffnet, geſchweige denn unterſucht, und ſo ſchlüpfte eines der ſchönſten Werke atheniſcher, klaſſiſcher Kunſtblüte aus Griechenland hinaus.

Betäubender Lärm dringt in die überall offene Stadt herein, und auch in den Gaſſen wimmelt es von Menſchen. Zum erſten Mal ſehe ich auch Frauen unter den Männern auf Märkten und Straßen. Die ſtrahlende Mittagsſonne glüht auf dem goldfarbigen, harten Lehmpflaſter; den Rahmen des Bildes liefern die Verkaufsbuden mit ihrem bunten Kram, den Mittelpunkt die noch bunteren, ſchreienden, geſtikulirenden Menſchen. Es iſt Charfreitag, ein in griechiſchen Landen nicht ſehr ſtilles Feſt, denn es gilt die letzten Oſtereinkäufe zu machen. In Sparta iſt heute der große Lämmermarkt für die ganze Provinz Lakonien, und auf der Agora vor der Stadt tobt ein Lärm, daß man ſein eigen Wort nicht vernimmt. Reichlich 10000 Lakedämonier und Lakedämonierinnen, und mindeſtens 30000 Hämmel, Lämmer und Zicklein ſchreien, blöken, meckern durch einander, — denn die 10000 Menſchen handeln um die 30000 Oſtertiere; und da der Grieche bei einem Geſchäft nicht bloß die Ware, ſondern auch ein kleines Nebenvergnügen haben will, ſo iſt der Handel nicht ſo ſchnell geſchloſſen. Fordern und bieten macht in Griechenland das Geſchäft. In dieſem beſonderen Falle muß die Ware ſorgſam geprüft und gewogen werden: der Oſterbraten iſt zu ſehr die Freude des ganzen Jahres, die Belohnung für ein 50tägiges Faſten, als daß ſein Einkauf leichtſinnig abgeſchloſſen werden

dürfte. Der Markt hat ſich in tauſende, nahe bei einander ſtehende Gruppen aufgelöſt. In der Mitte ein lakoniſcher Bauer in Schafpelz, Schaffellkappe, weißen enganliegenden „Beinſchienen“, Schnabelſchuhen. Umringt von einer großen oder kleinen Herde Schlachttiere, die auch ohne Hund ſich zuſammenhalten, geängſtigt, hungrig und durſtig, jämmerlich blökend, die Mutter nach den verkauften Lämmern, die zurückgebliebenen Lämmer nach der Mutter. Mit dem Bauern im ſchreiend geführten Handel begriffen ein andrer Bauer, zuweilen auch ein Städter aus Sparta mit ſeiner Frau, denen Hammel, Lamm oder Ziege nicht ſchwer genug oder viel zu teuer ſind. Man hört faſt nur Zahlwörter: Gewicht und Preis. Unzählige Male wird jedes der armen Viecher an den vier Beinen in die Höhe gehoben und auf ſein Gewicht geſchätzt. Endlich holt der Käufer ſeufzend aus dem ſchmutzigen Gürtel ein ſchmutziges Tuch, hieraus ein ſchmutziges Lederbeutelchen hervor und zählt dem Verkäufer einige ſchmutzige Fünf-Drachmennoten und dazu einige Kupferrollen in die Hand. Und das vollzieht ſich nun ſchon ſeit dem früheſten Morgen tauſende von Malen gleichzeitig auf Spartas Agora! Natürlich fehlen auch hier nicht die hurtigen Marktjungen, die dem ſpartaniſchen Hausherrn den erhandelten Hammel ins Haus tragen.

O du armer Profeſſor Jakob Philipp Fallmerayer, du geiſtreichſter aller Sophiſten, du im ganzen Orient umhergewanderter, warum biſt du, der du ein dickes Buch über die „Geſchichte der Morea“ geſchrieben, mit den gelehrteſten und dennoch verkehrteſten Beweiſen für die „Slawiſirung“ von ganz Griechenland, — warum biſt du nicht ein einzig Mal in dieſe deine „ſlawiſche“ Morea, warum nicht z. B. nach Lakonien gekommen und haſt, wie ich, einen Oſterhammelmarkt in Sparta mit angeſehen? Du biſt wirklich kein Soldknecht des ruſſiſchen Preſſbureaus geweſen, wie die mit Recht ſich gekränkt fühlenden Griechen dir zu Unrecht nachgeſagt. Nein, was du geſchrieben, das war deine eigene

Büchergelehrſamkeit, und du ſetzteſt mehr Vertrauen in eine einzige, noch dazu ſehr zweifelhafte Zeile des kaiſerlichen Dummkopfes Konſtantinus Porfirogenitus aus dem 10. Jahrhundert über die „gänzliche Slawiſirung“ des Peloponnes unter dem „Miſtkaiſer Konſtantinus“ (Konſtantinus mit dem Beinamen „Kopronymus“) im 8. Jahrhundert, als in deine ſonſt ſo hellen eigenen Augen. Völkerkunde aus alten Scharteken zu treiben, die Abſtammung der Neugriechen aus den einander ſchnurſtracks widerſprechenden, vereinzelten Bemerkungen in den Schriften der Byzantiner zu beweiſen, — welch ein Verfahren für einen gelehrten Menſchen des 19. Jahrhunderts!

Hier in dieſem Sparta und an dieſem Tage, wo alle Bauern Lakoniens ſich ein Stelldichein gegeben, möchte ich einmal die Fallmerayeraner beiſammen ſehen, ihre byzantiniſchen Schmöker unterm Arm! Hier begreife ich den Reſpekt, in dem die alten Lakonier bei den übrigen Griechen geſtanden! Sechs Fuß iſt bei dieſen Bauern weder die Regel noch die Ausnahme: es iſt das gute Mittelmaß. Viele überragen mich mit meinem beſcheidenen Militärmaß von 5′ $4^1/_2$″ um einen Kopf.

Und dann die Haltung, die Schultern, und die Augen! Nie habe ich ſolche Menſchen geſehen, und doch kenne ich die hohen Geſtalten der Norweger. Auch Slawenvolk habe ich genug geſehen, um laut aufzulachen bei dem Gedanken an die glorreiche Theorie Fallmerayers: der ganze Peloponnes, beſonders aber die lakoniſche Ebene ſei vom 6. bis zum 10. Jahrhundert ſlawiſch geweſen und ſeitdem geblieben. Geweſen, — vielleicht wahr für einige Anſiedelungen am Eurotas; ganz falſch für die Berg- und Hafenſtädte. Geblieben?! Wohin ſind die ſlawiſchen Geſichter? wohin iſt die ſlawiſche Sprache? wohin ſlawiſche Sitte gekommen? Nicht ein einziges ſlawiſches Fremdwort giebt es heute in der Sprache der lakoniſchen Bauern, nicht eines.

Man komme mir auch damit nicht: Südſlawen ſind es ge-

weſen, die hier gewohnt, und die gehören zu den ſchönſten und größten Bewohnern Europas. — Zu den ſchönſten? Geſchmackſache. Ich habe Montenegriner, gewiß die ſchönſten und größten unter den Südſlawen, zu hunderten geſehen, auf Korfu und beſonders auf dem korinthiſchen Iſthmus, wo ſie zu den kühnſten Dynamitſprengern beim Kanalbau gehören. Aber man ſtelle einen dieſer Lakonier mit ſeinem trotz Schaffellkapuze edlen, ja klaſſiſch ſchönen Kopf unter die hunderte von Montenegrinern mit ihren ſüdſlawiſchen Raubvogelnaſen, ihren knochigen, vorſpringenden Unterkinnladen, ihren ans Mongoliſche erinnernden Backenknochen, und dann wage man noch von einer „gänzlichen Slawiſirung der Morea, beſonders Lakoniens“ zu faſeln!

Hier giebt es die Modelle zu den Köpfen in unſeren Muſeen, mitſamt der „griechiſchen Naſe“. Auch für die berühmte „klaſſiſche Ruhe“ altgriechiſcher Statuen habe ich unter den lakoniſchen Hammelverkäufern merkwürdige Muſter gefunden. Je mehr der Käufer ſich ereiferte, deſto kühler wurde der Hammelbeſitzer, und nur in den erſten Nachmittagſtunden, als die Sonne an die Heimkehr mahnte, ſanken die Preiſe, und ſank die Unerſchütterlichkeit des Verkäufers.

Welch ein Jammer, daß man von keinem dieſer wahrhaft ſchönen Männer ein Bild mit nach Hauſe tragen kann! Die Weiber können getroſt ungemalt und ungelichtbildert bleiben. Komme ich wieder nach Lakonien, dann nicht ohne eine kleine tragbare Dunkelkammer. Sie laſſen ſich allerdings nicht gern photographiren, aus orientaliſchem Aberglauben, und die es dennoch wagen, geben ſich gleich eine ſo unnatürliche, theatraliſche Haltung, daß man ſie gehörig zurechtſtellen müßte.

Auch die aus Athen gelegentlich in die Provinzen reiſenden Photographen fördern dieſen Hang zur verkünſtelten Haltung bei bildlicher Verewigung. Das Meiſte aber deſſen, was ſie den Fremden verkaufen unter dem Namen „Volkstypen“, iſt Glieder-

puppen-Photographie: ſchauſpieleriſch hingepflanzte Pallikaren (aus Athen!) mit der langen Räuberflinte, oder operettenhaft herausgeputzte Fabrikmädchen aus Piräus, oder Damen ſchlimmeren Gewerbes aus — Budapeſt. Es giebt in Athen nicht einen einzigen unter den vielen namhaften griechiſchen Photographen, der das richtige Verſtändnis für die Wünſche gebildeter Reiſenden beſäße. Nach wie vor verkaufen ſie als Typus des griechiſchen Bauern einen Kerl mit dem Schießprügel und tragen ſo auch an ihrem Teil dazu bei, daß man dadraußen Griechenland für eine Räuberhöhle hält.

Dreizehntes Kapitel.

Bei Nacht durch Lakonien.

Die Nähe des Osterfestes übt ihren zwingenden Einfluß auf die Weiterreise. Meine Wandertage waren gezählt, als ich die Heimat verließ. Blieb ich heute, am Charfreitag, in Sparta, so war ich gezwungen, bis zum Mittwoch der nächsten Woche zu verweilen, denn kein Grieche, wäre er noch so arm und auf Geldgewinn erpicht, würde sich um Geldeswert so kurz vor der „Lambri" mit einem Fremden aus der Heimat entfernen, ohne die Möglichkeit spätestens am Abend vor Ostern wieder daheim zu sein. Entweder also: man bleibt tagelang am selben Fleck, oder man reist eilig vorwärts nach einem schönen Osterstädtchen, von dem man mit dem Dampfer am Ostermontag oder -Dienstag weiter kommt. Denn nur die Dampfschiffe und Eisenbahnen Griechenlands kennen keine österliche Unterbrechung ihres Dienstes, schon der Post wegen. Im übrigen steht nicht allein während der drei Festtage, sondern mindestens einen Tag vorher und nachher das Verkehrsleben still. Die Osterwoche in Griechenland ist wie ein großer Gottesfrieden.

Über Hagios Petros, über den Kamm des Parnon-Gebirges sollte mich mein programmmäßiger Weg führen, ins Kloster des Heiligen Lukas und durch das Land der Tsakonen,

der einzigen Griechen, denen ſelbſt Fallmerayer die grade Abſtammung von den Lakonen zugeſtand. Doch niemand fand ſich, der mir ein Pferd geliehen hätte: die „Lambri“ war zu nahe.

In derſelben Lage wie ich iſt auch Herr Kamarinós J., Feldwebel in der Gendarmerie, ein luſtiger Geſell in ſtrammer Uniform aus Nauplia, ſeiner Vaterſtadt. Er will ſeine Mutter und zwei Schweſtern auf Urlaub beſuchen; indeſſen ſein Urlaub beginnt erſt heut, und wie ſoll er bis zum Oſterſonntag nach Nauplia kommen? Wir laufen zuſammen in Sparta umher und fragen nach Pferden: „Nicht eher als nach der Lambri“, iſt überall die Antwort.

Herr Kamarinós wohnt in der ſpartaniſchen Kaſerne, ſpeiſt aber, als junger Gentleman, im Speiſehaus meines Xenodochion. Hier bin ich mit ihm bei einer Taſſe Kaffe bekannt geworden; hier hat er mir erzählt, daß er das Gymnaſium in Nauplia mit allen Ehren durchgemacht, dann ein Jahrlang in Athen die Rechte ſtudirt, zuletzt aber dem Soldatenſtand ſich gewidmet habe. „Griechenland kann jetzt eher einen guten Feldwebel als einen mittelmäßigen Advokaten gebrauchen,“ meint er und ſpricht damit meines Herzens Meinung aus. Dieſe umgeſattelten Juriſten gefallen mir ausnehmend; das Umſatteln zur rechten Zeit und mit einem edlen Ziel vor Augen iſt mutvoller und verſtändiger als das Feſtkleben am Längſtbereuten. Ich hoffe, dieſe Mobiliſation wird recht viele der überzähligen Advokatenſippe einem für Griechenland nützlicheren Gewerbe zuführen.

Ich ſchlage dem Feldwebel vor, zu Fuß über Hagios Petros nach Aſtros zu marſchiren und von dort im Segelboot nach Nauplia zu fahren, falls wir keinen Dampfer antreffen. Indeſſen davon will er nichts wiſſen: er muß einiges Gepäck mitnehmen, und ohne Pferde oder einen Wagen geht das nicht. Während er und der ſpartaniſche Gaſtfreund Leonidas Roſákis mich ſpaziren führen und mir u. a. den Enrotas — natürlich unregulirt wie

alle griechiſchen Flüſſe — zeigen, entdecken wir einen Leiterwagen mit zwei kräftigen Pferden davor. Er ſteht vor einem Seidenkokon-Magazin, aus dem ſoeben vier ſtämmige Laſtträger einen Rieſenſack anſchleppen und ihn zu fünf anderen auf den Leiterwagen werfen, daß es kracht. Der Wagenlenker ſitzt nebenan vor einem Kaffehaus und ſtudirt die letzte Nummer von Herrn Delijannis' Leibzeitung, der „Proia".

Ein Wagen in Sparta? Und wie es ſcheint, fertig zur Fahrt? Freund Kamariné, dieſer Wagen bedeutet Heil für unſer Entkommen aus Sparta; denn nur eine Straße gibt es von hier für einen Wagen, und die führt hinunter ans Meer, nach Gythion am Golf von Lakonien! Hat man aber in Griechenland nur erſt das Meer erreicht, ſo kommt man ſchon weiter. — Ein Wort der Frage an den Kutſcher, und wir ſind des Fortkommens ſicher. In zehn Minuten ſoll die Fahrt losgehen. Kamarinós eilt in die Kaſerne, holt ſeinen Koffer; mein Ränzelchen iſt immer bereit; zwei Gefreite der Gendarmerie aus Nauplia bitten mitfahren zu dürfen, — immerzu. Die Sachen auf den Wagen geworfen, noch ein Wort mit dem Kutſcher wegen des Fahrpreiſes, — dann vorwärts. Leute vom Zivil zahlen 5 Drachmen, Soldaten die Hälfte, ſo erklärt Theódoros der Kutſcher, und das iſt Recht und Billigkeit. Der Weg nach Gythion iſt 8 Fahrſtunden lang!

Selbviert marſchiren wir drei Militärs und ein Ziviliſt aus Sparta hinaus, denn der Herr Feldwebel will nicht durch die Stätte ſeiner Heldentaten auf elendem Leiterwagen fahren. Jenſeits der Brücke über einen Seitenarm des Eurotas, draußen vor der Stadt, wird aufgeſtiegen. Hier hat ein Bettler ſein Quartir aufgeſchlagen, der erſte und der letzte, den ich in Griechenland angetroffen. „Dos mu na paro psomi!" (Gib, mir Brot zu kaufen) winſelt ein alter, blinder, einbeiniger Krüppel und bedankt ſich mit frommen Wünſchen für unſere Dekaren. Daß

dieſer Mann ein wohlbegründetes Menſchenrecht darauf hat, uns anzubetteln, iſt zweifellos. Er fährt in ſeinem Elend dabei gewiß beſſer, als wenn er ſich der ſchabloniſirten Schreibſtuben-Armenverſorgung der ſtädtiſchen Behörden anvertraute. Für die gebefaulen Reichen mag die ſogenannte „Organiſation“ der Armenunterſtützung bequemer ſein. Beiläufig auch billiger, denn ſie geſchieht aus dem großen Steuerſack, in welchen aller Orten mehr in Groſchen der Armen als in Talern der Reichen geſchüttet wird. Für den wahrhaft Hilfebedürftigen ſcheint mir das Betteln, d. h. die Bitte an ſeine reicheren Menſchenbrüder, noch immer das ſicherſte Mittel, um nicht Hungers zu ſterben. Und ſollte dieſer blinde Krüppel am Eingang zur Stadt Sparta, dem wohl kein Vorübergehender ein Kupferſtück verſagt, wirklich ein gut Stück Geld ſammeln, — wem das grauſame Leben beide Augen und ein Bein genommen, dem gibt es nie zu viel Kupferſtücke als Erſatz.

Da ich einmal beim wohlweiſen Reflektiren aus Anlaß dieſes ſpartaniſchen Bettlers bin, ſo möchte ich noch einen Irrtum des Herrn Jakob Philipp Fallmerayer und ſeiner vielen abſchriftſtellernden Nachbeter widerlegen. Es geht das Gerede, die Griechen geben keinem Bettler eine Gabe. Wäre das wahr, ſo täten ſie ja nur, was die Polizei der höchſtziviliſirten Staaten als Pflicht des guten Bürgers bezeichnet. Es iſt aber, Gottlob! nicht wahr; außer uns, die wir an dieſer Bettelſtation auf den Wagen warteten, gab jeder der Bauern, der aus- oder einging, dem Ärmſten eine Kupfermünze, und zwar immer mit dem freundlichen Wunſche: „Zu deinem Guten, Alter!“ — Mehr und mehr begreife ich, daß alle Folianten der Münchener Bibliothek, die Herr Fallmerayer entſtäubt hat, und ſelbſt ein Aufenthalt in Athen wohl nicht ganz hinreichen, um über Abſtammung und Sinnesart „der“ Griechen Bände oder auch nur „Fragmente“ zu ſchreiben.

Meine drei soldatischen Begleiter haben ihre geladenen Zündnadelgewehre mit auf die Fahrt genommen. „Warum?“ frage ich Kamarinós; „zum Schutz gegen die Räuber der Maina?“

Kamarinós lacht hell auf: — „Räuber? die giebt's hier nicht. Nicht hier, noch anderwärts.“

Unsere Straße führt unmittelbar am Saum des Taygetos entlang, und die Bergnester, die wir in den finsteren Schluchten des Gebirges von unten erblicken, sind lauter Mainotendörfer: Anawryti, Anogia, Goráni, und wie die braunen Nester heißen.

Malerisch, aber sehr unbequem liegen und sitzen wir fünf Menschen, mit dem Kutscher, auf den 6 Säcken mit Seide. 30000 Drachmen Wert führen wir an Bord, und eine Räuberbande täte einen guten Fang, wenn sie unsern Wagen erleichterte. Es ist am späten Nachmittag, und die weiße Straße vor uns wimmelt von lakonischen Bauern, die mit dem erstaunenen Geld und einiger unverkauften Ostertieren heimwärts ziehen. Welch ein fruchtbares, reichangebautes Gartenland, diese Heimat der Spartiaten! Viel größer und milder als die Ebene von Messenien, und mindestens ebenso wasserreich. Von beiden Seiten durch himmelhohe Gebirgsketten, durch Taygetos und Parnon, und auch nach Norden durch Höhen wohlverwahrt, steht sie nur dem Südwind offen, der über Kythere, die Afrodite-Insel, aus dem Lande der Sonne, aus Egypten feucht und warm herüberschnaubt. Ganz südliche Wachstumfülle, und doch umrahmt von Alpenhöhen, mit glitzernden Schneefeldern und schäumenden Kaskaden der Schneeschmelze.

Kaum haben wir es uns auf den trotz seidenem Inhalt gar nicht sonderlich weichen Säcken ein wenig bequem gemacht, da hören wir hinter unserm Wagen her ein Laufen und Rufen. — Was giebt's? Was wollen diese schreienden, hinter uns heranstürmenden schwarzbärtigen Kerle? Ich verstehe aus der Entfernung nur das Wort „Metáxi“ (Seide). — Mich überkommt ein leichtes Gefühl der Unruhe, welches noch nicht Furcht ist, aber

dazu werden kann, und einen Augenblick durchzuckt mich der Gedanke: dein längst vergessener Revolver liegt ungeladen zwischen den Strümpfen, und die Patronen festverpackt bei den gesammelten Blumen. Da jedoch die drei Krieger und vor allen der Kutscher nicht aus der Fassung geraten, so beruhige ich mein ängstlich Gemüt und erwarte auf dem haltenden Wagen neugierig die heranstürmenden lakonischen „Räuber".

„Ein Sack mit Seide ist euch vom Wagen gefallen!" schreit uns der Erste zu, der den Wagen erreicht; — ein Sack im Werte von 5000 Drachmen! Der sorglose Kutscher hatte es nicht für nötig befunden, die Säcke hinten irgendwie zu befestigen, und bei dem Gerassel über den zwar chaussirten, aber immer noch sehr holprigen Weg hat niemand von uns den dumpfen Fall gehört. Die ehrlichen Kerle dahinten, die natürlich schon in Sparta von der kostbaren Ladung gehört hatten, kommen nun mit dem einen verlorenen Sack, 5 Centner schwer, auf den Schultern angeschleppt und werfen ihn mit krachendem Ruck auf den Wagen. Dann helfen sie dem Theodoros, die Säcke hinten zwischen den Wagenrungen zu befestigen, wechseln ein paar Scherzreden mit uns gemischten Fahrgästen, — drauf geht's weiter.

Kein Hammel hätte danach geblökt, wenn diese Mainoten den Sack als gute Beute erklärt und bei passender Gelegenheit in Gythion verkauft hätten. Sie mögen sonst sein, was sie wollen, — Straßenräuber und Diebe sind sie wohl nicht, diese Söhne der Berge.

Die Sonne sinkt über den Schneehäuptern des Taygetos und umsäumt im Scheiden die Wölkchen mit brennenden, immer tiefer und satter erglühenden Farben. Gleich beginnt es, hier in unmittelbarer Nähe der Bergkette, kühl zu werden. Es ist eine unruhige Fahrt, denn die bucklige Fahrstraße rüttelt uns auf den gar nicht behaglichen Kokonsäcken zusammen, daß wir uns an den Wagenrungen festhalten müssen, um einigermaßen unsere

Sitze zu behaupten. Jeder Regenguß der letzten Tage hat tiefe Löcher in den Fahrdamm gewühlt, und kein Menſch denkt ans Zuſtopfen oder Pflaſtern. Seit dem Februar iſt die Brücke über einen der weſtlichen, vom Taygetos herunterſtürzenden Nebenflüſſe des Eurotas fortgeriſſen. Wann wird ſie wieder aufgebaut werden? Alles, was Griechenland an Wegebauern beſitzt, ſteht jetzt im Geniekorps bei der Feldarmee in Theſſalien. Unſer Wagen fährt am Bach entlang und dann mitten durchs Waſſer; wir alle müſſen natürlich ausſteigen, müſſen Sack um Sack abladen, den Wagen jenſeits auf die Straße hinaufziehen, die Säcke durchs Waſſer und auf den Wagen tragen, — erſt dann kann's weiter gehen.

Mein Freund Feldwebel lacht zu ſolchen kleinen Fahrunterbrechungen. Er lacht auch zu den gemütlichen Schießübungen, welche ſeine beiden königlich helleniſchen Gefreiten auf die königlich helleniſchen Telegraphenſtangen vornehmen. Der Wagen hopſt in Sprüngen über den löchrigen Knüppeldamm; ſowie aber der Weg eine Strecke aufwärts führt, und die Gäule langſam gehen, legt einer der Herren Gefreiten nach dem andern die Büchſe an die Backe und knallt los, auf die zweite oder dritte Telegraphenſtange vor uns, oft mit guten Treffern ins ſplitternde Holz. Sie wollen dem Fremden, dem Preußen, durch ihre Treffſicherheit ein Wort der Belobigung abgewinnen. Daß es doch eigentlich ein bischen geſetzwidrig iſt, was ſie in ihrem Schießeifer begehen, kommt ihnen ſo wenig in den Sinn wie ihrem Herrn Befehlshaber. Übrigens ſchoſſen ſie nie nach den porzellanenen Iſolatoren, und ſolch eine Fichtenſtange kann manche Spitzkugel ins Holz kriegen, ehe ihr etwas paſſirt. —

Dem Sonnenuntergang iſt ſchnell die vollkommene Dunkelheit gefolgt. Über uns der tiefſchwarze Himmel mit ſeinem leuchtenden Sternenbeſatz, auch nächtens ein ganz anderer Himmel als der nordiſche. Nicht nur ſtehen unſere Sterne hier anders

zu einander, der große Bär z. B. voll über unſerm Scheitel; ſondern ſie leuchten hier mit einem wirklich Licht-ſpendenden Glanz, während ſie bei uns nur flimmern und blinzeln. — Es iſt empfindlich kalt geworden hier im wonnigen Süden: die Nähe der Schneeberge macht ſich fühlbar. Die Herren Gendarmen haben ihr Schießen eingeſtellt und ſich gleich mir zur Nachtruhe begeben; d. h. wir vier Fröſtlinge haben ein rieſiges „Kilimi“*) über uns gebreitet, Eigentum des Herrn Feldwebels, und halten jeder einen Zipfel desſelben krampfhaft feſt, um nicht vom eiſigen, ſchneefeuchten Abendhauch getroffen zu werden.

Die Straße führt ſelten mitten durch eines der Taygetos-Dörfer. Faſt alle liegen ſie über uns, auf Hügeln am Fuß des Hochgebirges. Kaum ein Hundegeblaff bei einer einſamen Wegeſchänke. Nacht und Ruhe ringsum. Wir haben längſt die an ihrem weißen Schafmantel von weitem kenntlichen Bauern auf ihrem Heimweg überholt. Das Geplaudre und Geſinge auf dem Wagen hat aufgehört; wir ſind zu emſig mit dem Schlafteppich beſchäftigt.

Da — eins, zwei, flammt es rechts am Wege blitzartig auf. Beim Pulverſchein ſieht man mehrere dunkle Geſtalten dicht neben dem Wagen, und zwei dumpfe Schüſſe krachen, alſo daß ich meinen Teppichzipfel fahren laſſe und mich hoch aufrichte. Der Kutſcher, neben dem ich lag, bleibt ganz gleichmütig, und der Wagen rollt weiter. Meine drei ſoldatiſchen Begleiter ſind gleich mir aufgeſchreckt und ſuchen nach ihren irgendwo zwiſchen den Seideſäcken verſunkenen Gewehren. Aber noch ehe es zu einem jedenfalls mörderlichen Handgemenge mit den mainotiſchen Wegelagerern kommt, dreht ſich der Kutſcher lachend um und ſchreit: „Oſterpulver!“ Zwei Jungen aus einem hart am Wege liegenden

*) Eigentlich — „Bauchbinde“! Von *κοιλιά*, der Bauch. Scherzhaftes Wort für eine der großen wollenen Decken, die im Peloponnes beſonders geſchmackvoll gewebt werden.

Chani haben ſich den Spaß gemacht, ein paar Kanonenſchläge loszubrennen; daß gerade in dem Augenblick unſer Wagen vorbeifuhr, war wohl mehr als Zufall und hat gewiß nicht zur Verminderung ihres Vergnügens beigetragen.

Es iſt unglaublich, was an Schwärmern, Racketen, Fröſchen, Kanonenſchlägen und ſonſtigem griechiſchen Feuerwerk in der Woche vor Oſtern, und nun gar während der Oſtertage ſelbſt verpufft wird. Dafür denn auch betrübend viele verbrannte oder erblindete Kindergeſichter, beſonders auf dem Lande. Fragt man nach der Urſache, ſo lautet die Antwort faſt regelmäßig: „Oſterpulver!“ —

Da war ich nun dem herrlichſten Räuberanfall ſo nahe geweſen, und wieder war es nichts damit. Welch ein Kapitel dieſes Buches wäre das geworden: „Ein Monat unter griechiſchen Räubern“! Denn ein Monat wäre doch wohl vergangen, ehe das Löſegeld eingetroffen wäre? Oder ob mich die griechiſche Regirung ſelber ausgelöſt hätte, um ſich vor übler Nachrede zu bewahren? —

Noch wälze ich ſolche Erwägungen in dem von der Schlafloſigkeit erhitzten Kopfe, — da hält der Wagen vor dem Chani von Tárapſa. Ein wunderliches Chani, denn es hat keinen Chanſis. Statt ſeiner ſchaltet hier eine Wirtin, die ganz gut für einen Mann einſteht, — ſelbſt einen anſehnlichen Bart hat ſie um die Oberlippe, und alle ihre Bewegungen ſagen: „Hier hat Keiner außer mir einen eigenen Willen.“ Sie hauſt hier mit ihrer Tochter, einem zimperlichen, ſchmächtigen Kinde von 14 Jahren, und mit ihrer Schwiegertochter, deren Gatte, der Wirtin Sohn, natürlich in Theſſalien dient. Das Chani iſt voll von Soldaten, die lange vor uns von Sparta zu Fuß aufgebrochen ſind und gleich uns auf Nauplia zuſteuern.

Mich hungert, wie es nach mehr als ſechsſtündiger Fahrt und zwei mißglückten Räuberabenteuern begreiflich iſt. Ich wage

die Bitte an den weiblichen Chanſis, mir ein Stück Fleiſch zu geben, denn ich habe die ewigen Awga-matia (Spiegeleier) gründlich ſatt. Da kam ich aber übel an. Ob ich nicht wüßte, daß heute Charfreitag ſei? Ob das in meinem Vaterland Sitte ſei, daß die Menſchen vor Oſtern und nun gar an der Megáli paraskewi Fleiſch freſſen? Ob man denn überhaupt bei uns an Gott glaube? — und ſetzte das Salzfaß ſo kräftig neben meinen Teller, daß der weiße Tiſch mit dem bräunlichen Gewürz anmutig beſtreut ward. Nun, verſchüttetes Salz bedeutet ohnehin Zank; da mag auch der jetzt drohende drein gehen. — An Gott glaubte man bei uns ebenſo gut, wie hierzulande, und Fleiſch zu freſſen gelte in anderen Ländern für keine ſo große Sünde am Charfreitag, als an ihm ſo zu fluchen, wie ſie es gethan. Verſtanden, Schweſter?! — und ich fing an, eines der Spiegeleier durch Brot, Salz und — Wein ſchmackhafter zu machen. Die Alte hatte nämlich ſchon vor meinem kühnen Wunſche nach Fleiſch bei jeder Hantirung, bei jedem Befehl an die beiden jungen Frauen dermaßen geflucht, daß es ſogar meinem Nauplienſer Feldwebel auffiel. „Diáwole! — keratá! — 's ton kóraka“ entflohen dem Gehege ihrer ſpärlichen Zähne mit einer verblüffenden Selbſtverſtändlichkeit.

Die Soldaten lachten ob der Abfertigung der Alten durch den Fremden in deſſen ohnehin lächerlichem Kauderwelſch. Sie ſelbſt aber wurde ganz ſtill, als ich ihr ſagte: bei mir zu Lande wiſſe man, daß ſolche Menſchen, die am Charfreitag den Teufel und den Keratas, alſo den Horuteufel, anrufen, ganz ſicher zur Hölle fahren. Von jetzt ab fluchte ſie wahrſcheinlich nur nach innen, wenigſtens hörte ich nichts Läſterliches mehr von ihr.

Doch darum keine Feindſchaft, du brave Hexe von Tárapſa! Du haſt dich für meine arge Zurechtſetzung nicht gerächt durch eine unverſchämte Forderung, ſondern ließeſt es, wie üblich, bei meiner Schätzung des „wie du beliebſt“ bewenden. Und von den Soldaten, die mit uns zuſammen das Chani kurz vor Mitter-

nacht verließen, nahmst du für ihr bischen Wein, Brot und Oliven kein Lepton, wurdest beinahe grob, als Kamarinós, der Feldwebel, für alle, nach griechischer Sitte auch für mich, bezahlen wollte. Und als ich dir beim Gutenachtsagen die Hand zur Versöhnung reichte, legtest du deine knochige Arbeitshand hinein und sagtest ganz warmherzig: „Kalin patrida!“ sodaß ich, innerlich sehr gerührt, dir auf gut deutsch zurief: „Hexe von Tárapsa, du bist eine famoser Kerl!“ Du verstandest diese herzlichen Abschiedsworte nicht ganz, aber du lächeltest, — ein schaurig schöner Anblick.

Hinter Tárapsa wird der Weg sanfter; das entsetzliche Rütteln des Wagens hört auf. Auch die Kälte weicht, trotz der mitternächtlichen Stunde, dem sanften Anhauch des Seewindes, der vom lakonischen Golf zu uns herüberströmt. Orangenblütenduft umweht uns, und Rosen müssen hier herum an den Seiten des Weges irgendwo blühen, wenn man sie auch nicht sieht. Totmüde liegen wir zwischen und auf den Säcken, jeder wie ihn der Schlaf, der „langhinstreckende“, gebettet hat. Neben mir des Feldwebels Büchse; ob geladen oder nicht, wer weiß das, und wer fragt jetzt danach? Meine Wange ruht an dem kühlen Lauf; der Kolben steckt irgendwo zwischen den Seidensäcken. Gleichmäßigen Hufschlags traben die Pferde die harte, glatte Straße hinab, und so, von Orangen- und Rosenduft und feuchtwarmem Seewind umschmeichelt, schlafen wir ein, zuletzt auch der Kutscher. —

Diesmal war's Ernst mit dem Schuß! Das war kein Osterpulver, denn ich habe die Kugel am Ohr vorbeipfeifen gehört, habe einen Schlag gefühlt gegen den Kopf, und ein Splittern hinter mir. Der Wagen steht still; der Kutscher hat im Schrecken des plötzlichen Erwachens die Zügel so fest angezogen, daß die Pferde sich hoch mit der Deichsel emporbäumen.

Ich greife nach dem ſchmerzenden Kopfe, doch fühle ich kein Blut, fühle keine Wunde. —

Was iſt das geweſen? — Dicht an meinem Kopf vorüber iſt der Tod geſauſt, aber nicht aus dem Rohr des Räubers, ſondern aus dem Gewehrlauf, den ich im Schlaf zu meinem Kopfkiſſen gewählt! Wer dem Abzug mit dem Fuß zu nahe gekommen, ob ich ſelbſt oder einer der Soldaten, wer will das jetzt feſtſtellen? Aber daß es grimmiger Ernſt geweſen, und daß ich nur durch das Glück der Schlafenden gerettet bin, das zeigt mir mein verſengter Bart, durch welchen die Spitzkugel hindurchgeflogen, und die abgeſplitterte hintere Wagenrunge, worin ſie ſich eingebohrt. Es wäre zu ſcheußlich geweſen, wäre ich allen „mainotiſchen Räubern“ glücklich entronnen, um auf ſo einfältige Weiſe durch eigenen Leichtſinn meuchlings erſchoſſen zu werden!

Der Schlaf iſt uns verdorben. Auch lachen können wir nicht mehr recht. Die beiden anderen Gewehre werden abgedrückt, um uns vor fernerem Zufallsunheil zu bewahren: ſie waren ungeladen. Nur die Büchſe meines Freundes Feldwebel hatte ihren Schuß im Lauf gehabt. Hätte der mich verwundet oder gar getötet, wer hätte je erfahren, woher er gekommen? ob er nicht doch von einem Räuber am Wege auf uns abgefeuert worden? Ohne den Rückſchlag des Laufes gegen meinen Kopf beim Losbrennen des Schuſſes wäre ich noch heute nicht in völliger Gewißheit darüber, wie es damit zugegangen.

So bin ich den „Räubern“ des Peloponnes, wenn auch nicht ohne ernſte Lebensgefahr, bis auf weiteres glücklich entkommen. Denn nach 1 Uhr in der Nacht, eine halbe Stunde nach dieſem unheimlichen Abenteuer, raſſeln wir über das Pflaſter des ſchmutzigſten, zerlumpteſten Neſtes von ganz Griechenland: der Hafenſtadt des lakoniſchen Landes, Gythion. Die Sagengeſchichte kennt es als den Ort, durch welchen Paris der Trojaner mit der blondlockigen Helena auf der Flucht von Sparta gekommen.

Vierzehntes Kapitel.

Nach Nauplia.

Ja, durchgekommen ſind Paris und Helena allerdings durch Gythion; aber die Sage berichtet auch, ſie haben ſich gehütet dort zu verweilen, ſondern ſind ohne Säumen übergeſetzt nach dem dicht vor der Stadt liegenden Inſelchen Kranaë — jetzt Marathoniſi — und haben ſich erſt dort ihrer Liebe in Ruhe erfreut.

Die Eile, aus Gythion fortzukommen, kann ich ihnen nachfühlen, auch ohne die Angſt vor einem etwa nachſetzenden erzürnten Menelaos. Wie lieblich das Inſelchen mit ſeinen Oelbäumen und Cypreſſen im blauen Meer liegt, ſanft umſpült von kleinen Wellen, mit dem Blick über den ganzen lakoniſchen Golf im Süden, nach der Afrodite-Inſel Kythera, wo die Schaumgeborne den Fluten entſtieg.

Mitten in der Nacht in Gythion angekommen, wären wir dennoch am liebſten im Freien geblieben, wenn wir nicht vor Schlaftrunkenheit halbblind das Bedürfnis nach einem Lager empfunden hätten. Die Luft war am Strande des rauſchenden Meeres ſo weich und duftbeladen, wie in einem Warmhaus. Und die ganze Bevölkerung auf den Beinen, jetzt um bald 2 Uhr Nachts! Das macht, dies iſt die Nacht der „Epitafien“, der Grab-

legung Chriſti, und Prozeſſionen mit Muſik und Kerzenträgern vorauf durchziehen unter dem Ruf „Kirie eleïson!“ die Stadt, ſteigen zu den Kapellen an den Höhen hinauf, ſo daß es von unten ausſieht, als ſchwirrten dort oben Scharen von Leuchtkäfern. Geſinge und Geblaſe erfüllt die Lüfte, — was ſoll da aus dem Schlaf werden?!

Mein Freund Kamarinós, der in dieſem Neſt natürlich bekannt iſt, führt mich in das einzige hôtelartige Haus, welches ſich „Gaſthaus zum Peloponnes“ nennt, auch ſaubere Betten hat, nur keine Zimmer für einen Reiſenden, ſondern drei Schlafſäle. Alle Betten ſind belegt von ſchnarchenden Schwarzbärten; aber die wackere Wirtin und ihre verſchlafene Tochter ſchleppen noch Matratzen und Teppiche herbei und bereiten für Kamarinós und mich zwei ganz ſchlafwürdige Betten auf den Dielen. Hart, aber — ungezieferfrei, und trotz Lärm und flackernden Lichtern von der Hafenſtraße durch unſere offenen Fenſter herein haben wir bis zum Sonnenaufgang geſchlafen.

Am nächſten Morgen beſah ich mir dieſes Neſt und ſeine Bewohner. Doppelt begriff ich jetzt, warum Paris und Helena ſolche Eile hatten, Gythion zu verlaſſen. Bei meinem feſten Glauben, daß Junggriechenland im weſentlichen alle Charakterzüge des alten treu bewahrt oder durch irgend welche chemiſche Einwirkung des Bodens neu hervorgebracht hat, iſt es mir nicht zweifelhaft, daß Gythion ſchon im Altertum berüchtigt geweſen durch ſeine Schmutzerei. Es iſt nicht eigentlich dick aufgetragener Schmutz; die Straßen ſind ſogar leidlich gepflaſtert, und es liegen weder tote Hunde noch Katzen umher. Aber es brütet über der Stadt und ihren Menſchen ein Geiſt der „Schmuddelei“, die vielleicht widerwärtiger wirkt als aufrichtiger Schmutz. Kein blank geputzter Stiefel, kein reiner Hemdkragen, keine wohlanſtändige Manſchette in dem ganzen Städtchen, dem Hafenemporium der Provinz Lakonien! Gythion iſt der erſte anſehnlichere Ort

Griechenlands, in welchem ich den liebgewonnenen Lockruf: „Lustro, Kirie?“ (Stiefelputzer, mein Herr?) nicht höre; der erſte, in deſſen Gaſthaus keine Kleiderbürſte auf dem Tiſch, keine reinliche Serviette für den Speiſenden bereit liegt. Kamarinós, ich und allenfalls noch ein junger, eben von Athen hier angeſiedelter Arzt, wir ſind die einzigen Menſchen in Gythion, bei denen wenigſtens der gute Wille, ſauber zu ſein, ſich zeigt. Hohes wie niederes Beamtentum — alles ein wahres Bacchanale unſauberer Vernachläſſigung.

Nur die paar Soldaten, die man trifft, ſind ein wenig ſauberer; man merkt den guten Einfluß der militäriſchen Zucht auf die Leute. Das erkennen auch die Griechen an: etwas haben die beiden großen Mobilmachungen der letzten 6 Jahre dem Lande doch genützt, ganz abgeſehen davon daß ihm die erſte, von 1880, die Provinz Theſſalien verſchafft hat. Für kein Land in Europa iſt die Armee auch im Frieden eine notwendigere Anſtalt, als für Griechenland. Erſt in der Kaſerne lernen die Bauernjungen, die Geisbuben und Schafhirten den Gebrauch von Waſſer und Seife, lernen ſie Kopf und Bart rein halten, und ähnliche ſchöne Dinge, die im Grunde wichtiger und ſelbſt erziehlicher ſind als Leſen und Schreiben. Die 70000 über den Friedensbeſtand eingezogenen Soldaten ſind jetzt in ihre Häuſer und Hütten zurückgekehrt und werden zu Schulmeiſtern körperlicher Zucht und Bildung für das ganze Land werden. Sie haben ſich während der 6 Monate unter den Fahnen an ein ſauberes Bett, an ſaubere Wäſche und Kleider gewöhnt, und deſſen entwöhnt man ſich nicht mehr ſo leicht.

Das Neſt breitet ſich ſo ausſtudirt maleriſch um die Meeresbucht; der Blick auf die beiden Küſten der weit hinaus ins Meer ſich erſtreckenden Halbinſeln (Itylos und Epidauros Limera) iſt ſo mannigfaltig; und die ferne Inſel Kythera, die letzte der

Joniſchen Eilande, ſchließt das Bild ſo duftig ab, daß man ganz des unbehaglichen Standpunkts vergißt, von dem aus man Rundſchau hält. Aber nur ſo lange man am Hafendamm ſitzt und aufs Meer hinausblickt. Sowie man ſich zur Stadt zurückwendet, kehrt auch der jückende Ärger über dieſe nachläſſige Verkommenheit wieder.

Gingen die Menſchen wenigſtens in der Volkstracht! Da wären ſie entweder nicht ganz ſo ſchmuddelig, oder man ſähe leichter drüber weg. Aber nein, gerade in Gythion trägt mit wenigen Ausnahmen die männliche Bevölkerung nur europäiſche Kleidung, die freilich ausſieht, als ſei ſie auf den ärgſten Trödelmärkten der Welt als unverkäuflicher Ausſchuß verſchenkt worden. Ob Beinſchienen oder Hoſen, — vor dem lokalfarbenen Schmutz iſt alles gleich. Selbſt das Wohlgefallen an den ſchönen Leibern und Geſichtern vieler Männer wird einem verleidet durch die Ruppigkeit ihres äußeren Menſchen. Da iſt z. B. der Herr Eparchos, das „größte Tier“ der ganzen Stadt, auf preußiſch: der Regirungspräſident, — ein hochgewachſener, breitſchultriger, ſtolzer Fünfziger; die muskelſtarken Beine in grauweißen Gamaſchen; den rotgefütterten weißen Vließmantel über dem breiten Rücken; den Kopf hoch, den Blick frei und ruhig, wie ein König oder ein Feldherr. Doch das hilft dir alles nichts, Kirie Eparche, denn deine geſchnäbelten Zaruchia ſind ohne Wetternot entſetzlich ſchmutzig, deine einſt weiß geweſenen Gamaſchen ſind noch mit geſtrigem Straßenkot beſpritzt. Der Saum des Mantels, den du ſo melodramatiſch um Schultern und Lenden ſchlingſt, iſt ausgefranſt und ausgefaſert, und dein Hemdkragen — bedenke es: der Hemdkragen der höchſten Staatsobrigkeit am Meerbuſen des lakoniſchen Landes! — ſollte längſt dort unten auf den Waſchſteinen am Strande liegen, wo die braven Gythionerinnen ihren Reinlichkeitsbeſtrebungen weithin klatſchenden Nachdruck geben.

Und wie es mit dir, dem Vertreter der Staatshoheit Griechen-

lands am Golf von Lakonien, aussieht, so oder noch ein gut Teil ärger mit deinen Helfern und Helfershelfern bei den schwierigen Geschäften hellenischer Staatsverwaltung. Ungern sage ich es euch nach, ihr Zöllner von der Steuerverwaltung in Gythion, in deren Gesellschaft ich manches Glas lakonischen Feuerweins getrunken; — ungern, aber Wahrheit will heraus: ihr, gerade ihr Zöllner, waret die Liebenswürdigkeit selber für den ein weniges gelangweilten nordischen Gast und habt alles aufgeboten, ihm diesen trostlosesten Tag seiner Wanderschaft durch ausgesuchte Höflichkeit erträglich zu machen. Aber was wäret ihr nun gar gewesen, wenn ihr reinere Wäsche und reinere Kleider am Leibe getragen hättet!

Auch die Altertümer Gythions haben mir diese Zöllner gezeigt. Sie haben so wenig zu tun, denn nur dreimal die Woche landet hier ein Dampfer; da ist ein Fremder für sie ein Ereignis wie anderwärts ein neues Theaterstück. Und nun ein Fremder, der Geschmack an ihrem Resinatwein findet und Gythion eine der herrlichst gelegenen Städte Griechenlands nennt! — Ein Stückchen antiken Theaters über der Stadt am Bergabhang ist erhalten; ein paar schmucklose Steinsärge hat man unweit des Strandes in einem Feigengarten aufgegraben; auch eine lateinische Inschrift auf einer in die Felswand eingelassenen Platte wird gezeigt. Gythion scheint im Altertum nicht viel mehr gewesen zu sein als ein Hafenstädtchen mit Weinbergen und Feigengärten an der Bergwand dahinter. — Dafür, daß ich die in seinem Garten aufgestellten alten Särge aufgesucht, belohnte mich der Besitzer mit einem Strauß der herrlichsten, frischabgeschnittenen Rosen, bot auch unserer ganzen altertumforschenden Gesellschaft Wein und frische Osterprätzel dar.

Der Hemdkragen kann schmutzig sein, und das Herz dennoch gut. Das haben die Gythioner schon bei wichtigeren Anlässen als dem Besuch eines sie nichts angehenden Fremdlings bewiesen.

Sie ſind ein durch und durch königstreues Völkchen, eine große Seltenheit in dem überwiegend demokratiſch, ſchweizeriſch geſinnten Griechenland, — und politiſche Treue, gleichviel gegen wen geübt, iſt eine Tugend, wie alle Treue. Als der übelberatene König Otto erſucht wurde, Griechenland zu verlaſſen und namentlich die überaus verhaßte Königin Amalie mitzunehmen, da traten die Gythioner zuſammen, um ihm ein Aſyl anzubieten und ihm, wenn möglich, Griechenland von Lakonien aus zurückzuerobern. Dieſe naiven Lakedämonier ſtanden am Hafen, ſpähten aufs Meer hinaus und hofften ernſtlich, der fliehende König werde ſich in dieſen weltverlaſſenen Winkel zurückziehen und ſich ihnen anvertrauen. Sie wären alle wie ein Mann für ihn geſtorben, und doch hatten ſie den König nie von Angeſicht zu Angeſicht geſehen! — Das hat mir ein Gewährsmann erzählt, der es wiſſen muß; ſeinen Namen darf ich, auf ſeinen Wunſch, nicht nennen.

Wie zur Beſtätigung dieſer monarchiſchen Geſinnung fand ich denn auch in dem vornehmſten Speiſehaus von Gythion, einer Perle künſtleriſchen Schmutzes, an den Wänden die Bilder der größten europäiſchen Herrſcher in entſetzlichen Chromos, faſt nur an den Farben ihrer Ordensbänder und allenfalls an der Form ihrer Bärte erkennbar. Der deutſche Kaiſer z. B. ſah aus wie Moſes; man hatte offenbar durch die Länge des weißen Bartes das ehrwürdige Alter des Kaiſers andeuten wollen. König Humbert von Italien ähnelte in beleidigender Weiſe einem franzöſiſchen Friſeur, und nur die Königin von England ſah dem Urbilde an erhabener Häßlichkeit ähnlich.

Am Nachmittag änderte ſich das Ausſehen Gythions. Die Straßen ſchwimmen in Blut: die Lammſchlächterei für den öſterlichen Arnaki-Braten hat begonnen. Vor jedem Hauſe eine häßliche Blutlache; friſche Hammel- und Ziegenhäute hängen über

Stangen zu den Fenstern heraus. Bratenduft mischt sich mit Blutgeruch. Die Gesichter der fleischhungrigen Menschheit nehmen einen verklärten Ausdruck an: die Stunde unbeschränkten Fleischgenusses wird um Mitternacht schlagen, und in die Freude über das „Christós anésti!“ (Christ ist erstanden) wird die mehr weltliche münden: „Es giebt wieder Lammbraten!“

Nun fangen auch die Glocken der Kirchen zu bimmeln an, und trotz dem strengen Verbot der hohen Obrigkeit beginnt das Pistolenschießen und Racketenabbrennen. Ich mache mit dem Herrn Eparchos und anderen Regirungsgewaltigen einen Spazirgang durch die Stadt, und wir alle bewundern den bösen Judas Ischariot, der als angekleidete Puppe, mit struppigem Bart aus Ziegenhaaren, in echtgythionischen Lumpen am Strick quer über der Straße baumelt. Die Puppe ist mit Werg gefüllt, hat mehrere Schwärmer im Leibe und ist reichlich mit Petroleum getränkt. Der Herr Eparchos und der Herr Dimarchos haben eine gemeinsame Verordnung erlassen, wonach alle gefährliche Feuerwerkerei zu unterbleiben habe. Sie haben aber beide ihre helle und wohlberechtigte Freude an dem Judas, und es fällt ihnen nicht ein, dagegen einzuschreiten. Sie sollten es auch nur wagen! Wer dem Volke seinen Osterspaß verderben wollte, würde eine Revolution hervorrufen. Der Strick, an welchem Judas Ischariot über der Straße hängt, verbindet die Hauptkirche mit dem Regirungsgebäude, also Kirche und Staat.

Man hat mich durch alle Kaffehäuser der Stadt geschleppt; ich habe mehr Tassen Kaffe getrunken, als meinen schlafbedürftigen Nerven gut ist, und so viel von dem süßen Lukuml gegessen, daß mein Magen sich nach dem bitterstgeharzten Wein sehnt. Freund Kamarinós ist glücklich: der ist auf offenem Markt vor einem Kaffehaus eingeschlafen, und ich bewache ihn, daß er nicht vom Stuhl falle. Endlich ein Dampfwölkchen am südlichen Horizont, das sich von Kythera auf Gythion losbewegt; nach einer halben

Stunde wirft der „Peneios“ von der helleniſchen Dampfergeſellſchaft auf der entfernten Rhede Anker. Sogleich flüchte ich mich auf ſein, im Vergleich mit gythioniſchen Zuſtänden, holländiſch ſauberes Deck.

Stundenlang bleibt es vor Anker, um Waaren aus- und einzuladen. An Bord werden beſonders Ballen mit Seidengarn, Felle, getrocknete Salzfiſche, gefüllte Weinfäſſer gebracht. Von der Kommandobrücke aus ſehe ich dieſem Schauſpiel zu und genieße zugleich Gythions Schönheit aus verklärender Entfernung. Das allen Italienreiſenden wohlbekannte Wunder vollzieht ſich auch hier: unter dieſem Himmel, umleuchtet von dieſen Farben des Meeres und des Feſtlands wird ſelbſt der zerlumpteſte Ort zu einem Bilde von vollendeter Schönheit, wenn man — einige tauſend Fuß Abſtand dazwiſchen gelegt hat. Von hier aus ſieht man nichts mehr von Verwahrloſung und Schmutz. Die elenden Lehmbuden mit ihren Vogelneſtbalkonen gleichen kleinen Märchenpaläſten, und von dem plundrigen Xenodochion, worin ich die Nacht verlebt, glüht nur noch das Roſenblütenmeer auf ſeiner verfaulten Veranda herüber.

Wie das gute griechiſche Schiff bei dem heftigen Südwind in der Nacht um das gefürchtete Kap Malea herumgekommen, weiß ich nicht: trotz Stampfen und Schaukeln und Ächzen aller Planken habe ich feſt geſchlafen und ſo die halbverlorene Nacht in Gythion nachgeholt. Der ſtramme Feldwebel und die wenigen anderen Reiſegefährten, bis auf einen Major aus Athen, ſämtlich Lakonier oder Argiver, haben eine bange Nacht hinter ſich und begreifen nicht, wie denn gerade ich dem allgemeinen Unheil dieſer Seefahrt glücklich entronnen bin.

Der ſtürmiſchen Nacht iſt ein wolkenloſer Sonnenmorgen gefolgt, ſo leuchtend, daß man auf eine Entfernung von guten 2—3 deutſchen Meilen jedes Dorf, ja jedes Haus am Oſtſtrande

Lakoniens erkennen kann. Nur zweimal legt der „Peneios“ auf dieſer Fahrt an: vor Monemwaſia, woher früher der Monemwaſier (Malvaſier) kam, wo aber heute kaum mehr eine Rebe wächſt, — und vor Leonidion, der Hauptſtadt der Eparchie Kynuria, dem Hafenplatz des Tſakonenlandes. Wie groß auch die Luſt, hier zu landen und einmal an der Quelle das Neu-Doriſche zu ſtudiren, — diesmal geht es nicht, ganz abgeſehen von der jämmerlich knappen Zeit: nach dem Tſakonenlande reiſt man nicht ohne beſondere ſprachliche Vorbereitung, wenn man darüber mitreden will, und die fehlte mir. Das Wenige aber, was Freund Kamarinós mir von der Sprache mitteilt, — er, wie die meiſten Nauplienſer, verſteht etwas davon —, beſtätigt mir nur, was ich auch ſonſt ſchon geleſen: daß in dieſe Berge ſich das Altſpartaniſche gerettet und dort ſo abgeſondert erhalten, wie es im Laufe von mehr als 2000 Jahren überhaupt möglich iſt. Die beiden wichtigſten Schriften über dieſen äußerſt merkwürdigen Dialekt des Neugriechiſchen rühren von zwei deutſchen Forſchern her, von Thierſch und Deffner. Wie ſehr gerade die hervorſtechendſten Eigenheiten des doriſchen Dialektes ſich in der Mundart der Tſakonen lebendig erhalten, das zeige als kleine Sprachprobe das „Vater Unſer“ in der wirklichen Volks-, nicht in der Kirchenſprache:

Ἀφέντα νάμον,	Herr Unſer,
π᾽ ἔσι ᾽ς τὸν οὐρανέ.	der du biſt in dem Himmel.
Νὰ ἔννι ἁγιαστέ τὸ ὄνομάν τι.	Daß ſei geheiligt der Name dein.
Νὰ μόλῃ ἃ βασιλίαν τι.	Daß komme das Königreich dein.
Νὰ ναθῇ τὸ θελημάν τι,	Daß geſchehe der Wille dein,
σὰν ᾽ς τὸν οὐρανέ	wie in dem Himmel,
ἔξρου ζὲ ᾽ς τὰν ἰγῖ.	alſo auch auf der Erde.
Τὸν ἄνθε τὸν ἐπιούσιον	Das Brot, das tägliche,
δὶ νάμον νὶ σάμερε.	für uns gieb heute.
Ζὲ ἄφε νάμον	Und vergieb uns

τὰ χρέ νάμον,	die Schulden unſer,
καθοὶ ζὲ ἐνὺ ἐμαφίντε	wie auch wir vergeben
τοῖ χρεουφέλιτε νάμον.	den Schuldnern unſer.
Ζὲ μὴ νὰ φερίζερε ἐμοίνανε 'ς πειρασμό.	Und nicht führe uns in Verſuchung,
Ἀλλὰ ἐλευθέρον νάμον ἀπὸ τὸ κακό.	Sondern befreie uns von dem Uebel.

Unſere klaſſiſchen Philologen, die Jahraus Jahrein Abhandlung auf Abhandlung, Kommentar auf Kommentar über die ſeit vier Jahrhunderten abgehandelten und kommentirten griechiſchen Schriftſteller häufen, ſo hoch und maſſig, daß vom Geiſt der Schriftſteller kaum noch etwas zur lebendigen Wirkung kommt, und die mit ſolcher Beſtiſſenheit jeder Stelle und jedem Stellchen nachſpüren, woraus ſich etwas über die alten Dialekte des Griechiſchen lernen läßt, — die wiſſen, daß im Tſakonenlande ein Volk lebt, welches Neudoriſch ſpricht, welches améra ſtatt iméra (Tag), sámera ſtatt simeron (heute) ſagt, den Artikel in gewiſſen Fällen mit tar und tur ſtatt des attiſchen tas und tus bildet. Fände ſich dergleichen in einem toten Schmöker, — flugs wäre eine Doktordiſſertation oder ein ganzes Buch fürs Privatdozententum darüber geſchrieben. Die armen Tſakonen haben den Nachteil, daß ſie noch leben; die Philologie, ſpeziell die deutſche, hält nur das Tote für vornehm und „wiſſenſchaftlich".

Im Oſten werden die Inſeln Spetſä und Hydra ſichtbar. — Ach, Hydra! Wer mir das vor wohl 25 Jahren geſagt hätte, als ich Wilhelm Müllers „Kleinen Hydrioten" auswendig lernen mußte, daß ich dereinſt über dasſelbe Meer fahren würde, in welches der von mir ſo ſehr bewunderte „kleine Hydriot" hinabtauchen lernte!

Jetzt die Berge von Argolis, baumlos, aber mit wunderſchönen Formen. Kamarinós kennt ſie alle mit Namen,

denn dies ist sein heimatliches Meer. Gerade vor uns im Norden tut sich eine Ebene auf, vorn überragt von dem Palamidi-Felsen über Nauplia, hinten begrenzt von Hügeln, hinter denen sich Berge auftürmen. Ich nähere mich dem schicksalsreichsten Boden des alten Griechenlands. Dort der niedrige Hügel dicht bei Nauplia ist die Kyklopenmauer von Tiryns. Der höhere Berg links davon, etwas weiter landeinwärts, ist die uralte Lárissa von Argos, einer der Herrscherſitze des Agamemnon; und fern am Horizont, immer weiter landeinwärts gegen Norden, ragen die Berge, auf deren Fuß die Mauern, das Tor und das Schatzhaus des furchtbaren Atridengeschlechts fast unversehrt stehen. Das Herz wird einem beklommen durch die Fülle des Ungeheuren auf jenem kleinen Raum, den ein einziger Blick umspannt. Welche Greueltaten sind in jener Ebene geschehen! Taten — so entsetzlich, daß nach mehr als einem Jahrtausend die griechischen Tragiker keine erschütternderen Stoffe ihren Zuhörern vorführen konnten. Brudermord und Vatermord, Gattenmord und Kindermord, und immer wieder ein beilbewehrter Arm, der rächend wütet gegen die Verüber alter Greuel und neue Greuel darüber häuft.

Die Sonne scheint so festfroh auf Ebene und Berge. Osterfreude auf dem Schiff: die Mannschaft brät zwei Lämmer für sich am hölzernen Spieß. Vom Lande her Gesang, Pistolengeknatter, Glockengeläut. Mir aber liegt der Schatten, der von jenen Bergen im Norden fällt, auf der Seele, und dazu gesellt sich jetzt ein neuer, näherer, ebenso grausiger.

Langsam dampft der „Peneios“ um den Festungsfelsen von Itsch-Kaleh. Nauplia, mit dem schroffen Trutz-Nauplia, dem Palamidi, wird sichtbar. Zuerst aber müssen wir bei jenem links liegenden Inselchen vorüber, dessen steile Höhe von gezacktem Mauerwerk umsäumt ist. „Wie heißt die Insel, Kamariné?“ — „Das ist Burzi,“ lautet die Antwort, und ein merkwürdiges Lächeln zuckt um seine Lippen.

Ein kaſernenartiges kleines Gebäude wird dort oben bemerklich: ein paar Soldaten gehen auf den Wällen ſpaziren und gucken auf das einlaufende Dampfſchiff herunter. Abſeits von den Soldaten, in einer Mauerniſche, von ihnen bei jedem Vorübergang gemieden, ſtehen zwei ſchwarzgekleidete Menſchen, barhäuptig, Männer in den Vierzigern, über den Mauerrand gelehnt und mit ſtierer Neugierde auf Schiffe und Paſſagiere blickend. Der ſchwarze Bart, der ihre finſteren, rohen Geſichter umrahmt, das ſchwarze Haar, das über ihre häßlichen Stirnen fällt, iſt ſo ſtruppig, daß man unwillkürlich an eben eingefangene Verbrecher denkt.

Vor uns liegt Nauplia mit ſeinen zwei großartigen Bergveſten: ich aber habe nur Augen für das Inſelfort Burzi und jene beiden unheimlichen Menſchen. Auch einige andere Paſſagiere, ſämtlich Griechen, blicken unverwandt nach oben. Sie wiſſen jedenfalls, was es mit jenen für ein Bewenden hat, denn ſie deuten mit einer Bewegung des Kopfes hinauf und ſagen dem Nachbarn halblaut ein Wort, welches ich nicht verſtehe und nach deſſen Bedeutung ich meinen Dolmetſch Kamarinós frage. „Dimii“ heißen die beiden Männer, die auf uns ſo neugierig, wie wir auf ſie ſchauen, und Kamarinós ſagt mir gelaſſen: „Die da ſind die beiden Henker Griechenlands.“

„Warum aber hält man ſie dort oben gefangen und bewacht ſie?“

„Weil ſie ſonſt vom Volk maſſakrirt werden würden, wie ihre Vorgänger.“

Der „Dimios“ iſt in Griechenland nicht der gutbezahlte, faſt elegante Vollſtrecker der Strafgerechtigkeit, gleich dem „Monsieur de Paris“, oder dem Herrn Scharfrichter von Berlin. Er iſt dem Volke ein Entſetzen und Ekel und gilt geradezu für vogelfrei. Keine griechiſche Zeitung läßt ſich's beikommen, über den Henker allerlei feuilletoniſtiſche Spaßmachereien zu ſchreiben, wie ſie über Herrn Krauts in deutſchen Blättern hin und wieder zu

leſen ſind. Man glaube aber nicht, daß jener Abſcheu gegen den Henker aus einer leichtfertigen Auffaſſung todeswürdiger Verbrechen, oder aus falſchem Mitleid mit den Verbrechern entſpringt. Der Mord, mit Abſicht und Überlegung, iſt in Griechenland ein ſeltenes Verbrechen, ſeltener auch relativ, als in vielen anderen Ländern Europas, und ſelbſt der Totſchlag im Affekt ſeltener als z. B. in Italien. Der Abſcheu gegen den Henker muß alſo aus anderen Quellen fließen als aus einer geſetzfeindlichen Geſinnung. Die Todesſtrafe war den älteſten Griechen überhaupt unbekannt. Bei Homer kommt als Strafe für Mord oder Totſchlag nur Buße oder Verbannung vor, und Euripides (in ſeinem „Oreſtes“) berichtet ausdrücklich: „Unſere Ahnherren hatten es weiſe gefügt, daß, wer Blut vergoſſen, ſich vor keines Menſchen Antlitz zeigen durfte; ſie ſühnten es durch Verbannung, doch töteten ſie den Mörder nicht.“

Woher nun auch der im Inſtinkt der Volksſeele begründete Abſcheu ſtammen mag, Tatſache bleibt, daß der Henker Griechenlands ſelber ein vom Volke zum Tode verurteilter Menſch iſt, mit dem es kurzen Prozeß macht, wenn es ſeiner habhaft wird. Das aus Bayern nach Griechenland verpflanzte, nur etwas verſchärfte griechiſche Strafrecht kennt die Todesſtrafe auf Mord, Raubmord und räuberiſche Erpreſſung von Löſegeld. Indeſſen während mehr als eines Jahrzehnts, bis 1847, hatte kein Todesurteil vollſtreckt werden können, weil der Henker jedesmal vor Ausübung ſeines furchtbaren Handwerks ſelbſt in Stücke geriſſen wurde.

Endlich kam man auf den Ausweg, die Dimii auf der ſchwer zugänglichen Inſelveſte Burzi im Hafen von Nauplia unterzubringen und ſie durch Soldaten gegen Angriffe vom Lande bewachen zu laſſen. Erſt ſeitdem ſind einige Todesurteile vollzogen worden. Die Henker leben auf Burzi wie Gefangene und dürfen aus ihrem Gefängnis niemals ans Land.

Ein freiwilliger Henker, wie ſonſt überall, hat ſich unter freien Griechen niemals gefunden. So wäre denn die ſchwierige Streitfrage der Abſchaffung der Todesſtrafe auf die einfachſte Weiſe von der Welt für Griechenland gelöſt worden, nämlich durch den Mangel an Henkern, — hätte nicht die griechiſche Juſtizverwaltung ihre Zuflucht zu verurteilten Mördern genommen, ihnen das Jammerleben geſchenkt und mit ihnen einen blutigen Vertrag geſchloſſen, wonach dieſe geborenen Henker ſich auf je acht Jahre zur Ausübung ihres grauſigen Amtes verpflichteten.

Leicht wird es dem Dimios von Nauplia mit ſeinem Gehilfen wahrlich nicht gemacht, denn etwas Furchtbareres als dieſes offene Grab im Meer läßt ſich kaum denken. Unten fährt das freie Leben täglich auf ſchnellen Schiffen an ihnen vorüber; oben herrſchen der Tod und die ſtumme Einſamkeit, denn von den Soldaten ſpricht keiner mit ihnen je ein Wort: er würde ſich dadurch befleckt halten wie durch die leibliche Berührung mit einem ekelhaften Getier.

Die ſcheußlichen Kerle droben haben mir die erſte Stunde in Nauplia verleidet. Warum habe ich auch nach ihnen gefragt! Wo immer ich auf den reinlichen, flieſenbelegten Gaſſen der ganz italieniſch, venetianiſch ausſehenden Stadt wandle, droht die Henkerinſel vom Meer herüber, und es fällt von ihr wie ein blutiger Schatten auf die ſonnige, freundliche Stadt.

Erſt die luſtige Geſellſchaft, in welche mich mein braver Kamerad Kamarinós einführt, verſcheucht die finſteren Schatten. Kaum habe ich mir's in dem ganz ordentlichen Xenodochion („des Etrangers“) behaglich gemacht und öſterlich friſche Wäſche angelegt, ſo werde ich abgeholt. Von jetzt ab gehöre ich nicht mir, ſondern der Nauplienſer Advokatenzunft, denn in dieſe bin ich geraten. In welche andere Geſellſchaft ſoll man auch in Griechen-

land kommen? Jedenfalls ſind auf einen Gymnaſiallehrer mindeſtens 10, auf einen Arzt mindeſtens 5 Advokaten zu rechnen.

Mehr als 70 Advokaten giebt's in Nauplia! dabei eine Bevölkerung von nur 5000 Seelen. Freilich iſt in Rückſicht zu ziehen, daß Nauplia Sitz des Berufungsgerichts iſt für mehrere Provinzen, außerdem eines Handelsgerichts und einer Strafkammer.

Da ich einmal bei der Berufſtatiſtik Griechenlands bin, ſo mögen folgende lehrreiche Zahlen für das Geſamtkönigreich hier ſtehen. Sie gelten alle für das Jahr 1883, über welches mir die letzten amtlichen Angaben vorliegen. Unter den rund 950000 „männlichen“ Seelen gab es erwachſene Bauern: 208000; Schäfer 46000; Kaufleute 34000; Arbeiter 38000 (Arbeiterinnen nur 4700!); Advokaten 1690; Staatsbeamte 7600; Geiſtliche 8000.

Die Geſellſchaft liebenswürdiger jüngerer Männer, deren verhätſchelter Gaſt ich war, beſtand aus einem guten halben Dutzend Advokaten, einem auf der Berliner Univerſität zum Nationalökonomen ausgebildeten Juriſten, der ſeinen Beruf zum Glück verfehlt hatte, dafür aber ein allerliebſtes Berliner Deutſch ſprach, und einem völlig zum Griechen umgewandelten — Muſiklehrer, einem geborenen Sizilier aus Catania. Seine Viſitenkarte trug die denkwürdige Aufſchrift:

Corrado Sedlmayer.

Aber echtſiziliſches Vollblut, wie er mir verſicherte, ſiziliſch bis ins dritte Geſchlecht rückwärts, und er ſelber verſteht keine Silbe deutſch.

Ja, in Nauplia giebt es neben ſo vielen herrlichen Dingen leider auch ſchon Klaviere. Signor Corrado, der gute Konrad Sedlmayer, hat mir aber den Schmerz nicht angetan, auf mich einzuſpielen. Es bedurfte an dem unvergeßlichen Abend in ſeiner

Junggesellenbehausung meiner ausdrücklichen Bitte, um den wirklich sehr bescheidenen und sehr begabten Maëstro zum Aufspielen einiger Volksmelodien zu bewegen. Dann setzte sich der blonde Nationalökonom, Doktor der Berliner Universität, an den Jammerkasten und begann in Nauplia, eine Stunde von Tiryns, zwei von Argos! — das Lied zu spielen und zu singen: „Was kommt dort von der Höh?" — O Dimitrie, mein Freund, das hättest du unterlassen sollen! Und du warst boshaft genug, unserer lustigen Gesellschaft ernsthaft zu versichern, dies sei die preußische Volkshymne! Dein Bruder vollends, dein Schüler im Deutschen, Takis geheißen und seit 6 Monaten „Vizewachtmeister in das Gendarmerie", wie er seiner Visitenkarte hinzufügte, — welch ein ungestüm lustiges junges Blut in seiner kleidsamen Uniform und mit seinem lächerlichen Deutsch! Und wie gern er in den Krieg gezogen wäre und sich für Makedonien und Epiros hätte totschießen lassen oder — zum Offizir befördern!

Dann wurde ich in die Familie eines der jüngsten Advokaten zum Ostermahl feierlich geladen und gerade mir zuliebe wurde nicht im mindesten von der österlichen Urväterſitte abgewichen. Ein Bruder der verwittweten Hausherrin, ein ehrwürdiger gebildeter Priester, saß auf dem Ehrenplatz; der fremde Gast zu seiner Rechten. Es gab natürlich Lammbraten, und wer in seinem Leben an schäfischem Fleisch nur Hammelbraten gegessen, dem bestreite ich das Recht, über einen Lammrücken mitzureden, zumal wenn sein Besitzer, ich meine den des Lammrückens, sich auf griechischen Thymian- und Blumenwiesen fettgefressen. Außerdem gab's Pillaf mit Jaurti, Salat, Früchte, rotgefärbte Eier und was weiß ich, — aber nur als Noten zu dem Text: Lammbraten. Es ist unglaublich, was für Massen hiervon in diesen Tagen im ganzen Griechenland vertilgt werden. Ärzte haben mir versichert, daß sich bei vielen der durch das Fasten ausgemergelten Gläubigen ein wahres Fleischfreßfieber nachher einstellt.

Nach der Mahlzeit, bei der es unendlich luſtig und geſangreich herging, zogen wir Arm in Arm vor die Kaſerne, ehemals ein venetianiſcher Palaſt, mit ſchönerhaltenen Steinzieraten, namentlich Wappenſchildern. Der Nationalökonom ſang über den weiten Platz mit dröhnender Stimme: „Grad' aus dem Wirtshaus komm' ich heraus", und die Soldaten vor der Kaſerne hörten andächtig dem Choral zu. Sie waren natürlich mit dem Braten eines Oſterlammes beſchäftigt, wer weiß des wievielten ſeit der Mitternacht vom Sonnabend zum Sonntag. Ein Oſterlamm à la Pallikari, d. h. am hölzernen Bratſpieß, während die geflochtenen gereinigten Gedärme („Tándera")*), ein beſonderer Leckerbiſſen in griechiſchen Landen, an einem beſonderen Feuer gleichfalls an einem hölzernen Bratſpieß gargemacht wurden.

Heute gilt kein Rang nach Namen; die Disziplin iſt bis auf die unentbehrlichen Reſte zum Teufel. Oſtern macht alle Griechen gleich, wenn ſie ſich nicht ohnehin alle gleich fühlten. Dabei jedoch keine rohe Unziemlichkeit, weder gegen den Fremden, noch gegen die anderen Ziviliſten, noch gar gegen die zu uns geſellten Offizire, worunter auch ein halbgrauer, wetterharter Major. Stühle und Bänke werden aus der Wachtſtube der Kaſerne auf den Platz unter dem breitäſtigen Kaſtanienbaum gebracht, und wir ſchauen in aller Behaglichkeit dem Garwerden des Pallikaren-Oſterlammbratens zu. Wein wird in großen Krügen vom nächſten Verzapfer geholt; Weißbrot und Oſterprätzel läßt der Major ſich von ſeiner Gattin ausbitten; der Meſſer, Gabeln und Teller bedarf es natürlich zum Verſpeiſen eines Pallikaren-Bratens nicht.

Der Marktplatz wimmelt von feſttäglich geputzten Männern; der Spazirgang der Mädchen hat leider ſchon am Nachmittag ſtattgefunden. Man ſingt und lacht und ſchießt mit alten Piſtolen

*) Aus τὰ ἔντερα.

in die Lüfte. In einer Seitengasse lodert ein Judas Ischariot in wilden Flammen auf, und bei jedem Schwärmer, der aus seinen brennenden Lappen fliegt und zischt, jubelndes Geschrei der umstehenden Menge. Dabei kein Mensch betrunken, keine Zänkerei, kein unflätiger Lärm. Tolle Freude, und dennoch ein selbstbestimmtes Maß.

Ein einziger Mißton klang an diesem herrlichen, mondüberglänzten Osterabend in die allgemeine Festesfreude. Wie wir, den Herrn Major als Vorsitzenden, im Kaffehause am Platz uns zu lustiger Unterhaltung niedergelassen haben, erschallt ein Geschrei auf der Straße. Ein Zeitungsjunge, heute in Schuhen und mit einem heilen Rock, stürmt herein: „Ipochórisis tu Delijanni!“ (Unterwerfung des Delijannis). — Der Major ruft dem Jungen zu: Hierher den Wisch! und liest feuerrot vor Zorn den versammelten Kaffehausgästen vor: „Das Ministerium hat auf Frankreichs Vermittelung beschlossen, sich dem Willen der Mächte zu unterwerfen.“ — Es wird ganz still in dem niedrigen Saal; auch auf dem Marktplatz ist es merklich ruhiger geworden. Die Osterfreude ist ihnen allen vergällt durch diese Unglücksdepesche.

Nein, meine verehrten deutschen Landsleute, die ihr jetzt jeden Morgen in eurer Zeitung zum Kaffe einen Artikel der so genau über „die wahre Stimmung des griechischen Volkes“ unterrichteten Herren Journalisten lest, — nein, es ist nicht wahr, daß dieses Volk den Krieg nicht wünscht. Im allgemeinen darf man wohl sagen: alle Völker Europas wünschen Frieden; einige Regierungen Krieg. In Griechenland giebt es zur Stunde*) eine Regierung, welche das Land in den Krieg hetzt, aber um jeden Preis den Frieden will; dagegen ein Volk, welches bereit ist, sich in den Krieg zu stürzen, sofort, gegen den übermächtigen Feind, mit

*) Natürlich vor der Berufung des Ministeriums Trikupis.

Gut und Blut. „Volk“ in Volkes wörtlichſter Bedeutung: nämlich alle waffenfähigen Männer in Griechenland, mit Ausnahme einiger Bankiers auf den Joniſchen Inſeln. Wer das in dieſen Tagen angeſichts des griechiſchen Volkes noch zu leugnen wagte, der würde auch haben leugnen können, daß nach der Kriegserklärung Frankreichs vom 19. Juli 1870 dem deutſchen Volke die Begeiſterung gefehlt hätte.

Der blonde Nationalökonom ſagt beim Gutenachtwünſchen: „Geben Sie Acht: wenn dieſe Depeſche beim Heer in Theſſalien bekannt wird, ſo giebt's dort entweder eine Revolte, oder es überſchreitet auch ohne Erlaubnis von Athen die Grenze.“

Herr Delijannis ſchien etwas Ähnliches befürchtet zu haben, denn am nächſten Tage ſtand in den aus Athen angelangten Zeitungen, daß ſeit mehreren Tagen keine politiſchen Depeſchen mehr nach Theſſalien durchgelaſſen würden.

Fünfzehntes Kapitel.

Alte und neue Könige in Argos.

Die Osterfreude setzte sich am nächsten Tage fort, da neue Depeschen neue Nachrichten brachten; alle erfunden, aber doch weniger betrübend als die von des Ministeriums „Unterwerfung". Im Gegenteil, am Ostermontag hieß es, das Regiment von Athen sollte bald zur Grenze abgehen, desgleichen mehrere in Eleusis stehende Kompagnien. Eine Zeitung knüpfte daran die nicht ganz unpassende Bemerkung: es habe kein Mensch begriffen, wozu überhaupt in jetzigen Kriegsläuften Truppen in Eleusis ständen: „welche eleusinischen Mysterien des Ministeriums denn dort zu bewachen wären?!" —

Mir werden alle schönsten Aussichtspunkte der herrlich gelegenen Stadt gezeigt: der Gipfel des Palamidi, so benannt nach dem weisen Palamedes, und zwar so benannt durch alle Jahrhunderte griechischer Geschichte, nicht etwa erst seit den Freiheitskriegen klassisch neu benamst; — und die Akropolis Nauplias: Itsch-Kaleh, mit dem Namen aus der Türkenzeit, mit ihren Untermauerungen aber hinaufragend in jene Urzeiten, in denen auch die Riesenmauern von Tiryns und Mykenä entstanden sind.

In und um Nauplia haben ſich manche für Griechenland wichtigſte Ereigniſſe zugetragen. Das höchſte Altertum und die klaſſiſche Zeit melden wenig von dieſer argiviſchen Hafenſtadt. In einer Zeit, da die griechiſchen Meeresküſten den plötzlichen Überfällen afrikaniſcher Seeräuber preisgegeben waren, zog ſich die Städte-Gründung und -Entwickelung überhaupt vom Meeresufer in die Ebene, von der Ebene auf die Hügel zurück. Nauplia iſt wohl der Hafen geweſen, in welchem außer den phöniziſchen Seeräubern auch phöniziſche und egyptiſche Wohltäter Griechenlands zuerſt gelandet ſind. Was uralte Erinnerungen mit den Namen Danaos, Kadmos, Pelops, Kekrops bezeichnen: ein Geſchlecht kühner und zugleich in vielen den Pelasgern unbekannten Künſten bewanderter Eroberer und Städtegründer aus dem Süden, das iſt hier unten am Fuß dieſer beiden Felſenburgen oder vielleicht drüben bei den Mühlen in Myli, ans Land geſtiegen. Heute breitet ſich dort ein Sumpf aus, gerade ſo wie zu der Fabelzeit, da Herakles die Sumpfſchlange, die Hydra der Lerna-Quelle bei Myli, mit dem Feuerbrand vertilgte. Dann ſind die Danaiden, Pelopiden, Kadmeer, Kekropiden den Inachos der argoliſchen Ebene aufwärts gezogen, überall feſte Burgen zurücklaſſend; ſo in Tiryns, auf dem Berge über Argos, in Mykenä. Sie brachten ihre beim Pyramidenbau und bei der Sphinx erprobten Künſte der Bearbeitung und Auftürmung rieſenhafter Steinmaſſen ins Land der Griechen; und als man längſt vergeſſen, daß ſie die Erbauer von Tiryns und Mykenä geweſen, da ſchrieb man dieſe unbegreiflichen Werke den ungeſchlachten Rieſenweſen Homers zu, den Kyklopen.

In der neueren Geſchichte Griechenlands hat Nauplia eine ſehr hervorragende Rolle geſpielt. Hier oben auf dem Palamidi haben ſich die Türken monatelang gegen die griechiſche Belagerungsarmee tapfer verteidigt, bis ſie ſich am 30. November 1822 auf Gnade und Ungnade übergaben. Seitdem iſt Nauplia den

Türken nicht wieder in die Hände gefallen. Und am Fuß des Palamidi ist nach 1½tausendjähriger Verwüstung wieder ein selbständiges Staatswesen Griechenland aufgerichtet worden unter dem ersten Präsidenten Johannes Kapodistrias. Hier wurden zuerst die Gesandten der europäischen Mächte von dem Oberhaupt des werdenden Neuhellas feierlich empfangen. Hier unten hat es zum ersten Mal in der Weltgeschichte eine Regierung von Gesamtgriechenland gegeben. In der Ebene am argolischen Meere ist dann die griechische Nationalversammlung umhergezogen; zuerst nach Argos berufen, darauf nach Prónia, einer Vorstadt Nauplias, übergesiedelt. Und auf den Stufen jener weißschimmernden Kirche wurde am 9. Oktober 1831 Griechenlands erstes Oberhaupt Johannes Kapodistrias ermordet; wenige Tage darauf sein Mörder Mawromichalis auf den Wällen des Forts Itsch Kaleh erschossen. Fünfviertel Jahre später hielt König Otto, Griechenlands, des alten wie des neuen, erster Gesamtkönig, seinen bejubelten Einzug in eben diesen Hafen und hat hier ein Jahr lang die Regirung geführt. Athen ist erst seit 1834 Neugriechenlands Hauptstadt.

Morgen kommt König Georgios mit der Königin und den „Königskindern“*) nach Nauplia; denn morgen wird die neue Strecke der Peloponnesischen Eisenbahn: Korinth-Argos-Nauplia durch einen königlichen Sonderzug eingeweiht. Ich habe in Nauplia zwei Tage zugebracht, habe alles gesehen, was man schicklicherweise gesehen haben muß, kenne so ziemlich die ganze Standesbevölkerung des hellen Seestädtchens und darf nun weiter ziehen.

Ein milder Aprilabend senkt sich auf die argolische Ebene hernieder; noch habe ich gute zwei Stunden Tageshelligkeit vor mir: sie reichen hin, um mich über Tiryns nach Argos gelangen

*) So heißen die Prinzen und Prinzessinnen, — βασιλόπαιδες.

zu laſſen. Ein vorher mit meinem „freiwilligen Vizewachtmeiſter“ Takis P. nach Argos abgefahrenes Wäglein hat mein Ränzel mitgenommen; ſo wandre ich denn unbeſchwert und unbewehrt die Inachos-Ebene hinauf.

Hier wächſt ein großer Teil des ausgezeichneten Tabaks, der unter dem Namen „türkiſcher Tabak“ zum dreifachen Preiſe in Europa verkauft wird. Weinfelder ſind ſeltener. Die Roſſezucht aber, der argoliſchen Ebene uralter Ruhm, von dem Ilias und Odyſſee melden, gedeiht auf dieſen ſaftigen Wieſen noch heute. Meine ungeſuchten Reiſebegleiter ſind zwei Pferdejungen, die eine Koppel von 14 ſchönen und ziemlich hohen Pferden, dazu drei Fohlen, nach Argos führen, um ſie auf dem dortigen Roßmarkt zu verkaufen. Kein Samari drückt ihre glänzenden Rücken; kein Strick zwingt ſie zum Gehorſam. Zum erſten Mal wird mir klar, daß Phidias zu ſeinen herrlichen Roſſen ſehr wohl mit griechiſchen Pferden als Modellen auskommen konnte. Des Phidias Roſſe ſind nicht hoch, ſondern gehen mehr in die Breite, juſt wie die älteren Tiere dieſer argoliſchen Pferdekoppel. Auch die dicken Köpfe der Pferde aus klaſſiſcher Zeit finde ich an dieſen Tieren wieder.

Die „Pferdejungen“ ſind übrigens die Söhne des Züchters. Sie kennen jedes Tier, und jedes kennt ſie und gehorcht einem Pfiff. Ob ich aufſitzen und mitreiten will? Längſt entwöhnte Reiterluſt aus der Knabenzeit wird wach; damals ging's auch ohne Sattel und Zaum. Vielleicht gelingt es heute noch ohne allzu ſchimpflichen Fall. Es iſt ja nur noch ein Viertelſtündchen bis zu den Mauern von Tiryns. Ein Stein am Wege erleichtert das Aufſitzen, — hurrah, es geht: auch ohne Sattel bleibe ich im Sitz, auch ohne Zügel in der Richtung.

Die Jungen, 17 und 18 Jahre alt, in ihren Sonntagskleidern, mit friſchgewaſchener Fuſtanella und nagelneuem Fez erzählen mir allerlei Belehrſames von der Roſſezucht hierzulande.

„Wenn die Regirung nur wollte, was könnten wir ihr für gute Pferde liefern! Aber die kauft ja unſere Pferde nicht für die Kavallerie; die geht nach Ungarn und Preußen und bezahlt für Pferd und Transport das Doppelte. Da lohnt es nicht, ſich damit abzuquälen; denn was hier an Pferden gezogen wird, das iſt nichts für die Bergwege. Aber alles, was zwiſchen Nauplia und Argos und weiterhin bis Korinth einen Wagen zieht, das kommt von unſeren Wieſen. Doch auch das wird aufhören durch den Keratás von Eiſenbahn. Aſendi, wozu brauchen wir in Griechenland dieſe Eiſenbahnen?! Iſt dies nicht ein guter Wagenweg? Und ſo geht er fort bis nach Korinth. Wer wird übermorgen noch mit einem Wagen nach Argos fahren? Und was fangen wir mit unſeren Wieſen an? Laſſen ſich eiſerne Maſchinen für die Eiſenbahn darauf groß ziehen?! — Hier iſt Tiryns, Herr. Auf Wiederſehen in Argos.“

Die argiviſchen Roſſe traben weiter, indeſſen ich den Hügel von Tiryns umwandle, die Rieſenſteine meſſe und das Tor ſuche, vor welchem Alkmene ihren Gemahl Amphitryon zu empfangen gedachte, ſtatt ſeiner aber dem Zeus ſelber in die Götterarme fiel. Auch in Theben ſoll dieſe Verwechſelung vor ſich gegangen ſein; da aber die Gelehrten darüber ſtreiten, und Einige des Herakles Geburt in den Königspalaſt von Tiryns verlegen, ſo entſcheide ich mich für Tiryns, da ich einmal hier und nicht in Theben bin.

Eine geiſtreiche Franzöſin hat dieſen ſteinbekleideten Erdwall einen „kleinen Haufen großer Steine“ genannt. Ich muß offen bekennen, daß ich zum erſten Male auf dieſer Reiſe vor den tirynthiſchen Mauern etwas wie eine Enttäuſchung erfahren habe. Ich hatte mir unter den vielberühmten „kyklopiſchen Bauten“ doch andere Steinmaſſen vorgeſtellt. Um den ganzen nicht ſehr großen Burghügel bin ich herumgeſchritten, — er mißt etwa 350 Schritte in der Länge und 80 in der Breite, — bin auch ein gutes Stück an ihm hinaufgeklettert; aber beſondere Gemüts-

bewegungen hat er mir nicht verurſacht. Das Arkadiſche Tor auf der meſſeniſchen Ithome iſt gewaltiger, und vollends mit den Bauten in Mykenä kann Tiryns ſich garnicht vergleichen.

Auf wirklich tadelloſer Fahrſtraße führt der Weg nach Argos. Viel ausgedehnter als Sparta, ſieht es dieſem doch in Bauart und Straßenanlage ſo ähnlich, wie eben nur ein neues Landſtädtchen der Ebene dem anderen ſehen kann. „Landſtädtchen“ iſt eigentlich für Argos nicht paſſend, denn es hat jetzt die Zahl von 10000 Einwohnern überſchritten und wächſt durch eigene Vermehrung und Zuzug aus den Dörfern ſchnell genug. Die neue Eiſenbahn wird gewiß noch mehr zum Wachstum der Argiverſtadt beitragen und hoffentlich auch ein leidliches Gaſthaus hier entſtehen laſſen. Bis jetzt ſchaut es in der anſehnlichen, freundlichen Stadt in dieſem Punkte recht dürftig aus, und ich war ſehr froh, als ich bei meinem mehrtägigen Aufenthalt dem trübſeligen Quartir durch einen lieben Gaſtfreund in Argos entriſſen und in ſein Haus geladen wurde.

Auf einem mächtigen freien Platz, groß genug für eine zehnmal größere Stadt, befindet ſich die Hauptkirche, die Bürgermeiſterei und ein luftiges Sommerhaus: das Hauptkaffehaus von Argos. Freund Takis findet mich ſogleich heraus; er hat für mich das „beſte“ Zimmer im „Xenodochion Mykenä“ belegt, wird auch für meine Weiterreiſe ſorgen und mir eine Ehrenwache nach Mykenä mitgeben. Wofür wäre er Vizewachtmeiſter der Gendarmerie? Erſt da ich ihm ſage, ich könnte nicht umhin, ſolche gutgemeinten Eskorten als ein Zeichen öffentlicher Unſicherheit anzuſehen, verzichtet er auf die Eskorte, nimmt mich dafür aber um ſo freundlicher in Argos ſelbſt in ſeinen Schutz.

Argos iſt in einer Aufregung, die nicht allein der Oſterfreude und den neueſten Kriegsdepeſchen entſtammt. Wie erwähnt, kommen morgen die Königsfamilie und das Miniſterium auf der neuen Eiſenbahn durch Argos hindurch, um nach Nauplia und

von dort nach Athen zur See auf der königlichen Dampfyacht „Amfitrite“ zu fahren. Ich habe einen Brief für die Perle des argiviſchen Advokatenſtandes: Herrn Dimitrios W., zugleich Herausgeber einer Zeitung und lyriſchen Dichter. In dem allgemeinen Wirwarr der Feſtvorbereitungen mag ich ihn aber heute am ſpäten Abend nicht mehr beläſtigen: er hat gewiß als Vertreter der Preſſe wie als Dichter ſich zum Empfange der Königsfamilie zu rüſten. Freund Takis P. leiſtet mir Geſellſchaft, führt mich in die Kaſerne von Argos, wo abermals ein Oſterlamm gebraten und verſpeiſt wird, und liefert mich dann bei meinem Wirt des Mykenä-Hôtels ab. Morgen Vormittag iſt er militäriſch beſchäftigt, durch die Ankunft des königlichen Zuges; doch hat er meinen Empfehlungsbrief an Herrn W. durch eine Ordonnanz geſchickt, damit der mich morgen in der Frühe aufſuche.

Oſterdienstag. — Richtiges „Königswetter“. Die weißbemalten Feſtungsmauern der Lárissa über Argos glänzen im Frührot wie roſige Wolken. Ich bin „früher aufgeſtanden“ als Herr W., habe eine Weile auf ihn gewartet, bin aber dann ſchauluſtig auf die Gaſſe und nach dem Bahnhof von Argos gegangen.

Die ganze Stadt trägt ein feſtliches Gewand. Während der ehrſame Bürgermeiſter von Argos, Herr Spiro Kalmuchos, ſeine Begrüßungsrede auswendig lernt, winden die gutköniglichen Argiver Lorberkränze, von blütenreichen Myrtenzweigen durchzogen, und Roſenguirlanden um die Säulen und Bögen des ganz einfachen Bahnhofgebäudes. Von Granatblüten umſponnen prangt ein Triumphbogen aus Holz und Pappe, mit Lorber- und Myrtenzweigen umgrünt, auf dem freien Platz neben dem Bahnhof, denn ſelbſtverſtändlich wird ein, wenn auch nur kurzer, Beſuch der Königsfamilie in der Stadt erwartet. Mit Goldbuchſtaben auf blauem Grunde ſteht an der Pforte zu leſen: „Willkommen! ruft Euch der Dimos der Argiver zu.“

Ganz Argos — diesmal auch die Frauen, die hübschen und die anderen — ist auf den Beinen. Alle im schönsten Sonntagsstaat, mit goldgestickten Jäckchen, Tüchern, Hauben, Gürteln, und alle in blendend weißer Festwäsche.

Von weit her sind die Bauern mit Weibern und Kindern in die Stadt gezogen, auf Pferden, Mäulern und Eseln, um ihre „Könige" zu sehen. — Im Neugriechischen heißen König und Königin zusammen: „die Könige".

Ich bin der einzige Nichtgrieche mitten in diesem Meer von über 10000 griechischen Menschen. Welch ein Schwatzen, Witzereißen um mich her! Leider auch eine Wolke von Knoblauchsdunst! Es ist sehr interessant, sehr lehrreich, unter solcher Argiverschar zu stecken; aber bequem ist es nicht, auch nicht sehr wohlriechend. Ich möchte gern wieder weg, möchte aber nicht das Fest des Empfanges versäumen, die Ankunft der „Könige" von Neugriechenland in der Stadt des Agamemnon, des Hirten der Völker. Da höre ich in dem Getümmel plötzlich hoch von den Tribünensitzen für die Spitzen der Behörden meinen Namen rufen, mit etwas fremdartiger Aussprache und Betonung; doch den eigenen Namen erkennt man auch so. Des Herrn Advokaten W. Falkenblick hat den einzigen Europäer unter den Argivern herausgefunden; meinen Brief von gestern Abend hatte er gelesen, mich auch im Wirtshaus früh aufgesucht, nur nicht früh genug. Er nimmt seinen Ehrenplatz dort oben ein als Mitglied der „Stadtverordneten-Versammlung von Argos". Alles macht mir Platz, damit ich auf die Tribüne gelange, — der Fremde genießt hierzulande jedes Vorrecht, — und fortan bin ich geborgen, unter dem doppelten Schutz der Stadtobrigkeit und der Presse von Argos.

Kanonendonner von der hochragenden Lárissa verkündet die Annäherung des allerersten Eisenbahnzuges an das uralte Argos. Ein höchst unklassischer, durchdringender Lokomotivenpfiff aus der Gegend von Mykenä, eine ganz moderne Steinkohlenrauchwolke

über dem Inachos, und der Zug klappert heran. Jetzt hält er vor dem Bahnhof. Das Volk bricht in ein wütendes „Sito!“ (Lebehoch)-Geschrei aus. Alles drängt dem Perron zu, um die Königsfamilie zu sehen, nicht aus bloßer Schaulust, sondern getrieben von einem ganz persönlichen, warmen Herzensgefühl. Die Frauen besonders fragen: „Wo sind die Königskinder?“

Von irgendwelcher Etiquette ist keine Rede, doch herrscht darum noch keine Unordnung. Ich bin von meinem bevorzugten Platz hinabgestiegen und stecke im dichtesten Gewühl; doch werde ich nicht gestoßen noch getreten, sondern nur sanft hin- und hergeschoben. — Der Grieche versteht sich auf die Aufrechthaltung der öffentlichen Ordnung ohne Zuhilfenahme von Polizei und Soldaten, und seine Höflichkeit gegen Fremde leidet selbst bei solchen Gelegenheiten keinen Schaden.

Jetzt entsteht eine große Stille, denn der Herr Bürgermeister, im Frack, mit dem Zylinder in der Hand, ist an das königliche Wagengemach getreten und hält seine kurze, sehr kernige Ansprache, deren Schlußworte ungefähr dahin lauten, daß die heutige Einweihung eines wichtigen Verkehrweges dem König wie den Bürgern von Argos ein Trost sein möge in diesen traurigen Zeitläufen.

Der Redner hat geendet und tritt vom Wagen zurück, um dem König Raum zu geben zum Aussteigen. Er begrüßt den Premierminister Delijannis im zweiten Wagen kalt und knapp, denn so unbeliebt wie dieser ist heut kein andrer Mensch in Griechenland. —

Aber was ist das?! — Der König bleibt im Wagen; die Königin wird kaum sichtbar. Der Kronprinz steht an einem offenen Fenster, tut aber nur, was sein Herr Vater tut, nämlich garnichts. Tage, ja Wochen vorher hat das Volk sich auf diesen Königsbesuch gefreut. Es hat mit liebenden Händen das nüchterne Bahnhofgebäude zu einer blumenumsponnenen, einladenden

Empfangshalle gemacht. Da steht es nun zu Tausenden versammelt, um die Verkörperung des griechischen Staatsgedankens einmal im Leben von Angesicht zu Angesicht zu begrüßen, zumal in diesen bangen Tagen der Entscheidung über Krieg oder Frieden. — Wieder ein Pfiff, ein Pusten der Maschine, ein Rasseln der Ketten und Räder, — fort ist der Zug auf seinem Wege nach Nauplia!

Der König hat es gewiß nicht böse gemeint. Könige meinen es selten böse; sie denken nur an manches nicht. Georgios der Erste hat nicht gewußt, wie liebevoll man seiner in Argos geharrt, und die Herren Hofbeamten haben bei der Ausarbeitung des königlichen Reiseplans in ihrer Weisheit nicht bedacht, daß es auf solcher Reise Unterbrechungen giebt, die sich der Vorausberechnung bis auf die Minute entziehen, wie z. B. das ungestüme Verlangen eines ganzen Bezirks, seinen erwählten König zu sehen.

Die Städter von Argos und die Bauern der Inachos-Ebene von Dalamanara bis Kutzopodi haben zu allermeist noch niemals ihren König gesehen. Sie hängen an dem Wassilefs tis Ellados mit einer Art religiöser Verehrung, im scharfen Gegensatz zu den gegen das Königstum und die Königsfamilie mindestens gleichgiltigen Athenern. Bei den Provinzialgriechen verträgt sich die Königstreue, so warm wie nur in irgend einem altmonarchischen Lande, vortrefflich mit demokratischem Selbständigkeitsgefühl. Ohne einen militärischen Putsch in Athen und das Geschehenlassen seitens der Athener wäre König Otto niemals aus Griechenland vertrieben worden. Ohne einen Putsch in Athen hat auch König Georgios für seinen Thron nichts zu befürchten; nur muß er, oder seine Umgebung, das Provinzialvolk ein wenig anders behandeln, als es an dem Einweihungstage der argivischen Eisenbahn in Argos geschehen!

Hätte der König die betrübten Gesichter dieser braven Menschen sehen können, die aufs tiefste enttäuscht vom Bahnhof an

dem unnützen Triumphbogen vorbei in die Stadt oder auf die Landstraße zurückzogen, er hätte noch vor Nauplia Kehrt machen lassen und hätte sich ihnen gezeigt. So aber mußten die Argiver Tags darauf in den Zeitungen von Nauplia lesen, wie liebreich dort König und Königin sich mit allen möglichen Personen, hoch wie niedrig, unterhalten hätten; welche Feste dort gefeiert, welche Reden geredet worden, und was es sonst für Argos Herzkränkendes gab.

Meine Gastfreunde, zu denen jetzt auch Herr Kalmuchos, der Bürgermeister, gehörte, fragten mich, wie es bei uns auf solchen Königsreisen zuginge; ob nicht mein Kaiser sich in einer Stadt wie Argos gezeigt haben würde, wo man ihm einen solchen Empfang bereitet! Ich konnte nicht umhin, den Leuten zu sagen, daß unser alter Kaiser gewiß noch auf keiner Festreise an einer großen, alten, treuen Stadt so im Fluge vorübergereist sei.

Ich wage keine Prophezeiungen über das Schicksal des Königs Georg und seiner Dynastie in Griechenland. Sollte aber einst das Volk ihm den Rücken wenden, wie es das, nach langer Geduld, mit dem König Otto und der Königin Amalie gethan so werde ich jenes Tages von Argos gedenken und einen der Gründe der Umwälzung kennen, die in die Geschichtswerke nicht aufgenommen zu werden pflegen. —

Von bezeichnenden Einzelheiten beim Empfange des Königs in Argos noch diese. Der vorherrschende Ruf war natürlich: „Es leben die Könige und die Königskinder!“ Nur ein paar halbwüchsige Jungen schrieen zwischendurch gellend: „Sito o pólemos!“ (Es lebe der Krieg). — Ein dicht neben dem Wagen des Ministeriums stehender Feldarbeiter, der, wie man mir sagte, gestern die Einberufungsordre erhalten, rief dem Herrn Premierminister ins Gesicht: „I pólemon i 's ta spitia mas!“ (Entweder Krieg oder nach Hause — nämlich: wollen wir!). Herr Delijannis hatte in

dieſem Augenblick eine verzweifelte Ähnlichkeit mit dem berühmten „Greis, der ſich nicht zu helfen weiß".

Zwei Bengel von wenig über 15 Jahren ſchwenkten dem königlichen Wagen gegenüber eine hohe Stange, in Schlangenlinien mit den griechiſchen Farben bemalt, von welcher ein langer ſchmaler Lappen herabhing mit der Inſchrift: „Hier iſt nicht Theſſalien, Majeſtät!" — ein Wink, der dem Könige faſt in allen Zeitungsblättern jener Tage von ſehr erwachſenen Leuten gleichfalls gegeben wurde. Nichts hat man dem König ſo übel genommen, wie daß er nicht ein einzigmal, wenn auch nur zur Beſichtigung der ſtattlichen Armee, ſich ins theſſaliſche Feldlager begeben hat.

Wie ich mit meinem Freunde W. in die Stadt zurückkehre, hören wir ein altes Bäuerlein vor uns zu ſeinem Weibe ſagen: „Pu issä, kaïméne Othon!" (Wo biſt du, armer Otto). In ganz Griechenland erzählt man ſich noch heute von Ottos großer Leutſeligkeit gerade gegen das niedere Volk. Die Erinnerung an irgendwelche freundliche Begegnung mit ſeinem früheren König iſt dieſem argiviſchen Bauern noch heute lebendig, und er ſtellt Vergleiche an, — keine ſehr erfreulichen.

Dreierlei giebt es in Argos zu ſehen: das Muſeum, das Theater und — die Oſtertänze. Bei reichlicher Zeit auch die Láriſſa (Burg) der altargiviſchen Herrſcher.

Das Muſeum befindet ſich in einem dürftigen Holzbau; doch iſt es gut geordnet und bewacht und beſitzt ſogar einen vorzüglichen Katalog, die Arbeit des bekannten griechiſchen Geſandten in Berlin: Alexandros Riſos Rangawis. Die Argiver haben mehr Opferſinn, als die Spartiaten. Man findet in den Privathäuſern von Argos nirgends ein nennenswertes Kunſtwerk aus dem Altertum. Alles Gefundene — und jährlich wird Neues

gefunden beim Umgraben der Felder — wird dem Muſeum dargeboten; ins Ausland wandert nichts von hier.

Von wirklich künſtleriſchem, nicht bloß archäologiſchem Wert iſt der guterhaltene Kopf eines lachenden Mädchens, ein entzückender Reſt altgriechiſcher Kleinkunſt. Außerdem birgt das Muſeum einen ſchaurig ſchönen Meduſenkopf in Hochrelief auf einem Schilde, ein Werk ſtrenger Kunſt, an die Gigantenſchlacht des Altars von Pergamon erinnernd. Nichts von den Schätzen dieſes Muſeums iſt jemals durch die Photographie weiteren Kreiſen zugänglich gemacht worden.

Dann ging der kleine Zug, unter Führung des argiviſchen Dichters und Stadtrats, hinaus vor die Stadt, dem Fuß der öſtlichen Berge zu. Mit wohlerhaltenen Sitzreihen liegt hier das alte Theater von Argos, aus dem harten Felsgeſtein in tiefem Bogen herausgehauen. Es iſt reichlich 100 Fuß hoch in ſenkrechter Linie, und die Entfernung von der oberſten Sitzreihe bis nieder zur Orcheſtra beträgt wohl 300 Fuß. Wir ſind bis zu den höchſten Stufen emporgeſtiegen: unter uns die Gartenſtadt; links, unweit des Theaters die Atridenburg; und dort im Norden auf dem Hügel am Fuß der zwei ſpitzen Berge: Mykenä! Rechts gewendet, ſieht man deutlich das argoliſche Meer, ſieht man Nauplia mit den beiden Feſtungswällen darüber, und gleich einem großen Grabe erhebt ſich Tiryns hart am Wege zwiſchen Nauplia und Argos.

Was haben dieſe ſteinernen Stufen für Klänge wiedergehallt, als dort drunten auf der Orcheſtra des Äſchylos und Sophokles Tragödien der atemlos beklommenen Menge die Taten jenes finſteren, gewaltſüchtigen Geſchlechtes vorführten, das auf der Lárissa von Argos und auf dem Hügel von Mykenä gewohnt! — O über ein wahrhaft nationales Theater! O über jenes Griechenvolk, deſſen Dichter es wagen durften, die ſchrecklichſten und größten Taten des eigenen Landes im künſtleriſchen Bilde an den Stätten

neu zu beleben, wo sie einst begangen worden! Ein Äschylos durfte sieben Jahre nach dem herrlichen Siege bei Salamis seine „Perser“ zur Aufführung bringen, und kein Phrasendrechsler noch Polizeibüttel durfte ihm sagen, dergleichen wäre nicht zeitgemäß; zeitgenössische Geschichte eignete sich nicht zur dramatischen Darstellung. — Und nun gar Aristophanes!

Wie das Drama der Griechen aus dem Boden nationalen Lebens herausgewachsen, so auch ihre Theater. Keine aufgezimmerte Bude mit vergoldetem Flitterwerk, eine täglich allen Zuschauern den Verbrennungstod drohende Falle; sondern ein gewaltiger Raum unter dem blauen Himmel, bequem für Zehntausende, für den Ärmsten wie für den Reichsten gleichmäßig gut zu übersehen wie zu überhören.

Was innerhalb der Trümmer der Lárissa oder im Banne des Löwentors von Mykenä einst Furchtbares geschehen, wer würde es noch wissen ohne die Dichterworte, die auch in diesem Theater, in diesem am erschütterndsten, vor Jahrtausenden erklungen sind? Ein jüngerer Zeitgenosse des Äschylos, — Pindar hat die Verse geschrieben: „Länger als Taten blüht das Leben des Wortes, das mit der Chariten Liebeshuld aus tiefem Gemüte die Zunge kündet.“ Was wären uns die Lárissa und Mykenä ohne des Äschylos und Sophokles Tragödien, — was mehr als merkwürdige althelleniſche oder, wenn man will, pelasgische Bauten? Die Löwen selbst über dem Königstor von Mykenä gewinnen ein anderes, unheimliches Leben, wenn wir denken, daß sie vielleicht einst der aus Troja heimkehrende, dem Mordbeil der eigenen Gattin verfallene Agamemnon als seine stolzen Wappentiere begrüßt hat, — zum letzten Male.

Wir Nichtdichter, nämlich der Herr Bürgermeister, zwei Schullehrer aus Argos und ich, haben uns auf der obersten Sitzreihe des Theaters an verschiedenen Punkten aufgestellt. Der Dichter ist in die Orchestra hinabgestiegen und beginnt mit klang-

voller, nicht ſonderlich angeſtrengter Stimme der Klytämneſtra furchtbare Rede nach Vollendung der Mordtat (aus Äſchylos Agamemnon"):

„Hier ſteh' ich nach dem Morde, wie ich ihn erſchlug;
Ich hab' es ſo vollendet und bekenn' es laut,
Daß der dem Tod nicht wehren konnte noch entfliehn.
Ich ſchlang ein endlos weit' Geweb rings um ihn her,
Gleich einem Fiſchnetz, falſchen Glückes Prunkgewand.
Ich ſchlag' ihn zweimal, — zweimal weherufend läßt
Er matt die Glieder ſinken; als er niederliegt,
Geb' ich den dritten Schlag ihm, für des Hades Gott.
So fallend hauchet er den Lebensatem aus
Und trifft, des Blutes jähen Strahl ausröchelnd, mich
Mit einem dunkeln Tropfen ſeines blutigen Tau's,
Mir minder nicht zur Freude, als Zeus' Regenſchauer
Dem Acker, wenn es ſchwillt im Schoß der Frühlingsſaat. —
Und wär' es Sitte, Spenden über Leichen auch
Zu gießen, hier wär's wohl gerecht. Und ganz gerecht
Hat er den Kelch ſo vieler fluchgemiſchter Schuld,
Den er gefüllt, heimkehrend ſelber auch geleert!" — —

Jedes Wort des griechiſchen Textes, wenn ich auch nicht jedes ſogleich verſtand, war deutlich auf unſeren entfernten Plätzen zu hören. Wie viele Menſchengeſchlechter ſind dort in der Ebene unter uns ins Grab geſtiegen, ſeit zum letzten Male jene Verſe hier im Theater von Argos die Zuhörer mit Schauder erfüllten! —

Herr W. hat mich in ſein Haus vor der Stadt geladen, wo er mit ſeiner alten Mutter und zwei heiratsfähigen Schweſtern abwechſelnd der Juriſterei und der Dichtkunſt obliegt. Er bleibt nach griechiſcher Sitte unvermählt, bis er die Schweſtern den Gatten gefreit, ein treuer Bruder und ſorgſamer Vater zugleich für die Fräulein Katharina und Soi, — „Zöe" ſagen wir Deutſchen, die wir das Griechiſche bekanntlich viel „richtiger" ſprechen, als die Griechen.

Bei Tiſch giebt es einen gelblichen Wein, der mein Erſtaunen erregt durch ſeine Glut und ſeinen Duft. Der iſt ungefähr „dasſelbe in Weiß“, was der Ithaka-Wein in Rot geweſen. Herr W. freut ſich meiner verſtändigen Weinzunge, die ſolch ein Gewächs ſogleich von dem gewöhnlichen Argiverwein unterſcheidet, wozu wahrlich nicht viel gehört. Es iſt Nemea-Wein, gewachſen unweit des Zeus-Tempels von Nemea: gelb wie der Löwe, den Herakles erwürgt; ſtark wie der Löwenſieger ſelbſt. Ein Klient des Herrn Anwalts, aus der Gegend von Nemea, hat den Löwenwein als Dankgeſchenk für einen gewonnenen Rechtsſtreit zum Oſterfeſt in den Keller geliefert, mitſamt einem zarten Lamm, welches auch heute, am letzten Oſtertage, Anfang Mittelpunkt und Ende der Mahlzeit bildet. Nach Tiſch bereitete ich den Damen des Hauſes und der alten Magd Kanella ein beſonderes Vergnügen durch meine ernſte Befliſſenheit, griechiſchen Kaffe in griechiſcher Kaffemühle kunſtgerecht mahlen, dann kochen und einſchänken zu lernen.

Nachmittags ging es mit dem Gaſtfreunde und einigen jüngeren Leuten, auch dem „Vizewachtmeiſter“ Takis P. und einigen ſeiner uniformirten Freunde, in die Vorſtädte hinaus, um den Oſtertänzen zuzuſehen. Die von Argos ſind für den Peloponnes dasſelbe, was für Attika die von Megara ſind. Heute litt das Tanzvergnügen unter der allgemeinen Not des Landes: es fehlte an den jungen Männern. Dieſe Not ſchädigt indeſſen nur den Zuſchauer; den tanzluſtigen Mädchen tut ſie keinen Schaden. In Griechenland giebt es keine paarweis gereihten Tänze. Ein Mädchen ſollte ſich von einem Mann um den Leib faſſen, an die Bruſt drücken laſſen?! Unerhört! Nicht einmal bei der Hand darf ein Tänzer eine Tänzerin faſſen; oder noch ſtrenger bezeichnet: ein Tänzer hat gar keine Tänzerin, ſondern eine Schar von tanzenden Frauen hat einen gemeinſamen Vortänzer, den Reigenführer, wie der Chortanz der Alten den

Chorführer beſaß. Männer tanzen mit Männern, Frauen mit Frauen, nur daß dieſe einen männlichen Tanzführer haben. Die Tänzerinnen unter einander, beſonders aber die erſte Tänzerin mit dem Vortänzer, ſind nicht Hand in Hand, ſondern durch angefaßte Taſchentücher verbunden.

Männliche Tanzreigen ſah ich in Argos gar nicht; es tanzten nur Mädchen und junge Frauen. Immer auf freiem Platze, auf blumigem Raſen oder lehmigen Wegen. Der griechiſche Volkstanz duldet keinen geſchloſſenen Raum, denn er bedarf der breiten Entfaltung. Tanzſäle, wie in Norddeutſchland in jedem „Krug", giebt es nirgends in Griechenland.

Nachbarinnen tanzen mit einander, — ein Tanzreigen auf je 8 — 10 Häuſer und Hütten in den Vorſtädten. Nur die Töchter der ärmeren, halbbäuerlichen Familien; die Argiverinnen der „beſſeren Stände" dünken ſich ſchon zu vornehm dazu, auf der Gaſſe zu tanzen. Vor jeder Truppe eine Zuſchauergruppe, aus welcher von Zeit zu Zeit ein neuer Vortänzer als Erſatzmann eintritt.

Das iſt ein Tanz? fragt man ſich, wenn man dieſe ruhigen Schrittbewegungen ſieht. Eine lange Kette junger und mitteljunger Mädchen im ärmlichen Feſtkleid ſchreitet gemeſſen einige Schritte nach rechts, nach links; dann zum weit offenen Halbkreis gebogen macht ſie die Runde um den Tanzplatz; bleibt ſtehen, macht langſam die entgegengeſetzte Runde, tut ein paar Schritte rückwärts, ein paar vorwärts, nie laufend, hüpfend, tanzend, — nein, mit feierlichem Ernſt der Bewegungen, und ohne Tanzfreude und Lächeln im Geſicht. Dazu ertönt, wo es ſich findet, ein Trommelchen (Défi), welches mit den Handknöcheln gerührt wird; die übrige Muſik liefert der Tanzreigen ſelber.

Feierlich, wie die Schritte, ſind auch die Lieder, und ich würde mich nicht wundern, wären die Lieder fromme Oſtergeſänge. Noch weniger wäre ich erſtaunt, ſängen dieſe ernſten Mädchen in

ihren dürftigen Kattunkleidchen antike Chorgesänge, meinethalben aus dem „Agamemnon“ des Äschylos oder der „Elektra“ des Sophokles, — so wehmütig und ernstreligiös klingen die Lieder. Gerade so habe ich mir stets den Vortrag der antiken Chöre oder die Hymnen an die Gottheiten vorgestellt. Andächtig sehe ich zu, und die Tanzenden lassen sich auch garnicht stören, da sie mich so ernst bleiben sehen, wie sie selbst sind. Andächtig lausche ich; aber außer einzelnen Wörtern verstehe ich nicht recht die einförmig gesungenen Lieder. Mein Begleiter, der argivische Dichter, muß mir zu Hilfe kommen und die Texte aufschreiben. Ei, ei, ihr frommen Tänzerinnen und Sängerinnen, das sind mir schöne Hymnen, und von Gottheiten sind auch nur zwei auserwählt: Afrodite und Eros. Unter dumpfem Trommelklang, ernstem Gesang und feierlichem Chorreigen singen diese Mädel ohne Lächeln folgende Zweizeiler:

Wer sich der Schätzchen zweie hält, hat Freud' zu allen Zeiten:
Wenn er mit Einer sich erzürnt, so geht er zu der Zweiten.

Ich wollt', ich wär' auf hohem Berg und hauste mit den Rehen,
Daß ich nicht stets dein süßes Bild vor Augen müßte sehen!

Du, Lieb, bist dort, und ich bin hier, die Mauer zwischen beiden;
Ein Wachslicht weih der Jungfrau ich, tät sie uns nicht mehr scheiden.

Schlaflos sind Augen mir und Geist, das alles kommt vom Lieben:
Vom vielen Küssen ist mein Mund und deiner ganz zerrieben.

Ich geh in das Zigeunerland, Zigeuner zu befragen,
Wie Liebe nur entstehen mag, das sollen sie mir sagen.
„Man fängt sie mit den Augen auf, zum Munde steigt sie nieder,
Und von den Lippen dann ins Herz; dort bleibt sie, geht nicht wieder.“

Wenn du mich treu von Herzen liebst, will ich ein Zeichen sehen:
Drück mir die Hand so fest du kannst, wann wir im Tanz uns drehen.

Improvisirt wird nicht viel bei diesen Tänzen; in Argos wenigstens soll die Kunst ziemlich abgeblüht sein. Dagegen werden

aus der Unmenge allgemein bekannter Zweizeiler solche gewählt, die irgendwie Beziehung zu kleinen, nur den Tänzerinnen bekannten Vorkommnissen des täglichen Lebens, zu angebandelten Verhältnissen und dergleichen haben. Nach einer Tanzpause führte ein schwarzäugiges, keckes Ding von höchstens 16 Jahren den Reigen am Taschentuch des Vortänzers und sang mich an:

„Ein Fremdling in dem Fremdenland blüht in der Frühlingsluft,
Er blüht wie ein Basilikum, doch hat er keinen Duft."

Zum ersten Mal während des endlosen Tanzes flog über die Gesichter der Tanzenden ein dünnes Spottlächeln.

Dann versuchte sich das Schwarzauge im Stegreifsingen, aber — sie blieb stecken —:

„Ach wüßtest du, wie lieb du mir, du würdest dich verwundern;
Den Sinn, den gegen mich du hegst, — —"

Sie fand den Reim nicht. Eine Andere nahm das Liedchen auf:

„Ach wüßtest du, wie lieb du mir, du würdest dich betrüben;
„Und wenn du mich auch jetzt nicht liebst, du würdest dann mich lieben."

War schon der Gegensatz zwischen dem feierlichen Hin- und Herschreiten — und den lustigen Liebesliedern so anziehend, daß ich mehr als eine Stunde von Gruppe zu Gruppe gehend aufs ergötzlichste zubrachte, — die Vortänzer machten den Tanz vollends zu einem Schauspiel. Je ernster die Bewegungen der Tänzerinnen, desto possirlicher, toller die Bocksprünge des Vortänzers. Ohne das Taschentuch der ersten Tänzerin loszulassen, sprang er mit verrenkten Gliedern unaufhörlich in die Luft, drehte sich im Kreise, schlenkerte mit den Beinen, ein richtiger Bajazzo, oder um griechisch zu bleiben: ein betrunkener Satyr, der Chorführer des Reigens im antiken Satyrdrama. Und was mir das Wunderbarste: weder er, noch die Tänzerinnen, noch die Zuschauer lächelten auch nur über den Vorspringer!

Beweiſen kann ich's nicht, und niemand kann es; aber nichts kann meine Überzeugung ändern, daß dieſe Oſtertänze in Argos — und in Megara ſollen es genau dieſelben ſein — Reſte antiker und religiöſer Tänze ſind. Das Tanzen iſt noch heute in Griechenland beim Volke mehr eine religiöſe Feſthandlung, als ein weltliches Vergnügen. Nur die Liebeslieder, die dazu geſungen werden, ſchmecken nicht nach Religion; doch ſchienen ſie mir nicht die Hauptſache zu ſein, vielmehr nur die muſikaliſche Begleitung.

Der Abend begann zu dämmern, als wir auf ſchmalem Pfad zur Lárissa hinaufſtiegen. Ich hatte den Bädeker mitnehmen wollen; Herr W. meinte aber, er hätte etwas Beſſeres für ſolchen Weg, und ſteckte eine kleine Leipziger Ausgabe des Äſchylos in die Taſche.

An einem Kloſter der Jungfrau vorüber, gelangt man in einer knappen Stunde zur Höhe, mitten hinein in die Frankenzeit. Das leidlich erhaltene Kaſtell auf der Spitze der Lárissa ſtammt aus jener romantiſchen Welt der Herrſchaft franzöſiſcher und belgiſcher Ritter über griechiſche Städte und Provinzen, mit Feudalismus, Wappenweſen, Turniren und allem Zubehör. Das Mauerwerk hier oben könnte auf irgend einem Berg am Rhein, an der Moſel, an der Loire in die Lüfte ragen. Epheu umrankt es, Käuzchen ſchreien, und nun färbt auch der letzte Abendſchein die Zinnen mit rötlichem Licht.

Doch Herr W., der nicht viel Sinn für mittelalterliche Franken-Romantik beſitzt und die Lárissa nur als Burg des Agamemnon kennt und liebt, macht mich aufmerkſam auf ein wohl 100 Fuß langes, feſtgefügtes Stück uralten helleniſchen Mauerwerks, nicht unähnlich dem, welches ich in Tiryns geſehen, nur aus noch kleineren Steinen zuſammengeſetzt. Die Byzantiner, Frankenritter und Türken, die von hier oben nach einander die argoliſche

Ebene beherrſchten, haben den Reſt der antiken Befeſtigung geſchickt in ihre Befeſtigungswerke einbezogen.

Wir haben Mundvorrat mitgenommen; ein Diener der Bürgermeiſterei hat einen verheißungsvollen Korb auf das Gemäuer geſtellt, daneben eine eiſerne Laterne mit dickem Wachslicht. Es dunkelt oben, wie längſt im Tal; in Argos werden die Straßenlaternen, rechtſchaffene Öllampen, angezündet. Da tritt der Dichter unter uns mit ſeinem Äſchylos in der Hand an den Rand der helleniſchen Mauer und lieſt die Rede des Feuerwächters aus dem Eingang des „Agamemnon“:

„Die Götter bitt' ich um ein Ende dieſer Mühn.
Das ganze Jahr ſchon, da ich wachend hier vom Dach
Des Atridenſchloſſes, wie ein Hund, richtaufgeſtützt,
Der ſtillen Sterne Nachtgeſellſchaft angeſchaut,
Und die den Menſchen Sommer bringen und Winterzeit,
Die lichten Herrſcher, die im Äther ſtrahlenden
Geſtirne, wann ihr Aufgang iſt, ihr Niedergang.
Und wieder ſpäh ich nach des Flammenzeichens Schein,
Dem Strahl des Feuers, das Bericht von Ilion
Und Siegesbotſchaft bringen ſoll; denn alſo heiſcht
In ſicherer Hoffnung Klytämneſtras männlich Herz. — —
(Feuerſchein flammt auf dem Berge über Mykenä auf.)
O ſei gegrüßt mir, Licht der Nacht! Taghelle Luſt
Weckſt du in mir; erweckſt in Argos weit und breit
Feſtchorgeſänge, dieſem Glück zu frohem Dank!
Jo! Jo!
Agamemnons Gattin will ich es laut verkündigen,
Daß ſchnell ihr Lager ſie verlaſſe, im Palaſt
Den freudehellſten Jubel dieſem Feuerſchein
Entgegenjauchze, da die Troerveſte nun
Gefallen iſt, wie dort der Schein es leuchtend ſagt!“ —

Sechzehntes Kapitel.

Mykenä und Akrokorinth.

Der Abſchied von all den guten Menſchen in Argos iſt mir ſchwer geworden. Einen großen Roſenſtrauß hat mir noch Fräulein Soï zum Pferde heraufgereicht, als ich in früheſter Morgenſtunde aufſaß, um über Mykenä nach Korinth zu reiten. Da auch Akrokorinth beſtiegen werden ſoll, ſo ſteht ein Ritt von 12—14 Stunden bevor. Darum haben die Damen meinem Agojaten, den ich heute beritten gemacht, ein großes Packet in die leere Futtertaſche geſteckt; denn unterwegs giebt es nur ein Chani, das von Anéſti —, und dort finden wir nichts Rechtes, hat mein reitender Führer, Michaïl, geſagt.

Den Führer hat mein argiviſcher Gaſtfreund angeworben; ſo kennen wir einander noch nicht, und Michaïl fängt deshalb ein prüfendes Geſpäch an. Er unterſchätzt meine dürftige Kenntnis des Griechiſchen, denn er ſchreit, ſtatt zu ſprechen, weil er denkt, ſolch ein Fremder verſteht dann beſſer. Allmählich ſenkt er ſeine Stimme zu ruhiger Rede. Sein Vertrauen habe ich bald gewonnen, da ich mich nach ſeinen Familienverhältniſſen erkundige und mir die Krankengeſchichte ſeines einzigen, fieberkranken Söhnchens eingehend erzählen laſſe. Wenn er nur reich genug wäre, ihm Kinino (Chinin) zu kaufen; aber bei der Satans-

Eisenbahn sei es nun auch mit dem Pferdevermieten zu Ende. Dies sei gewiß der letzte Ritt, den er mit einem Fremden nach „Kortho“ (Korinth, aus Kórintho) mache Darin hat er Recht, und wenn ich gewollt hätte, säße ich jetzt im Eisenbahnwagen und rollte in einer halben Stunde nach „Station Fichtia“, von wo man in 20 Minuten an den Hügel von Mykenä gelangt. Mir ist es aber gar zu „stillos“ erschienen, zum Löwentor und Schatzhaus des Atreus in der Eisenbahn zu fahren; auch ist mir das Reisen zu Pferde, das männlichste, herrlichste der Welt, schon so lieb geworden, daß ich die Eisenbahn zur Linken ihre Kulturarbeit verrichten lasse, sanften Trabes über den „durstigen“ Inachos setze und dann gen Mykenä reite.

Michaïl läßt mir mit seinen Sorgen keine Ruhe. Ich möge ihm raten, was er denn in Zukunft anfangen solle. Eine Frau, zwei Mädchen und einen fieberkranken Jungen hat er, und nur ein Stückchen Gerstenfeld, ein paar Stremmata Weinland und ein bischen Tabak-Acker. Mit den Pferden habe er doch Jahraus Jahrein seine 100, auch 150 Drachmen verdient und damit das Fehlende zugekauft. Er ist erst 31 Jahre alt, ein schöner, heitrer Mensch, an dem die Wehmut dieser seiner letzten Agojatenreise noch nicht recht haften will. Er habe eine Idee; ob er sie mir wohl sagen dürfe? — Nur heraus damit, Micho, ich verrate nichts. — Ob er nicht aus der „Satans-Eisenbahn“ gar Vorteil ziehen könne, indem er Tabak, Öl, Wein und was sonst die Europäer brauchen, mit der Bahn nach Korinth und von dort nach Europa verschicke? —

Aus dem Agojaten und dem kleinen Tabakbauern entwickelt sich der Kaufmann. Die Idee erscheint mir gar nicht so einfältig, und ich bespreche mit Michaïl alles, was zur Ausführung gehört. In Korinth werden wir uns, d. h. ihm, den Tarif für die Frachten zwischen Argos und Korinth geben lassen; der Agent des österreichischen Lloyds wird ihm die Frachten nach Triest berechnen, —

nun handelt es ſich bloß noch darum, ihn mit Trieſter Großhändlern bekannt zu machen. Es müſſen Griechen ſein, denn Michaïl kann natürlich nur Griechiſch leſen und ſchreiben. Ich verſpreche ihm, von Trieſt aus ihm Adreſſen ſeiner dortigen Landsleute zu ſchicken, und da ich mein Wort gehalten, ſo vermute ich, der arme Michaïl iſt auf gutem Wege zum Millionär.

Dann treibe ich griechiſche Sprachſtudien mit ihm. Ich will einmal herauskriegen, ob eine Spur des altgriechiſchen Wortes für Pferd (Ippos) ſtatt des jetzigen Alogon bei ihm ſich findet. „Michaïl, ſagſt du nicht noch ein andres Wort als Alogon?“

Michaïl lacht. „Ja wohl, Afendi, ich habe noch eins, ein ſchönes.“

Das wäre! Was noch Keinem gelungen: das alte „Ippos“ im Volksmunde wiederzufinden, das ſollte mir beſchieden ſein? Welch ein philologiſcher Ruhm! — „Heraus mit deinem ſchönen Wort, Michaïl!“

„Ippos, Afendi,“ ſagt der Michaïl und lacht wieder.

Kein Zweifel: dieſer Pferdevermieter aus Argos iſt einer der wenigen treuen Bewahrer des edlen attiſchen Ippos; denn alle meine früheren Agojaten, die ich philologiſirend daraufhin angebohrt, haben mich mit meinem „Ippos“ ausgelacht.

„Warum lachſt du denn, Michaïl?“

„Na, Afendi, ich will's dir nur ſagen. Ich bin mal im vorigen Herbſt mit einem Fremden geritten, der war auch aus Jermanía, aus Kratſia (Graz!), und der hat mir geſagt, mein Alogon heiße nicht Alogon, ſondern Ippos; das ſei feiner. Da habe ich auch Ippos geſagt.“

Mit der glorreichen Entdeckung iſt es nichts.

„Höre, Michaïl, wenn doch mal wieder ein Fremder mit dir reitet, beſonders ein Jermanós, dann nennſt du dein Tier nicht Alogon, auch nicht Sóon, ſondern Ippos, und läſſeſt dir dafür eine Drachme mehr geben. Die Jermani, namentlich die mit

Brillen, bezahlen gern für einen Ippos eine Drachme mehr als für ein Alogon.“

Michaïl wird ſich's merken.

Hinter uns klappert, erſt fern, dann raſch näher kommend, Hufſchlag. Wir reiten nicht auf der alten, jetzt durch die Eiſenbahn entbehrlich gemachten Chauſſee, ſondern auf weichem Wieſengrund. Der Reiter hinter uns desgleichen. Da iſt er bei uns und parirt ſein ſchönes großes Pferd, ein ungariſches Kavalleriepferd. Die Eskorte iſt es, die der Vizewachtmeiſter der Gendarmen mir dennoch nachgeſandt hat, um mich nach Korinth, oder auch bis ans Ende den Welt zu begleiten. Der ſtramme junge Reitersmann übergiebt mir einen Amtsbrief mit großem Siegel: ſeine Ordre, die ich am Endpunkt der Reiſe zum Ausweis für den Gendarmen unterſchreiben möge. „Höre, Freund,“ ſage ich zu dem Reiter, „da du nun mal hier biſt, ſo kommſt du bis nach Mykenä mit und ſiehſt dir die alten Steine an; dann aber reiteſt du zum Herrn Wachtmeiſter zurück und beſtellſt ihm einen ſchönen Gruß.“

„Das darf ich nicht; meine Ordre —“

„Tut nichts; ich geb dir's ſchriftlich, daß ich dich zurückgeſchickt habe.“

Damit iſt der Gendarm Themiſtokles (abgekürzt in Toklis) beruhigt, und gemütlich reiten wir fürbaß. — Indeſſen, Toklis' Pferd iſt nicht für die Gemütlichkeit; war's der reichliche Hafer im Kaſernenſtall zu Argos, oder des Reiters Neigung, mir eine kleine Fantaſia vorzureiten, — genug, ſein Pferd ſetzt ſich in einen ſchärferen Trab und geht dann zum Galopp über, — und unſere kleinen, aber wohlgenährten Alógata hinterdrein! Das war mir denn doch in Griechenland noch nicht paſſirt, und ſchon der Seltenheit wegen ſei dies Ereignis angemerkt. Bald im Galopp, bald im ſcharfen Trab geht es vorwärts, und die Luft

an der ſtarken Bewegung in friſcher Morgenſtunde iſt ſo groß, daß ich gar keinen Verſuch mache, den Ungeſtüm meines Tieres zu mäßigen.

So ſtürmen wir in das Dorf Charwáti, vor das Haus des Bauern und Schatzhausſhüters Petros Chriſtópulos, umbellt von ſämtlichen Hunden des ehmaligen Königreichs Mykenä, 17 an der Zahl. Ein einziger Steinwurf des Petros zerſtreut ſie alle.

Petros kennt Herrn „Sliemann“*) und iſt zuvorkommend gegen einen Landsmann des Wohltäters von Charwáti. — Das Muſeum? Nachher! Erſt Mykenä ſelber. — Das Muſeum des Petros beſteht aus wertloſen Scherben, meiſt aus der Türkenzeit, die in einem Holzſtall an der Erde liegen. Man macht dem braven Burſchen eine Freude, wenn man ſie für wunderſchön erklärt. Die wirklich wertvollen Funde ſind im Zentralmuſeum zu Athen in einem beſonderen Saal zuſammengeſtellt.

Soll ich den überflüſſigen Verſuch machen, den unzähligen Beſchreibungen der mykeniſchen Bauten eine neue hinzuzufügen? Es giebt ſchwerlich einen Leſer, der nicht entweder Schliemanns großes Werk über Tiryns und Mykenä, oder doch Abbildungen des Löwentors und des Schatzhauſes des Atreus geſehen. Was keine Abbildung wiedergeben kann, das iſt die furchtbare, erdrückende Einſamkeit der Landſchaft und die über jedes bekannte Maß, über jede Erwartung hinausragende Ungeheuerlichkeit der erhaltenen Bauwerke.

Trotz hellem Sonnenſchein fühlt man ſich auf dieſem nackten Hügel angegruſelt. Vor dem gewaltigen Schatzhaus ſtehend, ſieht man doch wenigſtens noch hinüber nach der hellleuchtenden Lárissa von Argos und fühlt: dort unten wohnen lebendige Menſchen.

*) Die Griechen haben kein sch; wären ſie wirklich Slawen, wie die Bücher-Ethnologen meinen, ſo hätten ſie das sch gewiß mit allem ſonſtigen ſlawiſchen Zubehör von Ziſchlauten.

Nähert man ſich aber dem Löwentor, ſo iſt man ganz allein mit dem Moder- und Mordgeruch, der ſeit Jahrtauſenden dieſes älteſte Bauwerk Europas umweht. Vollends, wenn man in den hochummauerten Gang mit den berühmten Rieſenquadern eintritt, durch den man vor das Löwentor gelangt, da fühlt man, „es iſt der Weg des Todes, den wir treten“. Wie für die Ewigkeit gefügt, klammern ſich dieſe behauenen Felsblöcke an einander. Noch ſieht man jenſeits des Löwentors, dicht dahinter, rechts und links die Niſchen für die Pförtner. Atreus und Thyeſtes ſind hier vorbeigeſchritten. Agamemnon, des Atreus Sohn und Nachfolger, iſt durch dieſes Tor hinausgezogen nach Aulis' Strand mit der eigenen Tochter Iphigenie als Opfer für den zürnenden Poſeidon. In dieſen Räumen hinter dem Löwentor blieb Klytämneſtra zurück mit ihrem Haß gegen den unväterlichen Mörder der eigenen Tochter und mit ihrer buhleriſchen Liebe zu Aegiſtheus. Und hier in der „Burg“, nicht 50 Schritt vom Löwentor, fiel das Mordweib den heimgekehrten Bezwinger Trojas mit Netz und Beil an und erſchlug ihn, „wie einen Stier an der Krippe“.

Wo hat das Wiederſehen zwiſchen Oreſtes und Elektra ſtattgefunden? Wo haben Elektra und Chryſothemis an der Urne geklagt, die ihres einzigen Bruders Aſche bergen ſollte? Wo endlich iſt das Grauſigſte geſchehen, die Ermordung der Mörderin durch den eigenen rächenden Sohn? und wo iſt der ſchreckliche Mahnruf Elektras an Oreſt erſchollen, da ſie das Angſtgeſchrei der zum Tode getroffenen Mutter hörte —: „Stoß noch einmal zu, wenn Du ſtark biſt!“? — Wo iſt die Stelle auf dieſen Steinen, „wo eine alte leichte Spur des frech — vergoſſenen Bluts den oft gewaſchenen Boden — mit blaſſen, ahnungsvollen Streifen färbte“?

Die Gelehrten wiſſen ganz genau, daß alles das nicht wahr iſt. Sie haben den Homer wegbewieſen und ſeine Dichtungen aus einer Art von epiſchem Urſchleim oder rhapſodiſchem Welt-

nebel ſich zum Kunſtwerk entwickeln und verdichten laſſen. Was ſind ihnen Agamemnon, Klytämneſtra, Oreſt, Elektra? Wahrſcheinlich ein „Sonnenmythus“, oder ſonſt ein modiſcher Einfall der Wiſſenſchaft, die ja, nach Gottfried Kellers ſchönem Wort, jetzt wieder einmal, wie alle 25 Jahre, ihren höchſten Gipfel erklommen hat. Ich möchte dieſen Wiſſenſchaftern den Rat geben, einmal am hellen Tage ganz allein im Bereich des Löwentors von Mykenä ſich zu ergehen und dann abzuwarten, ob ſie nicht dort das klaſſiſche Gruſeln lernen.

Michaïl will am Löwentor die Futtertaſche auspacken und ſeinem Aſendi ein gutes Frühſtück rüſten. Er ſagt, ſo machen es alle Fremden, die hierher kommen. Ich danke! — Die Zeit wird zweifellos kommen, wo unſern dem ſchaurigen Gange zum Löwentor ein Gaſthaus „Zum König Agamemnon“ oder gar „Zum guten Menelaus“ prangen wird, „mit allem Komfort der Neuzeit ausgeſtattet“. Bis dahin ziehe ich es vor, bei Petros Chriſtópulos in deſſen Scherbenmuſeum zu frühſtücken, anſtatt in der Mördergrube von Mykenä.

Ob Homer Mykenä geſehen? Ich glaub' es kaum. Gehört aber hat er manches Zutreffende darüber. Iſt auch ſein, faſt bei allen Städten ſich findendes „breitſtraßig“ ſchwerlich für Mykenä richtig geweſen, — ſein „wohlgebaut“, und ganz beſonders ſein, meines Wiſſens *nur* für Mykenä gebrauchtes, *dreimal* vorkommendes „goldreich“ ſind es um ſo mehr.

Außer der Unverwüſtlichkeit des Mauerwerks ſelber, das wohl nur mit Dynamit zu ſprengen wäre, iſt es auch die frühzeitige Eroberung und Zerſtörung von Argos aus und die gänzliche ihr folgende Verödung geweſen, welche Mykenäs Tor, Schatzhäuſer und Gräber durch die ſpätere griechiſche, die byzantiniſche, fränkiſche und türkiſche Zeit bis in unſere Tage hinübergerettet hat. Mit der Zerſtörung der Stadt und der Austreibung der Bewohner im Jahre 463 v. Chr. verſchwindet Mykenä aus

der Geſchichte, und nur auf der tragiſchen Bühne hörte ein jüngeres Geſchlecht die Kunde von den Greueln aus uralten Tagen. Vielleicht daß Äſchylos, daß Sophokles die Mordſtätten beſucht hat; ſie würden ihnen nicht viel anders erſchienen ſein, als da Heinrich Schliemann ſeine Ausgrabungen begann. Den koſtbaren Inhalt des Schatzhauſes des Atreus — oder des Grabes Agamemnons, was wahrſcheinlicher iſt, — hatten lange vor Schliemann griechiſche oder türkiſche Räuber entführt. Die mykeniſchen Goldfunde und anderen Koſtbarkeiten entſtammen den fünf Gräbern innerhalb der eigentlichen Burg Mykenä, unweit dem Löwentor.

Von der Rieſenhaftigkeit der einzelnen Bauſteine giebt keine Beſchreibung eine deutliche Vorſtellung. „Ganz und gar ungriechiſch!“ — das iſt der Eindruck, den wohl Jeder beim erſten Anblick des Schatzhauſes, ſowie der Pfoſten und des Türſturzes am Löwentor empfindet. Das haben ſchon die alten Griechen gefühlt und haben ein aſiatiſches Fabelvolk, die lykiſchen Kyklopen als Baumeiſter der mykeniſchen wie der tirynthiſchen Mauern erdacht. Kein Archäologe noch Bauverſtändiger hat bis jetzt eine genügende Antwort auf die naheliegende Frage gegeben: mit welchen Maſchinen haben die Baumeiſter von Mykenä jenen Türſturz auf ſeine Pfoſten gehoben? Es ſollte unſeren Maurern ſchwer werden, es jenen Kyklopen nachzutun: einen Stein von mehr als 1500 Zentnern 11 Fuß hoch zu heben ohne Dampfkrahn!

Die aus dem Wappenſchilde über dem Türſturz vorſpringenden Löwenköpfe ſind wohl ſchon bei der Eroberung der Stadt durch die Argiver abgeſchlagen worden, als Zeichen der Vernichtung von Mykenäs Selbſtherrlichkeit. Das Wappenſchild ſelbſt herauszubrechen hat man nicht gewagt: die Zertrümmerer wären gewiß von den nachſtürzenden Steinmaſſen zu Brei zermalmt worden.

Kurz vor dem Dorfe Hagios Waſſilios, zwei Stunden hinter Charwati-Mykenä, nähern wir uns wieder der Eiſenbahn. Der Gendarm iſt nach Argos zurückgaloppirt und wird ſeinen Kameraden von den Wunderwerken der alten Mykenier erzählen. Michaïl hat auf dem Wege nach Hagios Waſſilios ſo viele wißbegierige Fragen getan nach Entſtehen und Vergehen Mykenäs, nach dem Inhalt des Schatzhauſes, nach der Bedeutung der Löwen und anderer Rätſel der Archäologie, daß kein Schliemann ſie beantworten könnte. Ich ſage ihm — nicht was ich weiß, denn ich weiß ſo wenig wie die Archäologen; aber was ich mir ſo denke. Wie ich ihm die Scheußlichkeiten des Atreus und Thyeſtes, die Mordtaten der Klytämneſtra und des Oreſtes erzähle und ihm ſage, daß all das dicht am Löwentor geſchehen iſt, da kriegt er hinterher das Gruſeln und verſichert mir, nie wieder reite er mit Fremden zu jenen Wurkolaken (Wärwölfen). Jetzt begreift er, warum ich dort nichts habe eſſen wollen.

Hinter uns tönt ein langgezogenen Pfiff: der erſte regelmäßige Bahnzug von Nauplia nach Korinth! Michaïl hat den Einweihungszug geſtern in Argos nicht einlaufen ſehen; er war mit Fremden von Tripolitſa nach Argos unterwegs geweſen. Er hat überhaupt noch nie eine Lokomotive in voller Fahrt geſehen.

Die Bahnlinie läuft hier faſt in gleicher Höhe mit dem Felsboden. Es iſt halbverrückt, dicht neben der Bahn zu Pferde zu halten; in Europa ginge es wohl kaum, da käme die „Bahnpolizei“ und ſperrte uns ein. Hier ſtört uns kein Wächter in unſerm Tun.

Die Gäule haben ſich den Halt zunutze gemacht und laſſen ſich's gutſchmecken zwiſchen den Aſfodelen und dem wilden Mohn. Gemächlich, denn die Bahn ſteigt hier ſtark, kommt der Zug heraufgepufft. Die Gäule freſſen weiter. Michaïl ſtarrt das ſchwarze, dampfende Ungeheuer, welches auf uns loskommt, mit immer wachſender Unruhe an. Daß unſere Pferde ſcheuen und

durchgehen können, womöglich auf den Zug los, daran denkt er nicht. Und wie die Maſchine mit ihren drei Wäglein hinter ſich an uns vorbeifährt, da heben wohl beide Tiere verdutzt, erſchreckt die Köpfe, ſchnuppern und ſchnauben, wenden die Hälſe, aber rühren ihre Beine nicht vom Fleck. Wer ſcheute, das war Michaïl! „O, ti megálo pramma!“ (Welche große Sache) — weiter bekam er zuerſt nichts heraus. Er hatte ja in Argos oft genug von der Eiſenbahn gehört, hatte auch den Bahnhof einmal geſehen daß aber eine Maſchine ganz und gar ohne Pferde „nur mit Rauch“ ſich und drei Wagen voll Menſchen ziehen könnte, daran hatte er nie gedacht.

Und nun wieder ein Fragen! Mykenä mit ſeinen Mordgeſchichten war ausgewiſcht aus ſeinem Gedächtnis. Die Michani (Lokomotive), die ſollte ich ihm erklären! Und wie Rauch drei Wagen ziehen könnte? Und dies und jenes! — Nun wiſſen wir philologiſch erzogene Menſchen von Lokomotiven nicht mehr als von der alten Geſchichte Mykenäs, eher noch etwas weniger. Ich nahm ſomit meine Zuflucht zu James Watts berühmtem Theekeſſel und deſſen Deckel, und das begriff Michaïl; — natürlich ſprach ich vom Kaffekeſſel (briki), denn Thee kennt Michaïl nicht einmal als Medizin. Abends in der Schänke von Korinth, wo ich ihn beſuchte, hörte ich ihn die Kaffekeſſel-Weisheit einem zweifelnd horchenden Agojatenkreiſe vortragen. Ich kam ihm wie gerufen, damit er ſich für ſeine Wahrhaftigkeit auf das Zeugnis ſeines „Lordos“ berufen konnte: „Iſt es nicht wahr, Afendi, — die Michani iſt weiter nichts als ein großer Kaffekeſſel?“

Der Weg führt auf ziemlich langweiliger Chauſſee neben der langweiligen Eiſenbahn weiter. Kahle Berge rechts und links; ſelten ein Haus, nie ein Dorf. Hier wird die Eiſenbahn, deren ſaubere Stationhäuſer die einzigen bewohnten Stätten in der Wildnis ſind, noch auf viele Jahre keinen Nachbarverkehr haben.

Bei einer Straßenbiegung unweit den Ruinen von Kleonä wird plötzlich Akrokorinth ſichtbar. Ein breitrückiger Felſenklotz, der ſich von hier, vom Süden, in ſanften Terraſſen aufbaut, grün bewachſen, aber ohne Spur menſchlicher Wohnung. Um den höchſten Rand laufen hellſchimmernde Zinnen, ſpringen Baſtionen vor, ragen Wachtürme, — alles aus fränkiſcher oder venetianiſcher Zeit, fremdartig inmitten der griechiſchen Landſchaft, die von ſolchen Zinnen und Zacken nichts wiſſen will.

Die Ungeduld überfällt mich. Noch einige Stunden, und ich werde Athen ſehen, wenn auch nur aus weiter Ferne, werde Salamis ſehen und das Meer von Ägina, und Attika jenſeits des Meeres. Ich habe die Karte aufgerollt und ſuche die Herrlichkeiten, die mich auf dem Gipfel von Akrokorinth umgeben werden. Die müde gewordenen Tiere — wir ſind bald 10 Stunden im Sattel — ſteigen im Schritt die Straße hinauf, die dicht am öſtlichen Rande von Akrokorinth vorbeiführt. Ein Ruf Michaïls und ein Fingerzeigen läßt mich den Blick von der Karte erheben: das Meer, beide Meere, das von Ägina und der Golf von Korinth leuchten mit purpurner Bläue aus der Tiefe herauf; und deutlich vom Meer zum Meer zu verfolgen liegt der niedrige Erdrücken des korinthiſchen Iſthmus eingebettet, zwiſchen den Geraniſchen Bergen und Akrokorinth. Von hier aus begreift man nicht, wie jene Vertiefung ein ſchwieriges Hindernis für die Schiffahrt bilden kann; ſie gleicht einem großen, ausgetrockneten Strombett.

Wir biegen links, weſtlich, vom Fahrweg ab und reiten am nördlichen Abhang von Akrokorinth entlang. Hier erſt wird die aus vielen Abbildungen bekannte trotzige Form von Hochkorinth ſichtbar. Ueber einem ſanft zu Thal ſinkenden Schuttfelde, der Stätte des antiken Korinths, ſteigt der unzugängliche, ganz von Grün entblößte Felſentron empor und ſtreckt ſich wohl eine halbe Meile nach Weſten hin. Keine Ziege käme von hier

hinauf. Ausgebrannt von der Sonnenglut ſtarren die verwitterten, rotſchimmernden Wände, von ſenkrechten Runſen zerſpalten.

Auf dieſer dünn mit Gräſern und Feldblumen bewachſenen Steinhalde, durch die jetzt der Weg nach Weſten führt, hat Griechenlands größte, reichſte Handelsſtadt ſich erhoben und bis nahe zum Meer hinab hat ſie ihre Häuſerreihen erſtreckt. Nichts, gar nichts iſt von ihr erhalten in dem eigentlichen Stadtbezirk. Keine Vertiefungen und Erhöhungen melden von einſtmaliger Bebauung. Als wäre ein Rieſenpflug über dieſe Halde von einer Rieſenfauſt geſchoben worden und Steine zwiſchen die Dornen und Diſteln geſät, ſo wüſt liegt dieſe kahle Stätte da. Hier hat das Feuer der Zerſtörung unter Lucius Mummius Tage und Nächte gewütet und hat die bronzenen Bildwerke, die nicht ſchon in die römiſchen Schiffe geſchleppt waren, zu formloſen Klumpen verbrannt. Manch edles Werk mag aber damals in tiefen Kellern und Gruben verſteckt worden ſein.

Zwiſchen Mummius' Zerſtörung und der Wiederbegründung durch Julius Caeſar (46 v. Chr.) liegen genau 100 Jahre. Als griechiſche Stadt war Korinth in Trümmer geſunken, als römiſche Kolonie erhob es ſich wieder über der alten Stätte. Dann kam eine kurze Zeit neuer Blüte, faſt ſo glänzend wie die frühere, üppiger im haſtigen Genuß des Lebens als je zur griechiſchen Zeit. Die kleine Chriſtengemeinde, die Paulus in dieſer weltlichſten Stadt Griechenlands begründet hatte, iſt zwar nie ganz verſprengt worden; doch wiſſen wir aus dem Eingang zu dem erſten Brief des Paulus an die neubekehrten korinthiſchen Chriſten, welch eine unzuverläſſige, haderſüchtige Geſellſchaft ſie geweſen ſein müſſen. Es mag in dieſer korinthiſchen Gemeinde auch ſonſt nicht ſehr chriſtlich hergegangen ſein, denn des Paulus Briefe enthalten Vermahnungen, aus denen ein greulicher Zuſtand der Sittenloſigkeit und der geldprotzigen Liebloſigkeit hervorgeht. In Schätzen wühlend, mögen die korinthiſchen Großkaufleute der

Chriſtengemeinde mit dem überlegenen Gefühl, daß ſie das eigentlich nichts anginge, das dreizehnte Kapitel des erſten Korintherbriefes geleſen haben. Sie hatten des „tönenden Erzes“ in geprägtem und geformtem Zuſtande ſo viel, daß ſie der Liebe entbehren zu können glaubten und den heidniſch gebliebenen Landsleuten das abſchreckende Beiſpiel gaben einer Zerſpaltung in nicht weniger denn vier Sekten: die Pauliner, die Apolliner, die Kephaiten und die Chriſtianer.

Mehr als einmal hat das Erdbeben dieſe Unglücksſtätte durchwühlt und die alten Trümmer tiefer und tiefer begraben. Wer hier ausgraben wollte! Zu finden iſt in dieſer ungeheuren Gruft noch immer genug, um das größte Muſeum zu füllen. Noch niemals iſt hier eine Ausgrabung mit genügenden Mitteln unternommen worden. Was iſt die Ausgrabung in Olympia gegen die Arbeit, die hier getan werden müßte! In Olympia handelte es ſich um ein engbegrenztes Tempelgebiet, die Altis, deren Grundmauern man leicht aufdeckte. Hier iſt das Ausgrabungsfeld eine halbe Quadratmeile groß, und der Schutt der Jahrtauſende, durch den man ſich hier hindurchwühlen müßte, iſt gewiß 50 Fuß dick, wenn nicht mehr. Hier könnte nur eine von allen Staaten Europas gemeinſam unternommene Ausgrabung etwas zutage bringen. Auf Tempelreſte braucht man nicht zu hoffen, wohl aber auf Bronze- und Marmorſtatuen, die vor den wiederholten Zerſtörungen von den Beſitzern tief vergraben wurden.

Schon in den Korinthenfeldern am Saum der öden Schutthalden werden fortwährend Münzen und kleine Tongefäße obenauf gefunden, wie ſie der ſechs Zoll eindringende griechiſche Pflug zutage wühlt. Über die Schutthalde ſelbſt aber geht nie ein Pflug; dort weidet keine Ziege, dort tritt nie eines Menſchen Fuß. Das elende Dorf, welches zum Unterſchied von der unten am Golfſtrande liegenden, aufblühenden Hafenſtadt Neukorinth den Namen Altkorinth führt, iſt nicht älter als 28 Jahre.

Es ſteht auf derſelben Stelle, wo die nicht viel bedeutendere Stadt Korinth bis zum Jahre 1858 geſtanden, bis das ſchreckliche Erdbeben auch ſie in Trümmer warf. Es mag jetzt etwa in der Mitte des uralten Stadtgebietes liegen.

Hinter einem Erdhügel werden ein paar ſtolze Zypreſſen ſichtbar. Eine dichtere Baumgruppe aus Platanen, Gerbereichen und Kaſtanien umgiebt eine Dorfſchänke; weiterhin liegen ein paar Dutzend zerſtreuter, elender Lehmhütten, — das iſt jetzt Altkorinth. Die Kinder dieſes Dorfes kommen mir entgegengelaufen und bieten mir ihre Münzſchätze in offenen Händchen dar. Sie freuen ſich, wenn man ihnen für einen altkorinthiſchen Obolos mit dem Flügelroß eine Dekara giebt. Hier läßt ſich für einige Drachmen ſchon eine ganz ſtattliche Münzſammlung erſtehen. Auch in der Schänke des von Gott und aller Welt verlaſſenen Dorfes kann man uralte Tongefäße, meiſt aus Scherben zuſammengeſtückt, für Preiſe kaufen, die den Gedanken an eine Fälſchung beſtimmt ausſchließen. Gefälſchte Altertümer haben ſich bis in dieſe Einöde noch nicht verirrt; auch wären ſie viel teurer, als die hier feilgebotenen echten.

Wenige Minuten weſtwärts von der Schänke ſteht der berühmte doriſche Tempel, den man für den älteſten in Griechenland erhaltenen anſieht. Noch ſieben Säulen ſtehen aufrecht; das Erdbeben von 1858 hat ſie erſchüttert und die darüber liegenden Gebälkblöcke verſchoben, aber nichts daran zerſtört. Die über 20 Fuß hohen Säulen ſind jede aus einem Stück Sandſtein, ſtark verwittert und zerſplittert. Die Architravſtücke drohen beim erſten Sturm oder einem neuen Schütteln aus den Eingeweiden der Erde hinunterzuſtürzen. — Welchem Gott einſt der Tempel geweiht geweſen, das haben unſere Gelehrten noch nicht herausgebracht, weil in den Reiſebeſchreibungen der Alten ſich nichts über ihn findet.

Vom Tempel bis zum Gipfel von Akrokorinth iſt es noch

eine ſtarke Stunde Reitens. Michaïl iſt in der Schänke mit ſeinem Tier zurückgeblieben: der Weg ſei nicht zu verfehlen, und den unvergleichlichen Blick vom Gipfel möchte ich lieber einſam genießen. Mein Pferd kennt den Weg und ſteigt rüſtig hinauf. Der Felſenklotz muß halb umgangen werden, denn der einzige Aufſtieg iſt über den Südweſtabhang. Bei jeder Biegung des Weges ein neues und großartigeres Bild, beſonders ſchön auch wegen des Rückblicks nach Mykenä. Von den beiden Meeren dagegen iſt hier nichts zu ſehen: ich reite auf dem ſüdlichen Kamm zum fränkiſchen Burgtor hinan. Der Anblick der Feſtung von dieſer Seite iſt märchenhaft. Doré hat für ſeine Bilder zum „Raſenden Roland“ einige ſolche Felſenburgen erfunden.

Ein dicker Wald blühender Königskerzen überwuchert das Geſtein, und nicht ohne Mühe gelangt das Rößlein an die niedergelaſſene Zugbrücke. Es ſcheut zuerſt, den Fuß drauf zu ſetzen, denn die Bohlen ſind verfault und krachen unter den Hufen. Durch ein Tor aus Sandſteinquadern und Marmortrümmern zuſammengeflickt geht der Weg zur letzten Höhe. Den Bergrand umkränzen in ungeheurem Bogen, jeder Erhöhung und Vertiefung folgend, dicke Mauerbrüſtungen. Ruinen von Türmen und Häuſern kleben am Felsgeſtein, von Schlingkraut überklettert.

Kein Wächter oben. Alles totenſtill. Nicht einmal ein Raubvogel oder eine Krähe niſtet in den zerfallenden Trümmern. Nur bei den niedrigen Stumpen der dünnen Säulchen des Afrodite-Heiligtums höre ich aus dickem Buchsbaumgebüſch eine Nachtigall ſchlagen: ſie verſtummt auch nicht, da ich dicht an ihrem ſchattigen Neſt vorüberreite. Um dieſen Tempel herum — welch ein Leben vor 1800 Jahren! Kein ſehr heiliges, im Gegenteil. Aus allen Städten Griechenlands und ſpäter aus allen Kloaken des römiſchen Reichs ſtrömten auf dieſen Berg die ſchamloſeſten Hetären zuſammen, und die klaſſiſche Warnung:

„Non cuivis homini contingit adire Corinthum“

bezog ſich vornehmlich auf die Höhe des Eintrittsgeldes zu dem klaſſiſchen Venusberg.

Von Akrokorinths Felſentron ſieht man halb Griechenland zu Füßen liegen. Was ſind alle gerühmten Ausſichten der Welt gegen dieſes prunkvolle Schauſtück! Schräge über, jenſeits des ſchmalen blauen Meeres von Korinth ragt die beſchneite Pyramide des Párnaſſos auf, durch die dünne Luft ſo nahe gerückt, daß man mit dem Fernglas ſeine Terraſſen ſich über einander aufbauen ſieht, als ſtünde man davor. Weiter nach Oſten der Helikon, der Kithäron. Doch damit iſt's im Oſten noch nicht zu Ende. Die ferne, ferne Spitze gerade öſtlich überm Meer kann nur der Pentelikon ſein, denn was ſonſt könnte ſo weiß erglänzen wie ſeine Marmorbrüche, die ſelbſt von hier gleich einem Schneefleck an dem dunklen Berge ſichtbar ſind. Und unter dem Pentelikon, viel näher dem Meere, ein Flimmern und Leuchten auf niedrigem Hügel, kaum höher als das Meer, — was iſt es? Ein Segel? Ich ſtütze den Arm auf das Mauergeſims und feſtige den Blick durchs Glas. Das iſt kein Segel, denn es rührt ſich nicht von der Stelle; oder es ſind zwei Segel, eines dicht neben dem andern. Es muß die Akropolis von Athen ſein, und die eben noch weißen, jetzt im Gold der ſcheidenden Sonne aufglühenden Pünktchen ſind das Parthenon und die Propyläen! Morgen werde ich vor ihnen ſtehen und ſie in ihrer majeſtätiſchen Wirklichkeit anſtaunen; heut ſehe ich ſie als einen unerreichbaren, glitzernden Stern, wie im Traum. Mitten im Beſitz die Sehnſucht, — das iſt das Gefühl, unter dem man in Griechenland leidet.

Wer hier oben geſtanden, begreift die Feindſchaft Korinths gegen Athen, wie man von den Abhängen des Taygetos nach Ithome blickend Spartas Haß gegen Meſſenien verſteht. Dieſe Neid-Feindſchaft Korinths gegen Athen iſt nicht zum wenigſten eine der Urſachen des griechiſchen Verfalls geweſen. An Korinth hat jede Machenſchaft gegen Athen ſtets willige Unterſtützung

gefunden. Anſtatt ſich als den Vorhafen Athens gen Weſten anzuſehen, hat Korinth helleniſche Hauptſtadt ſpielen wollen, und darin ſtieß es nicht allein mit Athen, ſondern auch mit Sparta zuſammen. Fürchterlich hat es ſeine Umtriebe gegen Athens Vormacht gebüßt. In Sparta nur ein überwachſenes Theater und ein Grabſtein; in Korinth nur ſieben Säulen eines namenloſen Tempels. Aber im Glanze der Sonne, die man von Akrokorinth hinter den Bergen der Kyllene verſinken ſieht, ſtrahlen Athens Tempel noch heute herüber, während ein Blick in die Tiefe nichts zeigt als ein ungeheures Städtegrab.

Siebzehntes Kapitel.

Auf Korinthus' Landesenge.

Es dunkelte, als ich mit Michaïl von der Schänke in Altkorinth hinunterritt ans Meer, wo jetzt Neukorinth liegt; und völlige Dunkelheit herrschte, als wir aus dem Hohlweg über der neuen Stadt in die Hauptstraße einbogen. Sie führt geradlinig, mit jungen Platanen bestanden, auf den Strand. An ihr liegen die Kaffehäuser und die beiden Hôtels, deren besterleuchtetes, das „Xenodochion tu Isthmu“ mich aufnimmt.

Ein gutgekleideter Wirt, Grieche, aber ganz europäisch in seinen Manieren, empfängt mich und führt mich in ein erstaunlich sauberes Zimmer, fast ein Prunkgemach: mit dickem Teppich, vergoldetem, großem Spiegel, Marmortisch, unerhört weicher Matratze; — nach dem vierzehnstündigen Ritt eine ideale Ruhestätte. Im Erdgeschoß ein Speisesaal mit Marmortischchen, flinker Bedienung, guter Speisenkarte und, was besser, guten Speisen. Ein junger Franzose, Sohn eines sehr berühmten Erforschers des alten Griechenlands, ist mit mir zu gleicher Zeit hier eingekehrt. Er kommt von den Fleischtöpfen des vornehmsten Hôtels in Athen, ist aber ganz entzückt über dieses neue schöne Haus in dem sonst so verrufenen Korinth. Durch Fragen stellten wir fest, daß die Herrlichkeit erst seit zwei Jahren besteht.

Nicht um mit einem Tissot niedrigster Ordnung zu rechten,

ſondern zur Verbeiſpielung einer gewiſſen Sorte von Reiſeſchriftſtellerei über Neugriechenland ſchalte ich eine Stelle aus einem Reiſebrief des ſchon erwähnten Heinrich Vierordt hier ein, — für Kenner. Wer das Iſthmus-Hôtel und ſeinen Wirt kennt, wird ſich vor Lachen oder vor Ärger ſchütteln.

„In Korinth angelangt, begaben wir uns wieder nach dem bewußten Iſthmus-Hôtel, da wir dort wenigſtens gute Betten gehabt hatten. Der Beſitzer des Hauſes und ſein oberſter Kellner lagen vor dem Haus, mitten in die Sonne geſtreckt, im Staub der Straße." — Wollte Gott, die Griechenlandfahrer wären weiter nichts Böſes als bloß taubſtumm! — Griechiſche Freunde haben alles Ernſtes an mich die Frage gerichtet, ob ich beſtimmt wüßte, daß jener Heinrich Vierordt wirklich in Griechenland geweſen. Ich begreife die Berechtigung der Frage.

Nach dem Abendeſſen ein Abſchiedsbeſuch bei Michaïl, meinem letzten Agojaten auf dieſer Reiſe; dann zu früher Stunde ins Bett und ſchon beim Auskleiden eingeſchlafen. Vierzehn Stunden, mit einer kurzen Pauſe, im Sattel geweſen! Und der arme Michaïl kehrt noch in ſelbiger Nacht den weiten Weg zurück: dieſe Menſchen eſſen wenig, ſchlafen, wie es ſcheint, gar nicht und ſehen doch kräftiger aus als alle ihre Lordi und Baroni.

Es iſt heller Tag, als mich der Franzoſe weckt, mit dem ich einen Spaziergang über den Iſthmus und einen Beſuch beim General Türr, dem Iſthmus-Durchſtecher, verabredet habe. Allen Schlaf, den ich während der jetzt leider beendeten Reiſe durch den Peloponnes zu wenig genoſſen, habe ich in dieſer Nacht nachgeholt. Von dem geſtrigen Ritt ſpüre ich nichts mehr; alſo vorwärts!

In Korinth, dem neuen, giebt es nicht die geringſten Altertümer zu bewundern, überhaupt außer unſerm Gaſthaus und ſeinem Speiſeſaal keine Sehenswürdigkeiten. Die Wunderwelt

des Gebirgspanoramas um den tiefblauen Golf, vor allen die ſtolzen Schneeterraſſen des Párnaſſos ſieht man bei jedem Schritt.

Der Hafen von Korinth iſt leer; heute iſt kein europäiſcher Poſttag. Dafür wimmelt es von reiſeluſtigen Menſchen auf dem Bahnhof. Dies iſt kein Spielzeug-Bahnhof wie der in Katakolo luſtigen Gedenkens; vielmehr ein auf großen Verkehr eingerichteter, mit anſehnlichem Maſchinenſchuppen, Güterladeraum, anſtändigen Wartezimmern und einem Speiſeſaal, deſſen ſich keine europäiſche Station von gleicher Bedeutung zu ſchämen brauchte. Ein deutſcher Wirt, der Beſitzer des größten Hotels in Athen, führt hier die Wirtſchaft, und es ſcheint, als wenn ſein Beiſpiel vorbildlich geworden iſt für die wirtlichen Zuſtände in der Stadt.

Hier beginnt Athen ſeine Anziehungskraft zu üben. Ein Sonderzug entführt ein Bataillon Soldaten dorthin; ihm ſoll der regelmäßige Schnellzug folgen, der eben von Nauplia eingetroffen iſt. Durch die Beförderung aber des Militärzuges erleidet der Perſonenzug einen ſolchen Aufenthalt auf dem Bahnhofe in Korinth, daß der liebenswürdige Vorſteher mit dem liebenswürdigen Namen Pánkalos (der Vorzügliche) mir zuſichert, ich könne gemächlich zu Fuß über den Iſthmus gehen und am jenſeitigen Strande in Kalamaki zur guten Stunde den Zug erwiſchen, auch vorher noch einen Beſuch beim General Türr abſtatten. Er nimmt mir mein Ränzel vom Rücken und läßt es als Gepäck nach Athen einſchreiben. Es iſt unverſchloſſen, doch mache ich mir in Griechenland darum keine Sorge; auf einer italieniſchen Eiſenbahn würden auch Schloß und Riegel nicht vor der Beraubung durch die Beamten ſchützen.

Korinth iſt ſeit einem Jahre ein Eiſenbahnknotenpunkt. Die große Linie Piräus-Athen-Patras (jetzt bis Ägion fertig) und die Linie Korinth-Nauplia treffen einander hier. Man kann ſagen: Korinth iſt ſchon jetzt die Eiſenbahnhauptſtadt Griechenlands, und daß auch die geographiſche Lage ſeinem Hafen einen

hervorragenden Rang anweist, lehrt ein Blick auf die Karte. Wäre nicht die gerechtfertigte Rücksicht auf Athens alte Herrlichkeit gewesen, — keine besser gelegene Hauptstadt hätte das junge Königreich sich geben können als Korinth, im Brennpunkt Europas und des Orients, wo Peloponnes und Nordgriechenland, westliches Meer und östliches an einander grenzen. Auch landschaftlich übertrifft Korinth seine alte Nebenbuhlerin Athen; denn mit dem Blick auf Parnassos, Helikon, Kithäron, Kyllene läßt sich kaum einer in ganz Griechenland, geschweige in Attika vergleichen.

Ein Wiederaufblühen Korinths nach mehr als tausendjährigem Verfall würde die besten Aussichten haben, wenn nicht durch die nahe bevorstehende Eröffnung des Seeweges vom korinthischen nach dem saronischen Meerbusen, d. h. durch den Kanal von Korinth, die beginnende Hebung des Verkehrs von Korinth erstickt würde. Auf den ersten Blick möchte es scheinen, als müßte der Kanal die Bedeutung Korinths unendlich steigern. Das hat man auch zuerst allgemein im Lande geglaubt, und die Leiter des Kanalbaues, obenan General Türr, sind noch heute dieser Meinung. Die Korinther jedoch denken über die Zukunft ihrer Stadt weniger hoffnungsvoll, und ich muß ihnen beipflichten. Von dem Augenblick, wo der Kanal eröffnet ist, werden die Schiffe aus dem Adriatischen und Mittelländischen Meer ohne Umladung, nach einem halbstündigen Halt vor dem Kanal, — der obendrein nicht einmal dicht bei Korinth ins Meer geht —, nach Osten weiterfahren. Nicht nach dem ärmlichen Korinth sind die Waren aus Europa bestimmt, sondern nach Piräus oder nach den Häfen am Schwarzen Meer und nach Konstantinopel.

Patras, nicht Korinth, wird der große Empfangshafen werden, durch welchen der westeuropäische Handel mit Athen verkehrt, — und Patras, nicht Korinth, wird der Stapelplatz für Griechenlands Ausfuhr nach Europa werden, soweit nicht der Seehandel gradwegs von und nach Piräus seine Straße zieht. Gegenwärtig

geht wenigstens noch der Personenverkehr zwischen Europa und Athen über Korinth, dergestalt daß hier umgestiegen werden muß, vom Schiff auf die Eisenbahn und umgekehrt. Sowie aber die ganze Strecke Patras-Athen dem Betrieb übergeben wird, d. h. schon im Frühling 1887, ist Korinth für die meisten Reisenden nichts als ein berühmter Name und eine Eisenbahnstation mit 10 Minuten Aufenthalt und einem guten Büffet.

Hebt sich der Touristen-Verkehr aus Europa nach Griechenland, so kann Korinth allerdings eine Fremdenstadt ersten Ranges werden. Akrokorinth wird dann Griechenlands Rigi, Korinth sein Luzern, und eine Drahtseilbahn oder Zahnradbahn wird am dorischen Tempel von Akrokorinth vorüber zu den einzigen Trümmern des Afrodite-Heiligtums auf Akrokorinth die des Reitens überdrüssige Touristenwelt hinaufschleppen.

Eine Handelsblüte dagegen, wie im Altertum zu wiederholten Malen, wird Korinth schwerlich jemals wiedergewinnen. Piräus und Patras sind die beiden äußersten Angelpunkte, um welche sich die hellenische Handelswelt drehen wird; Piräus für den Warenverkehr, Patras für den der Reisenden.

Sollte aber wider alles Erwarten der Kanal von Korinth in diesen Winkel Griechenlands einen großen Verkehr locken, so wird dennoch nicht Korinth, sondern das daneben liegende Städtchen Posidonia den Vorteil davon haben. Es ist eine nagelneue Gründung des unruhigen Haudegens Stefan Türr, eines Magyaren, der nach manchen revolutionären und kriegerischen Heldentaten in Ungarn und Italien jetzt, am Spätnachmittage seines Lebens, sich der Ausführung eines der schönsten Friedenswerke unserer Zeit gewidmet hat. Er selbst wohnt mit seiner Gemalin, einer Enkelin Lucian Bonapartes, in dem gleichfalls durch ihn gegründeten Städtchen Isthmia, dem Zukunftshafen am saronischen Meerbusen.

Zwischen diesen beiden neuen Städten läuft in schnurgrader

Linie der Kanal von Korinth, $6^1/_3$ Kilometer lang. Dicht an ihm vorüber führt mein Weg über den Isthmus, von Meer zu Meer.

Man weiß in Europa nicht viel von diesem Kanal. General Türr ist kein so geschickter Reklameposaunenbläser, wie z. B. Herr von Lesseps, obwohl er guten Grund hätte, sich seines Werkes zu rühmen. Die Schwierigkeiten des Gesteins sind unendlich größer auf der Landenge von Korinth als auf den Sandhügeln von Suez. Wer mit der Eisenbahn von Korinth nach Kalamaki über den Isthmus fährt, ahnt nichts von der gewaltigen Arbeit, die unweit der Eisenbahnlinie im Schoß der Erde sich vollzieht. Man muß schon zu Fuß diese $1^1/_2$ stündige Reise machen, will man davon etwas Ordentliches sehen.

Der Isthmus ist längst nicht mehr die gefährliche Straße, auf der es einem ergehen könnte wie einst den Opfern des „Fichtenbeugers" Sinis oder dem Ibykus. Sie ist jetzt vielleicht die meistbegangene unter allen griechischen Verkehrswegen, denn mehr als 2000 Arbeiter beleben die bis vor 4 Jahren menschenleere Wildnis. Noch steht Poseidons Fichtenhain hochwipflich da; er reicht von der Stelle, wo die Isthmischen Spiele stattgefunden, bis an die südliche Kanalböschung hinan, und in seinem Schatten erheben sich jetzt die leichten Holzhäuschen der von fernher zugeströmten Kanalgräber.

Leider droht auch diesen herrlichen Fichten und Pinien dasselbe Schicksal, unter dem die meisten Wälder Griechenlands hinwelken. Überall angehackte Stämme, große Stücke der Rinde, der Saftgänge bis ins Holz hinein, mit schartiger Axt heruntergeschlagen, um das Harz für den Wein zu gewinnen. Das wird nicht eher besser werden, als bis der Kanal beendigt ist. Die Kanalgesellschaft nämlich will im vollen Ernst auf dem höchsten Punkte des Isthmus ein großes Luftkurhaus, eine Genesungsstätte für Lungenkranke, mitten in Poseidons Fichtenhain erbauen, und

dann werden die Bäume unter den Schutz der Gesellschaft gestellt werden. Daß der Isthmus einer der gesündesten Teile Griechenlands ist, hat mir der Arzt der Kanalunternehmung bestätigt. Der Gesundheitszustand der Arbeiter, die tagsüber im Schoß der Erde wühlen und den Pulver- und Dynamitgestank einatmen, ist ein erfreulicher; Lungenkrankheiten kommen gar nicht vor in der reinen, mit Harzduft gesättigten Luft auf den höheren Punkten des Isthmus.

Bei Posidonia strömt das Meerwasser schon einen Kilometer weit in den fertigen Kanal; das Gleiche findet auf der Ostseite bei Isthmia statt. Langsam an dem südlichen Kanalufer aufsteigend, gelangt man bald zu mehreren weiten, bis zu 50 Fuß tiefen Löchern. Die Bohrlöcher sind es, welche unter Nero in das Gestein getrieben wurden, um die beste Linie für einen Kanal zu erproben.

Der Gedanke, einen Durchstich durch diesen niedrigen Erdrücken zu machen und so die Fahrt um die bösen Kaps Malea und Matapan zu vermeiden, mußte schon früh entstehen. Pindar nannte den Isthmus zwar eine übers Meer geworfene Brücke; doch nützt eine Brücke den Schiffen nichts. Kleinere Fahrzeuge wurden auf einer Schleifbahn, dem berühmten Diolkos, mühsam von Meer zu Meer geschleppt; die größeren jedoch mußten den gefährlichen Umweg um den ganzen Peloponnes nehmen.

Mehr als 600 Jahre vor Nero hatte Periander, der Tyrann von Korinth, daneben einer der „Sieben Weisen Griechenlands", den Plan eines gegrabenen Kanals gefaßt. Abergläubische Scheu vor dem Zorn des Poseidon, dem Schutzgeist des Isthmischen Haines, verhinderte die Ausführung. Schon damals ging der Widerstand von der Stadt Korinth aus; mit richtigem Handelssinn sah sie den Untergang ihrer Bedeutung als Stapelplatz nach Vollendung eines Kanals voraus.

Erst aus der Zeit des Makedonierkönigs Demetrios

Poliorketes, eines abenteuerluſtigen, genialen Menſchen, hören wir wieder von dem Plan des korinthiſchen Kanals. Nach Strabos Erzählung ſind des Königs Waſſerbaumeiſter genau ſo ſchlau geweſen, wie jene berühmten Gegner des Suezkanals, welche aus einem vermeintlichen Höhenunterſchied der beiden zu verbindenden Meere die Unmöglichkeit eines Kanals „bewieſen".

Wieder ruhte der Gedanke 300 Jahre, bis Julius Cäſar ihn aufgriff. Seine Ermordung zerſtörte den Plan in den erſten Anfängen der Ausführung.

Nach Cäſar wollte Caligula den Kanal graben laſſen; der Plan, in einem lichten Augenblick erſonnen, wurde vom Wahnſinn wieder zunicht gemacht.

Endlich kam Nero, der „Sieger" in den Iſthmiſchen Spielen, auf den einzigen großen Gedanken ſeines Lebens und ging ſogleich mit größter Tatkraft ans Werk. Tauſende von Sklaven, verurteilten Verbrechern, degradirten Soldaten ſchickte er aus Italien nach Korinth, und als deren Zahl nicht genügend ſchien, wurden 6000 paläſtinenſiſche Juden, die Veſpaſian aus Jeruſalem als Gefangene nach Rom geſandt hatte, zur Kanalarbeit auf dem Iſthmus entboten. Nero ſelbſt tat den erſten Spatenſtich mit goldenem Spaten und, ein Komödiant in all ſeinem Weſen, ging er mit griechiſchen Hymnen an Poſeidon und Amfitrite ans Werk, trug auch ein Körblein ausgeſchaufelter Erde eigenſchultrig in feierlichem Schritt um die Grube herum. Ein Jahr darauf verendete er durch das Schwert eines ſeiner Sklaven.

32 Bohrlöcher hat man aus der Zeit Neros gefunden; das tiefſte geht bis auf 120 Fuß in die Erde. An allen wichtigen Punkten zugleich war die Arbeit begonnen worden, und ſo zeigen denn die Bohrlöcher deutlich die von Neros Baumeiſtern beabſichtigte Linie. Nach langen Unterſuchungen und Meſſungen haben die Baumeiſter der jetzigen Kanalgeſellſchaft nichts Beſſeres zu tun gewußt, als Schritt für Schritt der Neroniſchen Linie zu

folgen. Sämtliche alte Bohrlöcher, ſoweit ſie nicht in dem jetzigen Kanal aufgegangen ſind, liegen dicht neben ſeiner ſüdlichen Böſchung.

Unſer Weg führt uns durch ein endloſes Barackendorf. Die mehr als 2000 Arbeiter, viele darunter mit Weib und Kind, haben ſich neben dem Kanal häuslich eingerichtet. Speiſewirtſchaften und Kneipen mit den Getränken aller Völker der Levante, mit Aufſchriften in allen zahmen und einigen wilden Sprachen, begleiten uns auf dem „gedrangen Steg“ den Kanal entlang. Drunten auf der Sohle und an den ſteilen Wänden wird unabläſſig geſprengt, mit Pulver und Dynamit, und unter Rauch und Donner ſieht man Sprengſplitter hoch über die Böſchungen herüberfliegen. Es iſt gar nicht geheuer, allzu dicht am Rande des Kanalabgrundes zu ſtehen oder gar ſich niederzubeugen; bei der bedeutenden Tiefe, bis zu 250 Fuß an der höchſten Stelle des Iſthmus, iſt es auch des Schwindels wegen nicht unbedenklich.

In das Donnergepolter der Sprengarbeiter und das Pfeifen der Lokomotiven vor den Schuttzügen miſcht ſich bei einer buntbemalten Holzbude das Gedudel des italieniſchen Leierkaſtens, der albaneſiſchen Laute und der echtdeutſchen Ziehharmonika. Dieſes unmuſikaliſchſte aller Muſikinſtrumente ſpielt ein alter blinder Türke vor einer griechiſchen Schänke, dem „Kafenion o Possidón“ (Kaffehaus Poſeidon). Auf dem zertretenen Raſen davor geht es hoch her; es muß eine Arbeitspauſe bei einer Kolonne eingetreten ſein. Nach den Klängen eines verrenkten „Blauen Donau-Walzers“ dreht ſich ein Dutzend wilder Kerle in einem langen Ringelreihen, indem ſie ſich bei den Händen halten. Der Türke zieht an dem Wimmerholz im Polkatakt, und die hochgewachſenen Kerle — Montenegriner, die mehr Wein getrunken haben, als ihnen zuträglich — tanzen nach dieſem Polka-Walzer einen nationalen Tanz, der weder Polka noch Walzer iſt; dazu ſingen ſie traurig klingende, mir unverſtändliche Lieder, und beim

Refrain brechen ſie in ein Klagegeheul aus, daß der blinde Türke angſtvoll an der Ziehharmonika herumreißt.

Montenegriner ſind die wichtigſten Mitarbeiter an dem Kanalwerk; ſie ſind die Bohrer und Minenſprenger. Große, ſchlanke, muskelſtarke Menſchen, mit geſchmeidigen und doch eiſenfeſten Fußknöcheln. Man wird ſchwindlich, wenn man ſie an den kirchturmhohen, glatten Wänden des Kanals auf kaum ſpannenbreiten Vorſprüngen ſtehen und mit Spitzhacke oder Zündſchnur hantiren ſieht. Sie ſprengen ſich buchſtäblich den Stein unter den Füßen fort, und nur in der äußerſten Not hängen ſie ſich mit dem Gürtel an eine Leine, die ſie vor Abfeuerung des Sprengſchuſſes mittelſt Eiſenklammern über ſich am Felſen befeſtigt haben. Und doch kommt gerade unter dieſen tollkühnſten Arbeitern faſt nie ein Unglücksfall vor.

Die Italiener ſind die Maurer und Straßenbauer, wie allenthalben in Europa. Sie haben die 32 Kilometer Eiſenbahngeleiſe der Kanalgeſellſchaft gebaut; ſie machen das Stückchen Aufmauerung der Böſchungen, welches an einigen weicheren Stellen nötig iſt. Die eigentlichen Erdarbeiter, die Schaufler und Kärrner ſind die Armenier. Denen iſt am wohlſten, wenn ſie in der Erde wühlen können, und ſelbſt ihre Wohnungen haben ſie in Erdlöchern hergerichtet.

Griechen ſind die wenigſten unter den Arbeitern. Sie ſind nun einmal keine Wegebauer, überhaupt keine ausdauernden Tagelöhner. Ein griechiſcher Bauer beſtellt mit Fleiß ſeinen eigenen Weinberg, ſein Gerſtenfeld, hilft auch für ein gut Stück Geld ſeinem reicheren Nachbarn bei der Feldbeſtellung; aber für ſonſtige Frohndienſte iſt er nicht leicht zu haben. Am Kanal von Korinth arbeiten Griechen nur am eigentlichen Waſſerwerk, oder ſie ſind als Ärzte, Apotheker, Lazaretgehilfen und dergleichen Nebenperſonal tätig.

Auch am Eiſenbahnbau wollen die Griechen nicht mitſcharr-

werken, und Herr Müller, ein Aarauer Bauunternehmer, den ich in Argos traf, schalt sie deswegen alle — faul. Der gute Schweizer hatte nämlich beim Bau seiner Strecke Argos-Mykenä die Erfahrung gemacht, daß die griechischen Kleinbauern, die im Winter einige Wochen unter ihm gearbeitet hatten, im März plötzlich wegliefen und nicht wiederkamen. „Faul sind sie, die Griechen; sonst ganz gute Kerle."

Mein letzter Agojat Michaïl hat mir das Geheimnis der „griechischen Faulheit" sehr einleuchtend erklärt. Im Februar oder März muß der Bauer sein eigen Feld bestellen, und das ist wichtiger, als die Arbeit an der Eisenbahn. Ist er mit der Bestellung seines Äckerleins fertig, so bestellt er, wenn er will, das seines Nachbarn und verdient bei jetzigen Kriegsläuften mit ihrem Arbeitermangel täglich 5, 6, auch 7 Drachmen, und zwar bei gewohnter, liebgewordener Arbeit. Herr Müller aus Aarau dagegen verwechselt die griechischen Bauern mit seinen heimischen Fabrikstaven, mit dem europäischen verhungerten Proletariat, und zahlt ihnen den „ortsüblichen Lohn" von 3—4 Drachmen. So lange die Argiver keine bessere Arbeit hatten, hielten sie aus; nachher liefen sie weg, und kein vernünftiger Mensch kann ihnen das verdenken. Herr Müller hat dann für seine 3—4 Franken aus Italien ganze Schiffsladungen italienischer Proletarier gekriegt.

35 Millionen Franken sind von der „Société internationale du canal maritime de Corinthe" an das Unternehmen gewagt worden, vorzüglich von französischen und griechischen Finanzmännern. Die Aktien haben während des Baues einen guten, gleichmäßigen Kurs bewahrt; die Zinsen sind bisher regelmäßig bezahlt worden, — natürlich aus der Bausumme.

Am 10. April 1882 wurde vom König Georgios der erste Spatenstich gethan, und schon im Dezember 1887 hofft General Türr den Kanal der Schiffahrt übergeben zu können. Nichts hat

ſeit dem Beginn die Arbeiten geſtört; nicht die drohenden Kriegswirren, nicht die Blockade der griechiſchen Häfen: die Dampfer der Kanalgeſellſchaft fahren nicht unter griechiſcher Flagge, wurden alſo nicht durch die Sperre betroffen.

Leicht iſt die Arbeit nicht: über 8 Millionen Kubikmeter Erde ſind zu bewegen, und unter „Erde“ iſt nicht bloß das zu verſtehen, was der Hacke und dem Spaten weicht. Es muß tagein, tagaus mit Pulver und Dynamit geſprengt werden. Von Akrokorinth aus geſehen, ſinkt die Landenge zur Bedeutungsloſigkeit eines tiefen Grabens herab. Aber die höchſte Bodenerhebung, welche zu durchſtechen iſt, beträgt doch 78 Meter! Und welche Geſteine! Die Geologen werden demnächſt ihre Freude haben, wenn die Kanalgeſellſchaft ihre ſchöne geologiſche Karte des Iſthmus veröffentlicht. Auf dieſem engen Raum hat Poſeidon der Erderſchütterer nicht umſonſt ſeit Jahrtauſenden geherrſcht: alle möglichen Geſteinarten ſind durch einander gequetſcht und geſchichtet, ſo daß die Karte einer Palette mit verlaufenen Farben gleicht. Hier iſt Erdbebenland, und ſollte dem Kanal einſt eine Gefahr drohen, dann nur durch ein Schütteln aus den Tiefen der Erde. Auch jetzt grollt und zittert es in ihren Eingeweiden durchſchnittlich mehr als zwanzigmal im Jahre. Man hat ſich auf dem Iſthmus an dieſe leichten Stöße ſo gewöhnt, wie an einen beſonders wilden Gewitterregen.

Die Ertragsberechnung für die Zukunft beruht auf der Erfahrung, die ſich beim Suezkanal beſtätigt hat, daß Dampfſchiffe unter allen Umſtänden eine Abkürzung des Weges ſich zunutze machen, wenn ſie gleichzeitig eine Koſtenerſparnis iſt an Löhnen, Kohlen u. dergl. Am größten iſt die Erſparnis für Schiffe aus dem Adriatiſchen Meer nach dem Piräus, dem griechiſch-türkiſchen Archipel, Konſtantinopel, Kleinaſien, dem Schwarzen Meer, — alſo für Schiffe aus den Häfen von Trieſt, Venedig, Brindiſi ꝛc. Sie beträgt 330 Kilometer. Für die Schiffe, die

aus Marseille, Genua, Neapel ꝛc. durch die Meerenge von Messina nach dem östlichen Griechenland und weiter segeln, beträgt die Ersparnis noch 165 Kilometer. Selbst für die Schiffe, die durch die Meerenge von Gibraltar fahren, also für die Fahrzeuge von den portugiesischen, westfranzösischen, englischen, holländischen, deutschen ꝛc. Küsten, ergiebt die Fahrt durch den Kanal von Korinth immer noch eine Ersparnis von 120 Kilometern.

Durch eine vernünftige Tarifirung wird die Gesellschaft den Schiffen den Weg durch den Kanal zu einer wohlfeilen Notwendigkeit machen. Für Schiffe aus adriatischen Häfen soll eine Abgabe von 1 Frank auf die Tonne, für alle anderen Fahrzeuge eine von $^1/_2$ Frank erhoben werden; für jeden Passagier unterschiedlos 1 Frank.

Die Gesellschaft rechnet auf eine jährliche Durchfuhr von $4^1/_2$ Millionen Tonnen; davon beträgt der erwartete griechische Anteil allein 2 Millionen. Griechenlands Handelsflotte, jetzt schon die elfte der Welt, wächst in immer beschleunigtem Tempo. Sie betrug am Ende des Jahres 1885 schon 3213 große Seeschiffe mit zusammen über 260000 Tonnen, darunter 72 Dampfer mit 36000 Tonnen.

Die Breite des Kanals beträgt 22 Meter; seine Tiefe 8 Meter unter dem niedrigsten Wasserstand, — also genau die Maße, wie beim Suez-Kanal, und genügend um selbst den größten Schiffen die Durchfahrt zu ermöglichen. Die Eisenbahnbrücke der Linie Athen-Korinth überspannt den Kanal an der höchsten Stelle, 90 Meter über der Wasserfläche des Kanals, so daß auch die stolzesten Mastbäume frei unter ihr passiren können.

Die Kosten der Instandhaltung werden sehr niedrig sein, da eine Gefahr der Versandung nicht besteht. Die Böschungen, meist hartes Gestein, sind fast senkrecht gehalten, um einer Abbröckelung

durch heftige Regengüſſe vorzubeugen. — Elektriſche Lampen ſollen den Betrieb bei Nacht wie am Tage ſichern.

Noch ein Jahr, — und der Peloponnes wird ſeinen Namen mit vollem Recht führen: er wird dann eine Inſel geworden ſein.

Achtzehntes Kapitel.

Die Akropolis von Athen.

Eine dreistündige Fahrt im luftigen Eisenbahnwagen auf der schönsten Schienenlinie der Welt; immer dicht und hoch über dem märchenhaft blauen Meer von Aegina; über die Skyronischen Felsen nach Megara; angesichts des nacktfelsigen Salamis nach Eleusis; entlang der „Heiligen Straße" nach Athen. Drei Stunden, deren man sich nach Jahren noch mit Sehnsucht erinnern muß. Eine Fahrt mit der Eisenbahn, und doch fast derselbe Genuß wie im offenen Wäglein oder auf einem Dampfer.

Man steht auf dem geschützten Vorbau des Waggons und atmet den kühlen Lufthauch, der von Salamis herüberstreicht.

Ist diese Schönheit Wirklichkeit? Ist sie kein Traum der erhitzten Sehnsucht? Seitdem ich das Bücherlesen gelernt, waren Salamis und Marathon und die Akropolis für mich, wie für Jeden, ferne versunkene Schätze, in den Tiefen der Erinnerung an die erste Jugendbegeisterung begraben. Man hat davon gelesen, daß sie noch wirklich und wahrhaftig vorhanden sind; aber wer glaubt daran, daß ihm je das Glück beschieden sein werde, solche Heiligtümer mit eigenen Augen zu sehen? — Und nun ist alles Vergangene Gegenwart geworden, und aus dem Duftschleier der Jugendjahre tauchen die heiligen Stätten empor, überstrahlt

vom sonnigsten Licht, alle noch viel schöner, als man sie gedacht, und alle wirklich.

Bald hinter Megara zeigt sich der stolze Kegel des Pentelikon; an seinem Fuß erstreckt sich das Schlachtfeld der hellenischen Freiheit, die Ebene von Marathon. Die Akropolis, nach welcher alle Augen ausschauen, ist noch nicht zu sehen. Dann macht die Bahn einen großen Bogen, man verliert das Meer aus der Sicht; auch der Pentelikon verschwindet. Zwischen kahlen, niedrigen Bergen, durch steinige Weinfelder, an ärmlichen Dörfern vorüber fährt der Zug aufwärts. Da auf einmal ein Ruck; die höchste Steigung ist erreicht, und nun donnert der Zug in die Ebene von Athen hinunter. Um jenen Hügel herum, — die Ebene öffnet sich; voller flutet das Mittagslicht über die weite Landschaft, und wie wenn ein Vorhang plötzlich zurückgezogen würde, so treten der Burghügel und seine Heiligtümer heraus aus dem Gewirr hoher und niedriger Berge.

Das ist das Parthenon; danach braucht man niemand zu fragen. An der höchsten Stelle des Hügels liegt es; von den anderen Bauten gewahrt man noch nichts. Der Zug windet sich wie eine Schlange auf Athen los; jeden Augenblick muß man die Akropolis anderswo suchen; doch wofür sonst hätte man jetzt Augen? Die bei der Annäherung mit der Eisenbahn an jede große Stadt so wenig erfreulichen Vorboten: Fabriken, Schuppen, Kirchhöfe, Gasometer — werden hier übersehen. Man fährt nicht in eine Stadt; man fährt zur Akropolis.

In wenigen Minuten bin ich vom Bahnhof im Hôtel „Stadt Athen“ am Eintrachtplatz. Vom Fenster aus blicke ich die lange Zeile der Aeolos-Straße hinunter gerade auf die Akropolis. Nur so lange im Zimmer, wie ich brauche, um mich vom Staube der Fahrt zu reinigen und ein Stadtkleid anzuziehen, — dann im schnellen Wagen zur Akropolis, die Augen unverwandt auf das

Parthenon gerichtet, welches von hier aus geſehen ganz unverſehrt erſcheint.

Der Wagen hält unter dem Eingang zu den Propyläen. Nicht rechts noch links ſehend ſpringe ich die Stufen hinan, am Niketempel, am Erechtheion mit der Karyatidenhalle eiligen Schrittes vorüber; dann ein Aufatmen auf den Stufen des Parthenon. Ich habe es fertig gebracht, mit halbgeſchloſſenen Augen durch Neu-Athen ſogleich dem Ziele zuzueilen, wegen deſſen man überhaupt hierher kommt. Von der neuen Stadt dort drunten weiß ich noch nichts, als daß ſie ein großer Haufen weißer Steinhäuſer, mit ſehr vielen lautſchreienden, meiſt europäiſch gekleideten Menſchen iſt. Hier oben bin ich mit dem Athen faſt allein, welches Perikles, Iktinos, Phidias aufgerichtet. Es iſt heute kein unentgeltlicher Beſuchstag, — da ſind auf dem großen Tempelplatz kaum zehn Menſchen zu ſehen, hierhin und dahin zerſtreut.

Der alte Strabo beginnt ſeine Schilderung Athens, nachdem er in 8 Büchern das übrige Hellas beſchrieben, im 9. mit den Worten: „Vertiefe ich mich in die Fülle deſſen, was über dieſe Stadt in den Werken der Dichter wie im gewöhnlichen Leben gerühmt und geſagt wird, ſo fürchte ich, zu weitläufig zu werden und mich nicht in den ſelbſt vorgezeichneten Grenzen zu halten.“ Und nach Strabo haben ſo viele Schriftſteller ihre Begeiſterung über Athen und ſonderlich über die Akropolis ausgeſtrömt, daß man aus allen ihren Schriften wohl einen Haufen Papirs auftürmen könnte, höher als die Giebelkrönung des Parthenon, höher als jene goldene Lanzenſpitze der Athene Prómachos, die man auf dem Meere um Sunion blitzen ſah. Das Wenige, was ich über Athens Akropolis und ſeine ſonſtigen Altertümer zu ſagen mich unterfange, macht keinerlei Anſpruch auf die kleinſte Bereicherung der archäologiſchen Wiſſenſchaft; es iſt nichts als der Nachhall der Eindrücke eines nicht archäologiſchen

Beſuchers, der auf der Akropolis und an den Reſten aus dem atheniſchen Altertum reichlich die Hälfte ſeines zweiwöchentlichen Aufenthalts zugebracht hat. — Über Athen zu ſchreiben, ohne der Akropolis Erwähnung zu tun, wäre Ziererei. Die Bauten auf der Burg von Athen ſind nicht ausſchließlich errichtet worden zur nützlichen Beſchäftigung nachgeborner Archäologen. Es iſt ſogar ſehr fraglich, ob die ſchätzbaren Arbeiten dieſer Herren — ich meine die mit der Feder, nicht die mit dem Spaten — irgendetwas zur Bereicherung oder Verſchönerung der Akropolis beigetragen haben. Ja, wenn Alle ſolche Werke aufzuweiſen hätten, wie Roß, der das Tempelchen der Nike aus einem Trümmerhaufen wieder aufgerichtet, — oder wie Dörpfeld, der ein ganzes Zimmer des Akropolis-Muſeums mit ſeinen ergrabenen Statuen aus der Zeit der Perſerkriege gefüllt hat!

„Hoch überm niedern Erdenleben!“ Dieſe Worte fühlte ich jedesmal, wann ich aus dem betäubenden neuatheniſchen Geſchrei mich hinaufrettete auf dieſe heitere, ſtille Höhe. Unten brandet das haſtige Treiben der modernen Großſtadt um den ſteilen Felſen, auf den die Tempel ſtehen. Kein einzelner verſtändlicher Ruf mehr dringt aus den Gaſſen und Plätzen Athens herauf; nur wie dumpfes Brauſen, zuweilen übertönt von einem gellenden Schrei, lärmt es dort in der Tiefe. Ganz und gar ungeſtört verlieren kann man ſich in dieſe alte Marmorpracht, und wem hier vor Rührung über die Erfüllung heißeſter Wünſche die Augen übergehen, der braucht ſich nicht zu ſchämen vor gleichgültigeren Augen.

Man kann unter den atheniſchen Heiligtümern der Vorzeit allein ſein. Das iſt eines, was den Genuß eines Verweilens auf dieſem Boden ſo unendlich vertieft. Keine ſchwatzhaften Fremdenführer, und ſo ſelten ein Fremder, daß man ſich anfangs nahezu fürchtet unter dieſen Rieſentrümmern auf dem ausgedehnten Burgplateau. Keine Engländerinnen mit ihrem ſcheußlichen:

„Oh look, how nice!“ — überhaupt nichts von dem ſtörenden Beiwerk, welches feinfühligen Kunſtfreunden den Beſuch italieniſcher und ſonſtiger Muſeen zu einem Gemiſch aus Aerger, Augenermüdung, geiſtigem Wirrwarr und Kopfſchmerzen macht.

Alles Schönſte aus Athens Kunſtblüte ſteht auf dieſem einen Muſenmberge, unter Gottes freiem Himmel, umleuchtet von einem Glanz, der ſo verklärend, ſo unirdiſch nirgends in der Welt mehr zu ſchauen iſt. Stunden und halbe Tage kann man hier oben umherwandeln ohne Ermüdung. Die ätherleichte Luft, die einſame Stille und die tiefe Sättigung alles Denkens und Fühlens verleiht Einem Kräfte des Leibes und der Seele, die man an ſich ſonſt nicht gekannt hat. Man ſieht mit ruhigem Blick; kein Gaffen, wie auf die Reihen an Reihen der Bilder in den Gallerie-Städten. Hier iſt nicht der Raub aller Länder zuſammengeſchleppt und in dumpfigen Sälen zur Schau geſtellt, das Größte neben das Dürftigſte. Nein, dies iſt ein Stück wirklichen Kunſtlebens auf kleinem Raum, das Leben eines uns teuren Volkes auf ſeiner allerhöchſten Entwickelungsſtufe, — nicht „aufgeſtellt“ von Muſeumdirektoren, ſondern ſtehen geblieben, wie es aus dem Geiſte des Volkes auf ſeiner heiligſten Stätte emporgewachſen iſt.

Kein Gemengſel aus allen Jahrhunderten, wie in den ſonſt ſo löblichen Nationalmuſeen. Was hier auf der Akropolis in den blauen Äther ragt, das iſt alles innerhalb eines Menſchenlebens entſtanden.

Und dann das wunderſame Gefühl: mit denſelben Augen der Bewunderung haben auf dieſe Säulen auch alle jene Männer geblickt, deren Namen ſchon eine Flut großer und guter Erinnerungen weckt. Es haftet an den Tempeln und Toren noch wie ein Duft, wie ein Atemhauch lebender Menſchen aus dem Blütejahrhundert der Kunſt.

Der feuchte Meerwind, der vom Süden heraufweht, hat in den 23 Jahrhunderten um den Marmor eine goldige Patina geſchaffen. Nicht kaltweiß ſtehen dieſe erhabenen Leichenſteine einer verſunkenen

Welt da; nein, farbig, wie sie schon vor Jahrtausenden glänzten. Die Natur beweist, was manche Archäologen noch heute, allen gegenteiligen Zeugnissen zum Trotz, bezweifeln: daß die Alten keine ganz farblosen Bauten oder Statuen geschaffen. Die zarte Bemalung und Vergoldung der Säulen und der Architrave ist natürlich längst verschwunden; dafür hat der Marmor aus seinen feinen Eisensplitterchen eine neue Bemalung und Vergoldung erzeugt. Wie aus mattem Gold, nicht wie aus weißem Marmor hat man sich die Tempel der Akropolis zu denken, und nun ahne man ihre Pracht im Glanze der glühenden Abendsonne! Das malt kein Pinsel; das zu schildern versuche keine Feder.

Bedenkt man, welche Stürme über Athen hingebraust sind, so staunt man mehr noch, wie viel des Schönsten auf der Akropolis erhalten ist, als man sich grämt, wie viel zerstört worden. Das Meiste ist erst in der neueren Zeit, d. h. nach dem Ausgang des Mittelalters in Trümmer geworfen. Die Bildsäulen freilich hatten schon die christlichen Byzantiner gestohlen oder vernichtet. Die Tempel aber blieben ohne wesentliche Beschädigungen selbst lange nach der Besetzung der Akropolis durch die Türken, — wie denn überhaupt dem Irrtum entgegengetreten werden muß, als seien die Türken die ärgsten Zerstörer des künstlerischen alten Griechenlands gewesen. Nein, zur Zerstörung bedurfte es der religiösen Wut, der blinden Tücke der Kriegsfurie und der Rohheit vornehmer englischer Barbaren. Bis zum Jahre 1687 hat das Parthenon nahezu unversehrt dagestanden, in der vollen Pracht seiner 98 Säulen, mit dem Stirnschmuck seiner Giebelfelder. Die Türken hatten eine Waffenkammer daraus gemacht; doch hatten sie es nicht beschädigt. Die venetianische Flotte unter Führung eines deutschen Grafen Königsmark war im Sommer 1687 im Piräus erschienen. Truppen wurden gelandet, Geschütze im heiligen Olwald aufgefahren, — und an dem Unglückstage des 26. September flog eine Bombe

aus einem Mörſer, den „ein Leutnant aus dem Lüneburgiſchen“ entzündet hatte, in das Parthenon. Die Pulverkammer der Türken darin flog auf, — und ſeitdem ſteht der Tempel der Athene als eine große Ruine da.

Dann kam im Jahre 1801 des Unheils der berüchtigte Lord Elgin nach Athen und raubte, was er nicht zerſtörte; zerſtörte, was er nicht raubte. Eine gutverbürgte Kunde ſtammt aus jener Zeit, daß der türkiſche Wächter Tränen vergoſſen, als unter der Leitung des edlen Lords Stück auf Stück von den Giebelfeldern gebrochen wurde und zum großen Teil, den ungeſchickten Händen der Tempelſchänder entſtürzend, auf dem Boden zerſchellte.

War ſchon ſeine Plünderung des Parthenon eine Schmach, — ſeine Verſtümmelung der Karyatidenhalle am Erechtheion machte den Lord zum rohen Verbrecher. Von den herrlichen ſechs Karyatiden, den „atheniſchen Mädchen“, ſägte er eine heraus und erſetzte ſie durch eine thönerne Nachbildung. In Athen ging damals die ſchöne Sage, in den folgenden Nächten hätte man unten in der Stadt Klagerufe von der Burg gehört: die zurückgebliebenen Schweſtern jammerten um die geraubte. Einige Jahre ſpäter kam Byron nach Athen und ſchrieb an eine Säule des Parthenon die berühmten Worte, die man noch heute findet:

> Quod non fecerunt Gothi,
> Id fecerunt Scoti.
> ‚Was nicht taten die Gothen,
> Das taten die Scoten‘.

Alles, was außer den Herrlichkeiten auf der Akropolis ſonſt an künſtleriſchen Bauwerken des Altertums erhalten iſt, kann man entweder von oben überblicken, ſo den ehrwürdigen Theſeustempel, den beſterhaltenen von allen griechiſchen Tempeln; den Turm der Winde; das zierliche Denkmal des

Lyſikrates; — oder man kann auf dem Niederweg von der Burg in die Stadt dran vorbeigehen.

Der ſchönſte Weg zur Akropolis iſt nicht der bequeme Wagenweg, der an den Fuß der Propyläen führt, ſondern der an den Säulen des Olympiſchen Zeus und dem Hadriansthor vorüber zur Südſeite des Burgfelſens und dann durch das Theater des Dionyſos hinauf zur Höhe. Zum Schwindlichwerden neigende Menſchen tun freilich gut, dieſen Kletterweg zu unterlaſſen. —

Auch darum iſt dieſer ungewöhnliche Weg ſo intereſſant, weil er beredter als alle Werke über alte Kunſt die tiefe Kluft zwiſchen Römertum und Griechentum offenbar macht. Da ragen ſie auf, die über 60 Fuß hohen Säulen des Tempels, den ein prachtliebender, für Athen ſchwärmender Römerkaiſer, Hadrian, dem Olympiſchen Zeus errichtet hat. Die Säulen des Parthenon ſind nur 30 Fuß hoch; ſolch ein Römer baut die ſeinen doppelt ſo hoch. Und gegen 20,000 Zentner wiegt eine jede, wie man an der einen zu Boden geſtreckten ausgerechnet hat. 120 ſolcher Säulen trugen einſt das Marmorgebälk, und alles zur Ehre des Olympiſchen Zeus. Aber dicht neben dem Rieſenbild des Gottes hatte der Kaiſer ſein eignes errichten laſſen! — Man vergleiche damit das Beiſpiel des Phidias, der ſein beſcheidenes Reliefbild auf dem Schilde des Zeus in Olympia angebracht hatte und ſich dadurch von den Athenern einen Prozeß wegen Gotteslästerung zuzog.

Anmutiger als jene Rieſenſäulen, die aus einiger Entfernung faſt Fabrikſchornſteinen gleichen, iſt das andre Erinnerungszeichen des Hadrian: das Markttor, welches ſeinen Namen trägt.

Am ſchroffſten aber macht ſich der Unterſchied zwiſchen griechiſcher und römiſcher Kunſtanſchauung geltend bei einem Vergleich des griechiſchen Dionyſos-Theaters mit dem im römiſchen Stil ausgeführten Theater des Herodes Atticus, dem

ſogenannten Odeion. Jenes ein lichter, dem Felſen der Akropolis harmoniſch angepaßter offener Tempel der höchſten Kunſt; dieſes wie ein finſterer Bärenzwinger, rein äußerlich der Grundmauer der Burg angeklebt, mehr an eine Arena als an ein Theater erinnernd. Und welch ein Einfall dieſes halben Attikers, halben Römers, hart neben dem Theater des Äſchylos, Sophokles, Euripides, Ariſtophanes, ſein eignes Theater zu errichten! Wozu eigentlich?! Das düſtere, kunſtloſe Backſteingefängnis neben dem Marmorbau aus den herrlichſten Tagen des klaſſiſchen Athens!

Täglich nahm ich denſelben Weg: über das Theater zu den Propyläen; täglich ſchloß ich bei dieſem Gange das Theater tiefer in mein Herz. Iſt es ſchon auf der Akropolis einſam, — hier in dieſem weiten Rund iſt man vollends faſt immer allein. Für den Bildhauer, für den Baumeiſter, für den Altertumsforſcher mag das Pantheon wichtiger ſein, — für die Dichtung giebt es keine weihevollere Stelle auf Erden als dieſes Bogens Rund.

Gleich dem Niketempel auf der Burg, iſt auch das Dionyſos-Theater durch die liebevolle Bemühung eines Deutſchen, des Berliner Baumeiſters Strack, wieder hergeſtellt worden. Über denſelben Moſaikfußboden der Orcheſtra dürfen wir jetzt zu den Zuſchauerſitzen ſchreiten, auf dem vor Jahrtauſenden die Chöre der großen Tragiker und des größten Komikers aller Zeiten erklangen. Und dort der mittelſte Marmorſeſſel in der erſten Reihe hat einſt in ſeinem bauchigen Rund den Prieſter des Dionyſos beherbergt, denn deutlich ſteht am Fußgeſtell des Seſſels die Inſchrift zu leſen: „Des Prieſters des Dionyſos von Eleutherä.“ Einen Fußbreit vor allen anderen Ehrenſitzen der Vorderreihe ragt dieſer Seſſel hervor: beim Prieſter des Dionyſos von Eleutherä war ja die ganze Theatergemeinde zu Gaſte. Zu dieſem Seſſel und ſeinem Inhaber gewendet ließ Ariſtophanes in den „Fröſchen“ den Gott Dionyſos ſelber ängſtlich rufen:

„Mein Prieſter, nimm mich in deinen Schutz, dann zechen wir!“ —

und von den 30000 Sitzen jenes echten Volkstheaters der Athener erscholl unauslöschliches Gelächter.

Unweit davon steht der Ehrenstuhl des „Polémarchos", des Kriegsobersten der Athener. Hier hat Perikles, hier Alkibiades gesessen. Jetzt sitzt ein Wächter der Altertümer auf diesem Platz und schnarcht in seinem festen Wächterschlaf.

Die Thymele, um welche einst der Chor sich scharte, steht nicht mehr, wie sie sollte, in der Mitte der Orchestra; sie ist weiß Gott durch welche Hände weit abgerückt: ein lieblicher Altar des dramatischen Gottesdienstes. Um diesen Marmorblock sind die äschyleischen und sophokleischen Chorgesänge erklungen; von ihm aus hat Aristophanes seine geharnischten Parabasen in den Zuschauerraum schleudern lassen, gegen Kleon den Gerber, — leider auch gegen Sokrates, den „Weisesten der Athener".

Ersteigt man die Stufen dieses denkwürdigsten Theaters der Welt, so sieht man schon in halber Höhe angelangt aufs Meer, auf Salamis hinaus. Mit welchen Gefühlen müssen die atheniſchen Zuhörer von diesen Sitzen aus, mit dem Blick auf das „felsige Eiland", sieben Jahre nach der Schlacht bei Salamis, die Verse des Äschylos in den „Persern" gehört haben, mit denen er den noch in Aller Erinnerung lebenden Kampf schilderte!

„Als nun des hellen Tages Lichtgespann erschien
Und strahlend rings das ganze Land beleuchtete,
Da braust von dem Hellenenheer mit lautem Klang
Ein frommes Lied herüber; und entgegen scholl
Vom felsigen Eiland laut und hell der Widerhall.
Und Furcht befiel da die Barbaren allzumal,
Wie sie getäuscht sich sahen: denn nicht wie zur Flucht
Erhoben die Hellenen feierlichen Sang,
Nein, in den Kampf zu stürzen freud'gen Muts bereit.
Drommeten schmettern zündend drein mit ihrem Schrei'n;
Und flugs mit rauschendem, rudersgleichem Wellenschlag
Durchfurchen sie die Meerflut nach des Rufes Takt
Und tauchen plötzlich alle auf vor unserm Blick."

O über ein wahrhaft nationales Theater!

Was im Bezirk der Akropolis an Bildhauerwerken gefunden worden, ist zum größten Teil unter freiem Himmel aufgestellt oder sanft in die Blumen gebettet, die sich jetzt im Frühling auch über den steinigen Felsabhang hinziehen. Die wertvollsten Stücke hat man in einer Bretterbude oben auf der Burg untergebracht, in dem sogenannten Akropolis-Museum. Ein ganz und gar unwürdiger Raum, namentlich mit seiner elenden Beleuchtung ein Schandfleck der Altertümer-Verwaltung. Überhaupt ist es an der Zeit und hier am Ort, laute Klage zu erheben gegen die völlig ungenügende Art, wie gerade in Athen bei der Aufbewahrung und Bewachung der Altertümer verfahren wird.

Gegen das große Zentralmuseum in der Patissia-Straße läßt sich nichts sagen; so weit es fertig ist, sind die dort untergebrachten Schätze gesichert. Auf der Akropolis aber, und noch mehr im Dionysos-Theater herrschen Zustände, die keinen Tag länger geduldet werden dürfen. Der Himmel Attikas ist gnädig genug gegen die ihm preisgegebenen Bruchstücke des athenischen Altertums; — die Menschen sind es nicht. Es ist sehr schön, daß man die zusammengebrochenen Trümmer alter Herrlichkeit zum großen Theil so hat liegen lassen, wie sie durch Erdbeben oder menschliche Zerstörungswut hingestürzt sind. Aber die griechische Regirung sollte bedenken, daß unter den Besuchern der Akropolis sich leider auch Barbaren aus allen Nationen befinden, gebildeter Pöbel und ungebildeter, und der gebildete ist der ärgste. Der zerlumpteste athenische Straßenjunge ist nicht so sehr zu fürchten, wie der englische Esquire oder die amerikanische Baccalaurea artium. Derselbe Geist scheußlicher Barbarei, der einst Lord Elgin zur Beraubung und Zertrümmerung des Parthenon und des Pandroseion trieb, lebt noch heute in vielen angelsächsischen Touristen. Die obere Akropolis ist leidlich bewacht und an den meisten Tagen nur gegen Eintrittsgeld

zugänglich. In das Dionyſos-Theater dagegen kann man einfach von der großen Fahrſtraße her überſteigen, die um den Südfuß der Akropolis führt. Und was für Kleinodien der Kunſt ſtehen nicht im Theater oder liegen weiter oben auf dem Wege zur Äskulap-Grotte! Alles ſchutzlos preisgegeben den Landsleuten von Lord Elgin! Die wundervollen Reliefs des Proskenion, die Thymele mit ihrem üppigen Figurenſchmuck und Rankenwerk; dann die Kapitäler geſtürzter Säulen oberhalb des Zuſchauerraums, kleine und große Stücke, an deren jedem noch ſchöne Spuren künſtleriſchen Meißelſchlages zu ſehen.

Nur Ziegen und Eſel aus der Nachbarſchaft halten hier Wache. Jeder Räuber aus dem Norden, mit Glacéhandſchuhen und Zylinderhut, kann von hier ohne Furcht vor Entdeckung einen Marmorſchenkel, einen ſchlanken Frauenhals, eine Frauenbruſt, eine Weintraube von den Reliefs der Thymele, oder was ihm ſonſt als Andenken gefällt, im Sommerpaletot eingewickelt davontragen. Und wagt er das nicht, weil ihm der Raub ſeinen Koffer beſchweren oder ihm beim Verlaſſen Griechenlands von den Zollwächtern wieder abgejagt werden könnte, ſo mag er für ſich ein Stückchen Naſe oder Bart oder Ohr abſchlagen. O, dieſe Barbaren ſind auf alles eingerichtet: man hat in Athen Banditen ertappt, welche einen niedlichen Hammer eigens zum Abſchlagen ſolcher kleiner Andenken bei ſich führten, etwa wie Geologen auf der Wanderſchaft. Ich habe mit eigenen Augen an vielen Bildwerken, die im Bereich des Dionyſos-Theater lagen, die friſcheſten Spuren ſolcher Beſchädigung geſehen.

Läßt die griechiſche Regirung dieſen Zuſtand der Schutzloſigkeit länger beſtehen, ſo macht ſie ſich mitſchuldig. Der eine alte Wächter, deſſen Bude, mitten in die Orcheſtra hingepflanzt, an ſich ſchon ein Ärgernis iſt, reicht eben hin, um die Holztür zu öffnen, die von der Straße ins Theater führt. Was der einſam herumirrende Beſucher zwiſchen Theater und Propyläen

für Unfug treibt, dafür giebt es in Athen keine strafende Gerechtigkeit. Der Oberaufseher, den ich zuweilen auf dem Sessel des „Priesters der zwölf Götter“ Zigarretten rauchend antraf, meinte auf meine Klagen: „Den échome chrimata“ (Wir haben kein Geld). Das ist natürlich ein ganz nichtsnutziger Einwand, und ich glaube nicht, daß die griechische Regirung oder die athenische „Archäologische Gesellschaft“ ihn gelten lassen werden. Griechenland hat Geld genug für viele unwichtigere Dinge als die notdürftige Bewachung der Akropolis. Mit 5000 Drachmen kann man nach griechischen bescheidenen Verhältnissen schon 10 Wächter allein für das Dionysos-Theater und Zubehör anstellen. Das Beste aber und Billigste wäre die Bewachung der Akropolis in allen ihren Teilen durch militärische Posten, — nützlicher als sämtliche Schildwachen unten in der Stadt.

Auf dem Rückwege von der Akropolis verirrte ich mich an den Olympischen Säulen, schlug statt des Weges zum königlichen Schloß den über den Ilissos ein und fand so das Stadion. Einmal so weit, sah ich einen von mächtigen Cypressen überragten Hain vor mir, den ich für den Garten hinter dem Schlosse hielt. Es war der Kirchhof, und kaum hatte ich ihn betreten, als aus einer Seitenstraße lautes Klagen erscholl und sich der Pforte näherte: ein Begräbnis.

Zwei Männer tragen auf offener Bahre ein totes Mägdlein, vielleicht acht Jahre alt. Die kleine Leiche verschwindet fast unter dem Rosengeflecht und den einzelnen darüber gestreuten Rosen. Hinter der Leiche, von zwei Frauen gestützt, die Mutter, ein ganz ärmlich gekleidetes, jammervoll schreiendes Weib. Sie trägt, so arm ist sie, kein anderes Trauerzeichen als ein schwarzes Tuch um den Kopf; sie besitzt nur ein Kleid. Kein Verwandter folgt der Bahre, denn Keinen sehe ich in Trauer. Es sind wohl nur mitleidige Nachbarn, welche der armen Mutter diesen schweren

Gang erleichtern wollen. Während der fette Pope handwerksmäßig ſeine Gebete an der offenen Gruft herſagt, wobei er ſich gegen die blendende Abendſonne durch einen aufgeſpannten rieſigen Schirm ſchützt, jammert die Mutter herzzerreißend. Immer dieſelben Worte: „O pädáki mu, o pädáki mu!“ (O mein Kindchen). Vergebens reden ihr die Männer und Frauen zu: „Laß es; es iſt beſſer da, wo es jetzt iſt, es iſt im Himmel; laß es!“ Die Mutter liegt auf der am Rande der kleinen Grube aufgeſchaufelten Erde und kreiſcht: „O pädáki mu!“ Und die glühende Abendſonne wirft auf das blaſſe Geſichtchen des ſchönen Kindes einen roſigen Schein.

Der Pope hat ſein Geſchäft verrichtet, klappt ſeinen Regenſchirm zu und fängt ein lautes Geſpräch mit einem Bekannten an, den er unfern dem Grabe erblickt. Kein Wort tröſtenden Zuſpruchs an die noch immer an der Erde liegende ſchreiende Mutter, welche zwei Männer feſthalten, damit man das Kindchen ungehindert in ſein Erdenbett ſenken könne. Und immer derſelbe Schrei: „O pädáki mu!“ Ich höre ihn auf dem ganzen Wege zur Stadt.

Neunzehntes Kapitel.

Das neue Athen.

„To gala! — To gala!“ (Die Milch) ertönt es unter meinem Fenster mit langgezogenem, fast klagendem Ruf. Ich blicke auf die Uhr: kaum fünf, und schon lärmt es auf der Straße, als wäre Jahrmarkt. Aus den geöffneten Fenstern sehe ich die Kaffehäuser gegenüber am Eintrachtsplatz schon im flotten Dienst, und alle Straßen voll von Menschen.

Es ist ein Glück, daß man in Athen dank der wunderbaren Luft nicht müde wird; denn wo sollte man hier Schlaf finden? Um 4 Uhr erwacht die Stadt im Sommer, um 5 muß auch der Fremde sein Tagwerk beginnen. Zum Glück hat mich die Reise durch den Peloponnes nicht verwöhnt.

Der Platz, auf den ich blicke, erinnert mich an München, und zwar an dessen neues Viertel, Ludwigstraße und Zubehör. Dieser erste Eindruck hat sich im Verlauf meines Aufenthalts nur verstärkt. Athen ist eine große, vornehme, etwas einförmig gebaute Stadt ohne starkausgeprägten nationalen Stempel. Die Schilder über den Läden sind freilich mit griechischen Buchstaben beschrieben; auch sieht man von Zeit zu Zeit, aber in den neuen Straßen selten, einen Fustanellaträger, und alle Straßenrufe sind griechisch; indessen bei einer schnellen Fahrt etwa vom Eintracht-

platz durch die breite Stadionstraße zum Verfassungsplatz, zumal wenn man sie im Pferdebahnwagen macht, wird Einem zumute, als fahre man die Ludwigstraße in München hinauf.

Es giebt in Athen noch ein altes Viertel, am Fuß der Akropolis, und morgen werde ich unter guter Führung eine Reise durch jene Altstadt, die sogenannte „Plaka“, machen. Der weitaus größte Teil aber der Hauptstadt ist durch und durch modern und — etwas langweilig.

Es fehlt Athen an Farbe. Wären nicht der Himmel und die aus den Gärten hinter den Häusern manchmal emporragenden Cypressen, — man hielte es vor marmorner Weiße nicht aus. Marmorhäuser, eines am andern, an breiten baumlosen Straßen; kalksteinweißes, staubiges Straßenpflaster. Wenn man zwischen diesen in der hellen Sonne funkelnden weißen Häuserreihen einen Tag hin und her gewandert ist, so hat man Augenschmerzen. Ein Nachmittag auf der Akropolis ist eine leibliche Erholung, nicht bloß ein geistiger Genuß.

Man merkt selbst bei einem kurzen Aufenthalt: Athen ist seiner Bevölkerung nach jetzt eine ganz griechische Hauptstadt. Fallmerayer konnte noch in den 40er Jahren von dem vorherrschend albanesischen Element gerade der attischen und athenischen Bevölkerung sprechen. Ähnliche Urteile wurden noch zu Ende der 60er Jahre laut. Das muß inzwischen ganz anders geworden sein: weder in noch um Athen habe ich je etwas anderes gehört als Griechisch. Kein Wort Albanesisch. Die wunderbare Aufsaugungskraft des griechischen Volkes hat ihre Gewalt an dem albanesischen Element ebenso bewiesen, wie an den vielen anderen fremden Bestandteilen, die in ihren Kreis gedrungen sind.

Um Athens großartige neuere Entwickelung zu würdigen, muß man die Beschreibungen der Stadt in Reisewerken vom Anfang dieses Jahrhunderts bis in die 70er Jahre hinein gelesen haben. Aus dem schmutzigen Trümmerhaufen, aus dem

dorfähnlichen Hüttenneſt mit kaum 5000 Einwohnern nach der Beendigung des Freiheitskrieges iſt in 50 Jahren eine der reinlichſten, eleganteſten kleinen Großſtädte Europas geworden; nicht nur die „ſchönſte Stadt des Orients“, wie es von den Freunden regelmäßiger Bauart genannt wird. Wer nach den Strapazen und Entbehrungen einer peloponneſiſchen Wanderung nach Athen kommt, fühlt ſich wie in Paris. Aber ſelbſt verwöhnte Weltfahrer, die geradewegs aus der Schweiz, aus Italien, von der Riviera hierher kommen, werden ſchwerlich viel von ihrem gewohnten Reiſekomfort vermiſſen. Ein halbes Dutzend ſehr guter Gaſthäuſer, mit erſchwinglichen Preiſen, mit ſauberen Zimmern und Betten, freundlicher Bedienung, gewährt ein Unterkommen, ſo behaglich, wie irgend ein Gaſthaus in Italien.

Bürgerſteige in allen Straßen; gutes Pflaſter; großſtädtiſche Beleuchtung; ausgezeichnete Mietwagen; Pferdebahnlinien nach den wichtigſten Punkten; zwei Eiſenbahnen nach dem Badeort Phaleron und dem Hafen Piräus; ein Hauptpoſtamt wie nur irgendwo in einer gleich großen Stadt des Poſtmuſterlandes Deutſchland. Kurz, eine moderne Großſtadt, der eine noch bedeutendere Zukunft unverkennbar vorgezeichnet iſt.

Die Entwickelung, welche Athen ſeit 50 Jahren durchgemacht hat, findet nur noch in einigen amerikaniſchen Städten ihresgleichen. Berlin war ſchon eine große Stadt, als Athen noch ein Dorf war und Piräus aus zwei Fiſcherhütten beſtand. Heute zählt Athen über 100,000, Piräus über 25,000 Einwohner, und beide wachſen, wachſen, wachſen. Schon dringt Athens Häuſermeer bis zum Fuß des ehrwürdigen Kolonos-Hügels vor, und wenn nicht die Regirung oder die Stadtverwaltung ſchützend eingreifen, ſo wird der geheiligte Bezirk der Sophokleiſchen Oedipus-Tragödie und der Akademie des Plato verſchlungen werden durch die ungezügelte Stadterweiterung. Nach Weſten, genauer nach

Nordweſten, geht der Zug der Ausdehnung, wie in den meiſten anderen europäiſchen Hauptſtädten.

Vor 50 Jahren konnte man mit recht gewichtigen Gründen darüber ſtreiten, ob Athen zur Hauptſtadt des jungen Königreichs zu machen ſei, oder nicht vielmehr Piräus, oder Korinth, oder Nauplia. Heute iſt kein Streit mehr möglich: Athen iſt nicht nur die verfaſſungsmäßige Hauptſtadt des Königreichs geworden, ſondern die Hauptſtadt des Hellenismus, d. h. aller Länder und Inſeln des türkiſchen Reichs, in denen ausſchließlich oder überwiegend griechiſch geredet wird, alſo der ganzen großen Grecia irredenta. Athens Wachstum iſt nicht bloß das Ergebnis der ſtarken Einwanderung aus den griechiſchen Provinzen, beſonders aus dem Peloponnes und von einigen ägeiſchen Inſeln; ſondern aus Ägypten, Kleinaſien, Konſtantinopel, Rumänien, Bulgarien ſtrömen unabläſſig die Einwanderer in die helleniſche Hauptſtadt. Nicht jene ſchlechten Elemente, welche die ſchnell angewachſenen Hauptſtädte Europas zu Herden des Aufruhrs für ganze Länder machen. Gerade die wohlhabendſten Griechen nichtgriechiſcher Länder laſſen ſich in Athen nieder, um ſich ihres geſammelten Reichtums am Sitze helleniſcher Bildung zu erfreuen. Athen iſt im Begriff, das zu werden, oder iſt es ſchon, was es ſelbſt im Altertum nie ganz geweſen: die geiſtige Hauptſtadt der helleniſchen Welt.

Das würde es ſelbſt dann ſein, wenn weder der König, noch die Kammer in Athen reſidirten. Athen kann aufhören, die politiſche Hauptſtadt Griechenlands zu ſein, und manche Griechen träumen ja von einer griechiſchen Hauptſtadt Byzanz. Nur die ſchwerſten Schickſalſchläge dagegen könnten jetzt noch Athen ſeines Charakters als des geiſtigen Mittelpunktes aller Griechen der Erde entkleiden; vielleicht nur die Aufhebung der atheniſchen Univerſität.

Im Mai 1887 begeht das „Panepistimion“ ſeine halb-

hundertjährige Jubelfeier. Mit noch nicht 100 Studenten begründet, ist die Universität von Athen heute die zweite der Welt an Zahl ihrer eingeschriebenen Zuhörer. Im Wintersemester 1883/84 zählte sie 2773 Studenten, heute ungefähr 4000. Nur die Berliner Universität hat eine noch größere Zahl. Reichlich die Hälfte der atheniſchen Studenten ſtammt aus dem griechiſchen Ausland; aus Kreta, Epiros und Makedonien allein mehrere hundert. Zu der Zeit, als ich in Athen war, hatte die Univerſität die Katheder und Bänke aus ihren Hörſälen entfernt; dieſe waren zu Kaſernenſtuben für die maſſenhaft in Athen zuſammengeſtrömten Truppen geworden, die von hier nach Theſſalien entſendet wurden. Reichlich dreiviertel der Studenten und die meiſten der jüngeren Privatdozenten und Profeſſoren ſtanden im Heere. Es gab während eines halben Jahres in Griechenland keine Univerſität, gerade ſo wie im Jahre 1813 keine in Preußen.

Keiner Stadt wird es ſchwerer, dem fremden Beſucher künſtleriſch zu gefallen, als das neue Athen; keinem Volke ſchwerer, etwas Hervorragendes in der Kunſt zu leiſten, als den Griechen. Was ſie auch anfangen mögen, immer wird ihnen die überwältigende Größe der Vorfahren entgegengehalten werden und ihre Kunſttätigkeit lähmen.

Es iſt auch ungerecht, von den Neugriechen ſchon jetzt ausgezeichnete künſtleriſche Leiſtungen zu verlangen. Erſt muß ein Volk einen gewiſſen ruhigen Beſitzſtand des politiſchen Lebens errungen haben, ehe es ſich den ſo notwendigen Überfluß der Kunſt geſtatten kann. Die Griechen haben wahrhaftig in den jetzt vergangenen 50 Jahren Unentbehrlicheres zu tun gehabt, als Statuen zu meißeln uud Bilder zu malen. Sie haben ihre wucheriſchen Gläubiger befriedigen müſſen, die ſich die Unterſtützung im Befreiungskriege mit mehr als 100 Prozent Aufgeld bezahlen ließen. Sie haben das Land gänzlich von Räubern gereinigt,

haben mehrere tausend Kilometer Straßen, 700 Kilometer Eisenbahnen hergestellt, haben Schulen errichtet, eine Armee geschaffen, Museen erbaut, sich eine schöne Hauptstadt gegeben, Dampfschiffe gezimmert, — und mit ähnlichen nützlichen und notwendigen Dingen werden sie noch eine geraume Weile zu tun haben, ehe sie an Kunst denken können. Ob sie kunstbegabt sind, das wird sich dann erweisen. Von ihnen jetzt schon Phidiasse und Perikleſſe verlangen und sehr enttäuscht sich geberden, wenn von jenen auserwählten Geistern ein Halbjahrhundert in Griechenland nicht mehr erzeugt hat als in anderen Ländern auch, das muß der Sippe der Tissot und Vierordt überlassen bleiben.

Athen hat an öffentlichen Bauten verhältnismäßig sehr viel Schönes aufzuweisen. Ständen diese Marmorhäuser in Berlin, München, selbst in Paris, man würde des Rühmens kein Ende finden. In Athen erdrücken Parthenon, Erechtheion, Propyläen fast jeden Versuch, etwas Hervorragendes in der Baukunst zu leisten.

So kunstwidrig freilich, so majestätisch langweilig wie das königliche Schloß am Verfassungsplatz ist kaum ein zweites größeres Gebäude. Zum Glück wird es dem Anblick von der menschendurchwimmelten Agora des neuen Athens entzogen durch ein liebliches Wäldchen aus Platanen, Pfefferbäumen und Palmen. Wen aber die Neugier treibt, sich das Schloß des Königs von Griechenland in der Nähe anzusehen, der glaubt zuerst, er stehe vor einem Zeughaus, einer Kaserne oder einem Krankenhaus. Ein ungeheurer Kalksteinklumpen, bekleidet mit penteliſchem Marmor, ohne künstlerische Gliederung, ohne einen Schmuck der Riesenfront, — ein Meisterstück Münchener Langweiligkeit. Der Münchener Baumeister Gärtner nämlich hat diesen griechischen Königspalast in der zweiten Hälfte der 30er Jahre verübt, und König Ludwig der Erste von Bayern hat den Bau gutgeheißen. Wie schade, daß das Feuer vor zwei Jahren nur den einen Flügel innen

ausgebrannt und nicht die ganze steinerne Langeweile vernichtet hat! Kein Mensch, auch der König nicht, hätte dem Schloß eine Träne nachgeweint, und Marmor giebt es in den Brüchen des unerschöpflichen Pentelikon genug, um einige hundert solcher Paläste neu aufzubauen.

Die schönsten Neubauten stehen in den Straßenzügen zwischen Schloßplatz und Eintrachtplatz: in der Stadion-, Universitäts- und Akademie-Straße. An der Universitätsstraße erhebt sich das auch in Deutschland oft genannte „Schliemannsche Haus", zweifellos einer der stattlichsten Paläste Athens, wenn auch ohne künstlerische Eigenart der Façaden: ein Gemisch aus griechischer Klassik mit etwas Renaissance. Prächtig sind das Treppenhaus und die Empfangsäle; das Prächtigste aber — die Aussicht von der Marmorterrasse des Daches auf die Akropolis: die schönste, die es nach meiner Meinung überhaupt auf das Heiligtum Athens gibt. Sich daran zu jeder Stunde laben zu können, dünkt mir beneidenswerter als die Pracht der inneren Einrichtung. Seltsam berührt es, daß ein so reicher Mann wie Herr Schliemann die Bildsäulen der Olympier, die auf seines Daches Zinnen stehen, aus schnödem Gips hat formen lassen.

Ein Bauwerk besitzt aber das neue Athen, um welches jede Stadt der Welt es beneiden mag: die Akademie. Sie ist von den unzähligen Nachahmungen altgriechischen Tempelstils zu modernen Zwecken die einzige, vor welcher man das Gefühl empfindet: an dir hätten auch die Athener des 5. Jahrhunderts sich wie an einem echten Kunstwerk erfreut. In ihrer schneeigen Marmorpracht, mit dem schüchternen Farbenschmuck aus Gold, Blau und Rot, muß sie alle Widersacher der Steinbemalung zum Schweigen bringen. Nirgends ist der Versuch im großen herrlicher gelungen als bei der Athenischen Akademie. Sie ist so hinreißend schön in ihrer Anordnung, so zierlich und maßvoll

bei aller Größe, daß man ihres Anblicks selbst dann von Herzen froh wird, wann man von der Akropolis herabgestiegen kommt.

Deutsche Baumeister haben die Versündigung am Kunstgeist Athens durch den Schloßbau glänzend hier wieder gut gemacht. Hansen aus Wien und der Deutsche Ziller sind die Schöpfer dieses Kleinods neuattenischer Baukunst. Ihr Triumph ist doppelt groß, wenn man die Kühnheit bedenkt, auf diesem Platze (neben der Universität), von dem man aufs Parthenon hinaufschaut, ein neues Gebäude in altgriechischem Geiste zu errichten. Über der Schönheitspracht dieses Palastes der Wissenschaft übersieht man die beiden geschmacklosen, riesenhaften, jonischen Säulen, auf denen ein griechischer Künstler die Bildsäulen der Athene und des Apollo aufgepflanzt hat. Wo der Mann nur gelesen haben mag, daß die Griechen jemals eine Statue hoch auf einzelstehende Säulen hinaufhißten? Dergleichen haben die Römer erfunden, und ihnen haben die Franzosen das Kunstgeheimnis abgelauscht: eine Trajansäule war im alten Athen so undenkbar wie eine Napoleonsäule.

Fünf Millionen Drachmen hat die Akademie gekostet; aber nicht etwa dem Staat, sondern einem der vielen privaten Wohltäter Griechenlands: dem Bankier Sina in Wien. Nun steht sie außen und innen fertig da und harrt der Akademiker, die in ihrem schönen Saal sich versammeln sollen, und sie wird ihrer noch recht lange harren. Viele einsichtige Griechen haben mir bei aller Verehrung für Sina und aller Bewunderung für die Akademie gesagt: Welche Zahl guter Schulen hätte man für jene fünf Millionen gründen können! Ob die Akademie, falls sie Akademiker erhielte, nicht mehr zum Unsegen als zum Segen für Griechenlands sprachliche Zukunft gereichen würde, sei späterer Erörterung vorbehalten.

Ein Grieche, der fünf Millionen für sein Vaterland übrig hat! Und er ist nicht der Einzige; er ist nur der reichste. Viele der

ſchönſten Gebäude Athens ſind Geſchenke einzelner Bürger. Ganze Gymnaſien, Krankenhäuſer, Mädchenſchulen, Ausſtellungspaläſte verdanken ihre Entſtehung dem großartigen Opferſinn reicher Griechen. Der Staat Griechenland iſt vielleicht der ärmſte in Europa; ſeine Bürger gehören zu den reichſten. An vaterlandsliebendem Gemeinſinn laſſen ſich wohl nur die Nordamerikaner mit den Neugriechen vergleichen. Athen iſt die zuſammengeſchenkte Stadt des Hellenismus.

Da iſt z. B. die Univerſität, eine der beſten Hinterlaſſenſchaften des bayriſch-griechiſchen Königtums, ganz nach deutſchen Vorbildern eingerichtet. Von Geſchenken auferbaut, wird ſie von Geſchenken erhalten. Sie beſitzt ein Stiftungsvermögen von mehr als fünf Millionen Drachmen, welches noch fortwährend durch Vermächtniſſe und Geſchenke wächſt und vollauf zur Beſtreitung der geſamten Ausgaben (etwa 300000 Drachmen jährlich) hinreicht. — Da braucht die Univerſität ein phyſiologiſches Muſeum, ein chemiſches Laboratorium. In den Ländern Weſteuropas muß in ſolchen Fällen die Univerſität vom Herrn Unterrichtsminiſter, dieſer vom Staatsminiſterium, dieſes von den Kammern die nötigen Summen verlangen. In Griechenland finden ſich zwei oder drei reiche Patrioten, welche die Lappalie auf einen Tiſch hinzahlen, — in den genannten Fällen die Herren Bernardakis und Simwulidis, — ohne die Hoffnung, dafür in den Adelſtand erhoben zu werden, denn die griechiſche Verfaſſung kennt keinen Adel. Kurze Zeit vor meiner Reiſe war ein ehrſamer Fleiſchermeiſter in Athen geſtorben. Seine Kinder, ſämtlich Söhne, waren längſt ſelbſtändige, reiche Männer geworden. Er hatte weder Leſen noch Schreiben gelernt; aber nach ſeinem Tode fand man ein Teſtament beim Notar, wonach er ſein ganzes Vermögen: 25 000 Drachmen, der Univerſität von Athen hinterließ. Auch kleine Schenkungen, 100 und 200 Drachmen, in den Teſtamenten armer Bauern ſind keine Seltenheit. Wird Griechenland einſt wieder ein Land künſt-

leriſcher Hervorbringungen, — an Käufern der Kunſtwerke wird es nicht fehlen.

Von den anderen hervorragendſten Profangebäuden Neu-Athens iſt nur die Kammer als architektoniſch wertvoll zu erwähnen. Zu ihrem Bau hat kein Privatmann einen Lepton hingegeben. Außen und innen Marmor; ſonſt ohne bemerkenswerten Schmuck. Die Akuſtik iſt ſo jämmerlich wie in den meiſten übrigen Parlamenten Europas!

Athens Straßenleben iſt überwiegend europäiſchen Gepräges, obgleich die Fremden zu zählen ſind. Hier ſieht man auch in den Spätnachmittagſtunden Damen ſpazieren gehen, ſonſt in Griechenland ein ſehr ungewöhnlicher Anblick. Natürlich nicht im Volkskoſtüm, nicht einmal mit dem goldbequaſteten Fez, welches den Frauen der niederen Stände in Athen ſo reizend ſteht. Nein, die atheniſchen Damen kleiden ſich mit dem Abhub der Pariſer Mode, und die franzöſiſchen Schneiderinnen werden in Athen alle reich. Nur im Akropolis-Viertel ſieht man noch weibliche Volkstracht. Die vornehmen Damen kommen beim Vergleich ſchlecht weg; die Griechinnen, beſonders die jungen, ſind viel zu ſchön gewachſen, um nicht durch Tournüre und ſolchen Kram zu lächerlichen Karikaturen zu werden.

In den Kaffehäuſern, oder vielmehr vor den Kaffehäuſern iſt nie eine Dame zu ſehen, ſie ſei denn eine Ausländerin. Hier herrſcht der Mann unumſchränkt, ganz wie in den älteſten Tagen. Der Platz vor einem Kaffehauſe, namentlich vor denen am Verfaſſungsplatz und Eintrachtplatz, iſt die Agora, wo die Männer über öffentliche Dinge verhandeln. An bewegten Tagen, wie denen, die ich jetzt durchlebe, wird die Muſikantentribüne inmitten des Verfaſſungsplatzes im Umſehen zur Rednertribüne, und die Stühle um die Kaffetiſchchen zu den Sitzen des Volksparlaments.

Das athenische Kaffehaus mit dem unbegrenzten Raum auf dem Platz davor ist mehr als ein Privatgeschäft; die Stühle draußen gelten gleichsam als „öffentliche Anlagen“, für deren beliebig lange Benutzung kein Gast die Verpflichtung übernimmt etwas zu verzehren. Auch der auf bestaubte Stiefeln fahndende Lustro ruht sich gemächlich auf einem der Stühle vor dem Kaffehause aus, gleichviel wie vornehm dieses sein mag.

Das athenische Kaffehaus unterscheidet sich von denen in der Provinz durch nichts als den Preis für eine Tasse; der Kaffe ist nicht besser als im kleinsten Nest des Peloponnes, kostet aber in den feineren Kafenia 15 statt 10 Lepta. Dem Kellner ein Trinkgeld zu geben, fällt keinem Menschen ein, auch keinem Fremden, der mit guter griechischer Landessitte vertraut ist. „Wiener Cafés“ giebt es Gottseidank! noch nicht in Athen.

Dagegen hat Europa das arme Athen mit manchen anderen Kulturerrungenschaften beschenkt. Das Tingeltangelwesen, anderwärts im Aussterben begriffen, flüchtet sich jetzt in den Orient, und in Athen macht es seine erste Station. Italienische Opern- und französische Operettensängerinnen werden von unternehmenden Händlern mit musikalischem Menschenfleisch alljährlich truppweise nach Athen verschickt und verderben den Geschmack der ohnehin nicht sehr musikverständigen Griechen in Grund und Boden. Sie verderben aber noch manches andere. Vor dem Erscheinen dieser Sängerinnenbanden gab es in Athen auch kein Cocottentum. Im Piräus soll für die Schifferbevölkerung aus allen Ländern eine Sammlung niedrigster Dirnen, besonders aus Ungarn und Böhmen, schon lange feilgehalten werden. Aber nach Athen kam das Übel doch erst im Gefolge der abendländischen „Künstlerinnen“. Alljährlich beglückt eine französische Operetten-Gesellschaft die Hauptstadt Griechenlands, und die weiblichen Mitglieder dieser Kunstinstitute bleiben regelmäßig an den Ufern des Ilissos und Kefissos zurück. Das wäre nun zwar weder

wunderbar noch neu; leider aber verleiten dieſe Kulturträgerinnen durch ihr ſchamloſes Auftreten, gepaart mit glänzendem Kleiderbehang, die armen Arbeitermädchen Athens dazu, es ihnen nachzutun. Während des letzten Winters verſchwand jenes franzöſiſche Dirnengeſindel aus der Stadt: die Mobilmachung hatte die jungen Athener nach Theſſalien entführt, die Univerſität geſchloſſen, die Offiziere entfernt. — Die Athener erwarten eine Beſſerung dieſer Zuſtände von der Vollendung ihres großen Nationaltheaters, deſſen Bau leider ſehr langſam vorrückt. Übrigens muß ich bemerken, daß in den Straßen Athens nicht das Mindeſte von etwa vorhandenem Dirnenweſen wahrzunehmen iſt. Für Don Juans iſt Athen kein Siegesſchauplatz.

Vielleicht iſt dies auch die paſſendſte Stelle, um eine bemerkenswerte Geſchichte aus Athens älterer neuer Zeit zu erzählen. In Athen kennt ſie jedermann; es wäre aber gut, wenn man ſie auch anderwärts kennte. Will man wiſſen, wie es Herrn Edmund About, dem Kulturhiſtoriker Griechenlands der 50er Jahre, ergangen iſt? Wirklich ſehr ſchlimm, und man begreift, wie er zu ſeinem Ingrimm gegen die atheniſchen, gegen die griechiſchen Frauen überhaupt, gekommen iſt. Auf einem Ball in einem der vornehmſten Häuſer Athens wurde er durch den Hausherrn erſt von links nach rechts, dann wieder von rechts nach links geohrfeigt und etwas haſtig und ungeordnet die Marmortreppe hinuntergeſchafft. Herr About hatte nämlich der Frau des Hauſes die ſchmachvollſten Anträge geſtellt, und jene frivole Perſon hatte das ſogleich ihrem Gatten mitgeteilt. Kann man ſich da allzuſehr wundern, daß Herr About ſchnell ein Kapitel über die griechiſchen Frauen ſeinem ſonſt für Griechenland recht ſchmeichelhaften Buche einverleibte, worin er ihnen vorwarf, ſie gingen ohne Scham und Schande auf die Eroberung ſo intereſſanter Fremden aus, wie Herr About einer war? —

Seitdem ich dieſe höchſt wahre Geſchichte von einem glaubwürdigen Ohrenzeugen jener kulturgeſchichtlich wichtigen Ohrfeigen mir in Athen habe erzählen laſſen, hege ich einen unbezwingbaren Argwohn gegen unglimpfliche Beſchreiber Griechenlands. Leſe ich ſolch eines Kulturhiſtorikers Buch oder Reiſebriefe, z. B. die des jüngſten deutſchen Tiſſot, ſo möchte ich immer fragen: bei welcher Gelegenheit mag der wohl in Griechenland Ohrfeigen gekriegt oder — verdient haben?

Die „Geſellſchaft" in Athen hat zwei Hauptquartiere: den Empfangſalon des Fräuleins Sofia Trikupis, und — die Bierſtube von Berniudakis in der Hermesſtraße.

Sofia Trikupis, die Schweſter des unvermält gebliebenen jetzigen Miniſterpräſidenten, iſt der einflußreichſte Miniſter ohne Porteſeuille im Kabinet Trikupis. Nicht daß ſie ſich direkt in die Geſchäfte des Landes einmiſchte; aber in ihrem Salon vorbereitet ſich das Meiſte deſſen, was nachher als Tatſache erſcheint. Eine unverheiratete Dame in etwas ſpäten Jahren, beſitzt ſie auf Erden nur einen Stolz, einen Ehrgeiz, eine große Liebe: ihren Bruder. Feindin kleinlicher Fraueniutrigue, durchaus das Gegenteil deſſen, was man ſonſt gewöhnlich unter einem weiblichen Politiker verſteht, übt ſie vom Divan ihres blumengefüllten Empfangzimmers eine Wirkung auf Freunde wie Gegner ihres Bruders, die ganz erſtaunlich iſt. Sie iſt die Stärke dieſes Kabinets, gleichviel ob Trikupis am Ruder bleibt oder nicht. Während des kurzen Zwiſchenreichs des unfähigen Delijannis hat Sofia Trikupis genau dieſelbe geſellſchaftliche Macht geübt, wie in den Tagen der Herrſchaft ihres Bruders. Sie gehört nicht zu denen, welche ein ſiegreicher Gegner überſehen darf. Man kann in Griechenland, wie auch ſonſtwo, durch die Gunſt irregeleiteter Volksmaſſen Miniſter werden, obgleich man kaum einen

brauchbaren Kanzleischreiber ersetzen würde, — von Sofia Trikupis' Salon ausgeschlossen, bleibt man dennoch ein Niemand.

Bei ihr wird nicht „geklatscht", sondern über ernsthafte Dinge gesprochen, — nicht mit feierlichem Ernst, vielmehr mit dem Schein harmlosen Salongeplauders. Hier erfährt man auch die wahre Wahrheit in politischen Dingen, wenn sie überhaupt in Griechenland zu erfahren ist, was ich in Athen bezweifeln gelernt habe. Es ist unglaublich, mit welcher Sicherheit hier urplötzlich ganz unbegründete, geradezu tolle Gerüchte entstehen und verbreitet werden. In diesem Lande mit der unbeschränktesten Pressfreiheit von ganz Europa, mit der ewig unter blauem Himmel, auf offenem Markt sich abspielenden Kleinstaatpolitik, mit dieser Leichtzugänglichkeit der höchsten Würdenträger, — ist dennoch nichts schwieriger, als über die politischen Ereignisse auch nur annähernd die Wahrheit zu erfahren.

Ich denke, es kommt den Athenern auch nicht so sehr auf Wahrheit als auf Neuheit an. Die heutigen Bewohner Athens sind zwar nicht die Nachkommen der alten Athener, sondern aus ganz Hellas zusammengewürfelt; es scheint aber, als haben derselbe Boden, derselbe Himmel, dasselbe Wasser auch wieder denselben Geist der Bevölkerung erzeugt, wie vor Jahrtausenden. Als ich auf dem Grashügel des Areopags die Worte des Paulus an die Athener las, auf dieser selben Stelle gesprochen, fiel mir die merkwürdige Parenthese auf, welche in der Apostelgeschichte (XVII, 21) über den Charakter der Athener gemacht wird: „Alle Athener und zugezogenen Fremden hatten keine andere Beschäftigung, als etwas Neues zu sagen oder zu hören."

Sieht man dann die Witzblätter, von denen die athenische Presse wimmelt, den „Paliánthropos", „Asti", „Romiós", „Rabagas", 2c. mit ihren gesalzenen und gepfefferten Späßen, ihrem derben Geradezu gegen Demagogen und Demagogengenossen, gegen den Schwätzer und Windbeutel Delijannis, den wahren Erben

Kleons des Gerbers, so denkt man daran, daß auch Aristophanes, wenn er heute in Athen lebte, nichts anderes tun würde, als ein Witzblatt herausgeben. Von der funkelnden Pracht des Aristophanischen großen Witzes, von seinem wahrhaft dichterischen Pathos des Spottes ist nicht viel in jenen Witzblättern wiederzuentdecken; aber manche sehr treffenden, vom gleichen Geist echter Vaterlandsliebe eingegebenen Bemerkungen habe ich allerdings darin gefunden. Am besten waren die Sachen, welche in der kräftigen und zugleich höchst biegsamen Volkssprache geschrieben waren, — wie denn überhaupt alles Beste der neugriechischen Dichtung in der Bauernsprache, nicht in dem Maccaroni- oder Kunstbutter-Griechisch der Bücher und Leitartikel verfaßt ist.

Auch sonst muß jedem aufmerksamen Fremden, der seine altathenische Geschichte nicht ganz vergessen und der namentlich vor der Reise fleißig den Aristophanes gelesen hat, die wunderbare Ähnlichkeit des öffentlichen Geistes des alten Athens mit dem neuen auffallen. Sie bietet sich ganz ungesucht dar. Nie werde ich jenen Tag vergessen, an welchem Griechenlands Schicksal auf der Spitze einer Stahlfeder schwebte: den 7. Mai 1886. Das Regiment von Athen hatte Befehl erhalten, nach Thessalien abzumarschiren. Ein Taumel der Freude, der ausschweifendsten Hoffnungen hatte die Stadt ergriffen. Des Ernstes dieser Stunde waren nur Wenige sich bewußt; auch die Ruhigsten lachten und weinten vor Jubel. Gewiß, das Ziel war ein edleres, gerechteres, als damals, da Athen seine ganze waffenfähige Mannschaft auf die Schiffe lud, um sie zur Expedition nach Sizilien unter Alkibiades hinauszusenden; aber damals wie heute derselbe Überschwang blinder Zuversicht. Man brauchte nur die Schilderung im „Peloponnesischen Krieg“ des Thukydides zu lesen, um ergriffen zu werden durch diese Unveränderlichkeit griechischen Volksgeistes.

Und noch etwas verdient hervorgehoben zu werden. Um dieselbe Zeit, da ich in Athen weilte, langten die vier Panzer-

ſchiffe der Großmächte an und ankerten drohend in der Bucht von Phaleron. Die Athener, die von jeder Anhöhe in der Stadt, von den Dächern ihrer Häuſer jene Zeugen und Bürgen ihrer Vergewaltigung durch Europa täglich erblickten und in der Wut der Ohnmacht die Fäuſte ballten, — wie haben ſie ſich in jenen ſchweren Tagen voll Erbitterung und Fieberaufregung gegen die Angehörigen der Länder betragen, deren Kanonen auf ihre Hauptſtadt gerichtet waren? Mit der gleichen Urbanität, mit der gleichen gewinnenden Güte und Gaſtlichkeit, wie in den Tagen zuvor. Nicht nur gegen mich, ſondern gegen alle Fremde, die zufällig damals in Athen waren. Und als gar die Offizire der feindlichen Schiffe ans Land ſtiegen, um die Akropolis zu ſehen, bevor ſie vielleicht ihre Granaten darauf ſchleuderten; als ſie durch die Straßen der durch ſie bedrohten Stadt ſpazirten, bei Berniudakis ſich erfriſchten, — hat ihnen auch nur ein atheniſcher Straßenjunge ein böſes Wort nachgerufen, ein Bürger Athens ihnen einen beleidigenden Blick zugeworfen? Ich habe mit Offizieren des „Belagerungsgeſchwaders“ geſprochen, — ſie ſelbſt waren erſtaunt über dieſe Haltung der Athener.

Vielleicht iſt auch Paulus erſtaunt geweſen, als er in ſeinem ſchlechten alexandriniſchen Judengriechiſch auf dem Areopag in Athen vor den klügſten und ſprachfeinſten Griechen der Welt ſeine Predigt gehalten, die an Athens altem Götterglauben rüttelte, — erſtaunt, daß ſie ihn ſo ruhig-höflich anhörten bis zum Ende und ihm ſogar trotz der ihnen lächerlich erſcheinenden Lehre von der Auferſtehung der Toten einige Artigkeiten über ſeinen Vortrag ſagten.

Bei Fräulein Trikupis treffen ſich die Herren und Damen der gebildeten Geſellſchaft Athens; — bei Berniudakis verkehren nur Männer, wie in jedem griechiſchen Wirtshaus.

„Gekneipt“ wird in Athen nur von Deutſchen. Der Grieche

trinkt am frühen Abend wohl ein Glas Bier oder zwei; aber die Zeit nach dem Abendeſſen gehört ſeiner Familie, nicht der Kneipe. Ein Grieche muß ſchon ſehr lange auf deutſchen Univerſitäten ſich aufgehalten haben, ehe er deutſche Bierſeligkeit und Bierpoeſie würdigen lernt.

Das Bier in Athen iſt ſchlecht, ganz ſchlecht. Auch das in der vornehmſten Kneipe, eben der von Berniudakis, ſchmeckt abſcheulich. Man geht aber zu Berniudakis nicht, um Bier zu trinken, ſondern um in gebildeter Männergeſellſchaft im luftigen Zimmer oder im kühlen Garten eine anregende Stunde zu verplaudern.

Zwiſchen 6 und 8 Uhr abends trifft ſich dort eine Geſellſchaft, zu welcher Zutritt zu haben für jeden Fremden ein geiſtiger Gewinn iſt. Es verſammeln ſich nämlich die Profeſſoren der Univerſität mit ihren Bekannten aus allen Berufen; politiſche Freunde und Gegner; hohe Miniſterialbeamte des herrſchenden wie des verfloſſenen Kabinets; — kurz, alles, was in Athen geiſtig arbeitet oder am Räderwerk der Staatsmaſchine mit dreht oder gedreht hat. Den feſten Kern bilden die Profeſſoren, faſt ausnahmlos nach beendigtem Studium in Athen — an fremden Univerſitäten, überwiegend deutſchen, weitergefördert und noch immer mit treuer Verehrung an den fremden Bildungsſtätten hängend. Mit dem ſchlechten Bier wird hier ganz auf deutſche Art angeſtoßen und Proſit! zugetrunken; manch gutes Reſtchen deutſchen Komments iſt dieſen gelehrten Herrn auf -akis, -pulos und -itis geblieben. Ach, wenn nur das Bier dort nicht ſo jämmerlich wäre! Welch ein Paradies für den Deutſchen könnte ſonſt der kleine Garten bei Berniudakis ſein, umgeben von hohen Mauern, mit Weinlaub und Kletterroſen umſponnen, und mit dem Stückchen blauen, lichtfunkelnden Äthers hoch oben.

Zwanzigſtes Kapitel.

Geſtalten aus dem alten Athen.

Es giebt auch ein altes Athen, dicht neben dem glänzendneuen. Die Fremden kommen ſelten hinein; die meiſten wiſſen kaum etwas von ſeinem Daſein. Am nördlichen Fuß der Akropolis liegt es; Denkmäler aus dem klaſſiſchen Altertum birgt es nicht. Es iſt ſelber ein Denkmal aus einer Zeit, die mehr und mehr dem Gedächtnis der Lebenden entſchwindet.

Nichts da von mathematiſcher Regelmäßigkeit und Rechtwinkligkeit, wie in den Vierteln, wo die Fremden wohnen und verkehren. Die Gaſſen laufen, wie es der holprige Felsboden geſtattet: im Zickzack, bergauf, bergab. Mit Häuſern, die an der einen Seite der Gaſſe vielleicht um zehn Fuß höher ſtehen als an der andern. Keines ſeinem Nachbarn gleich; eines mit drei Geſchoſſen über der Erde, das andere kaum über Kopfhöhe des Vorbeigehenden; mit bewohnten Zimmern unter der Erde, in den Felſen des Burgabhangs eingeſprengt.

Dies iſt das alte Athen, wie es nach den Freiheitskriegen, in den 30er Jahren, entſtanden iſt und ſich „allem Komfort der Neuzeit“ zum Trotz lebensfroh bis heute erhalten hat. Hier iſt der europäiſche Rock eine Seltenheit; der Zylinder ein angeſtauntes Ungetüm. Holde Erinnerungen an das wahre Griechenviertel

von Korfu werden hier wach. Hier hämmert der fleißige Blechſchmied und ſingt dazu mit gellender Stimme; dort ſchnitzelt der Stockmacher an den langen Ölbaumwurzeln; der Schneider ſitzt am offenen Fenſter, halb auf der Gaſſe, und näht an den Fuſtanellen und Jacken; mit der Nadel, nicht mit der Nähmaſchine. Und über allem wallt der Duft der weißen, roten und gelben Käſe, gemiſcht mit dem der Orangen, der Zwiebeln, des Knoblauchs, — das Herbe mit dem Zarten.

Dieſes Viertel wird beſtehen bleiben, und wenn noch ſo viele Pferdebahnen das neue Athen durchklingeln, noch ſo viele Hôtels nach dem Muſter der Schweizer Karawanſerais ſich auftun, noch ſo viele Europäer zur Akropolis hinauffahren. Es ſteht unter dem Schutz des ragenden Burgberges der Stadt, in ſeinem kühlen Schatten; den Augen der Touriſten entrückt durch ſeinen Mangel an Sehenswürdigkeiten.

Daß es ſelber eine der eigentümlichſten Sehenswürdigkeiten Athens iſt, war mir durch den Zufall offenbart worden, der mich einſt bei dem Niederſtieg vom Areopag anſtatt nach der Südſeite — nach der Nordſeite des Hügels verſchlug. In die tiefſten Geheimniſſe dieſes Viertels bin ich damals nicht eingedrungen. Das blieb einer „Wahlreiſe“ vorbehalten, die ich unter kundiger Führung eines der Väter der Stadt Athen und in zahlreicher Begleitung atheniſcher Privatdozenten mit und ohne Uniform, Advokaten mit und ohne Praxis, Zeitungsredakteure mit und ohne Abonnenten machte.

Der betreffende „Vater der Stadt“ iſt der Vertreter dieſes Viertels im atheniſchen Stadtrat. Leidenſchaftlicher Anhänger des Trikupis, wütender Gegner des Delijannis; aber zum Simwulos (Stadtverordneten) gewählt von Trikupiſten wie Delijanniſten, und das von Rechtswegen. Wenn Athen heute bezüglich des Volksſchulweſens ſich mit Ehren neben deutſchen Städten ſehen laſſen darf, ſo iſt dies ſein Verdienſt. Davon in einem ſpäteren

Kapitel; den Mann ſelbſt aber will ich hier ſchon nennen: mit liebevoller Erinnerung ſchreibe ich den Namen Michaïl Lambros nieder.

Er hat mit mir heute ſchon ein großes Tagewerk vollendet. Ich habe ſämmtliche Volksſchulen Athens beſucht, habe die neuen Waſſerwerke der Stadt geſehen, einer Übung der ausgezeichneten Feuerwehr unter ihrem verdienten Hauptmann Wulgaris beigewohnt. Jetzt ſoll ich das alte Athen genießen, die ſogenannte „Plaka“, und abends wartet meiner das für mich veranſtaltete Examen in der Straßenjungenſchule. In jeder andern Stadt würde ein ſtärkerer Mann als ich unter ſolchem Programm erliegen; unter dieſem Himmel darf man einen langen Tag hindurch ſehen, hören, rennen, fahren, ohne zu ermüden.

Mein Führer kennt ſie alle, dieſe wackeren athenienſiſchen Gevatter Schneider, Schuhmacher, Klempner, Käſekrämer, Weinverkäufer, Gerber, Gemiſchtewarenhändler (Pandopólis), und ſie kennen und begrüßen ihn. Da ſteht ſolch ein Pandopólis in der Tür ſeines buntſcheckigen Ladens. Ob die Herren nicht näher treten wollen? — Gern! Herr So und So aus Berlin, „der Hauptſtadt Deutſchlands“, wie nie vergeſſen wird hinzuzuſetzen, — Herr Kekeſis, oder Herr Tendis; jener ein Trikupiſt, dieſer ein verſchämter, jetzt tief beſchämter Delijanniſt, der es nicht wahr haben will, daß ſein Laden bei den letzten Wahlen eines der Hauptquartire der Trikupis-Stürzer geweſen.

In jedem Pandopolion giebt es ein Gläschen Wein, wirklich nur ein Gläschen, nach mäßiger Landesſitte. Und überall ſchnell ein politiſches Geſchwätzchen, immer um dieſelbe Angel ſich drehend: „Fort mit Delijannis, dem Dummkopf!“ Nirgend wird eine Stimme zu ſeinen Gunſten laut; nur weiß Keiner, wie man ihn loswerden ſoll. Daß der König ihn nicht ausſtehen kann, weiß alle Welt; aber was ſoll der konſtitutionelle König gegen einen Miniſter tun, der ihm ſagen kann: die Mehrheit der Kammer

hat ſich vor 3 Wochen für mich erklärt!? Von ſelbſt geht dieſer Menſch nicht, ſo lange er noch die Zunge und die Feder rühren kann. Ein Schuſter, der zu uns über die Gaſſe hereingekommen, früher ein Delijanniſt, weil Delijannis dem Volk billigen Tabak und billiges Zigarrettenpapier verſprochen, — iſt umgeſattelt, ſeitdem er weiß, daß billiger Tabak und Zigarrettenpapier den einzigen Mann geſtürzt, der Griechenland in dieſem Augenblick der Erniedrigung retten könnte: Trikupis. Dieſer Schuſter, des Leſens und Schreibens unkundig, giebt der Lage und den bei allen Einſichtigen herrſchenden Gefühlen den vierſchrötigſten Ausdruck mit den Worten: „Wir Dummköpfe haben dieſen Erzdummkopf Delijannis gewählt, — ſo müſſen wir ihn denn auch erdulden, bis ans Ende.“ Aber natürlich ſtößt er mit uns an auf das Wohl des Trikupis.

Man hat in der ganzen europäiſchen Preſſe, nicht am wenigſten in der deutſchen, während der letzten griechiſchen Kriſis voll höhnender Überlegenheit ſeinen Spott getrieben mit dem „unreifen Griechenland und ſeiner kindiſchen politiſchen Haltung“. — Was iſt die Wahrheit geweſen? Wahlen, deren Schlagwort: „Keine neuen Steuern!“ bringen einen bis dahin in ſeiner Unfähigkeit wohlerkannten Menſchen, Delijannis, an die Spitze der Geſchäfte, unterbrechen das Reformwerk des tatkräftigſten Miniſters des neuen Griechenlands: Trikupis. Der unglückliche Zufall fügt es, daß unter jenem unfähigſten Manne die gefährlichſte Kriſis für Griechenland ausbricht. Das Volk verlangt ſtürmiſch den nationalen Krieg. Ob unklug oder weiſe, das kann Keiner entſcheiden; darüber würde das Kriegsglück das letzte Wort geſprochen haben, wie in dem Zweikampf zwiſchen dem „wohlgerüſteten“ Serbien und dem „ohnmächtigen“ Bulgarien, deſſen Ausgang alle wohlweiſen Berechnungen der Diplomaten und Kriegsverſtändigen, alle Profezeiungen der Preſſe innerhalb 24 Stunden über den Haufen warf.

Genug, das griechiſche Volk wollte im Frühling

1886 den Krieg gegen die Türkei; das Volk, nicht bloß „einige atheniſche Schreier“. Delijannis, der Mann ohne eigenen Willen, giebt ſcheinbar dem Drängen nach, läßt rüſten und marſchiren, vergeudet 130 Millionen Drachmen, iſt aber in ſeines Herzens Tiefen feſt entſchloſſen, keinen Krieg zu führen. Das Volk ſtützt ihn und traut ihm, weil er zum Kriege zu drängen ſcheint. Es giebt ſeine Söhne hin, läßt ſeine Felder und Weinberge unbeſtellt, ſeine Häfen verödet, ſeine Häuſer ohne Schutz, — alles, weil Delijannis rüſtet.

Endlich kommt die furchtbarſte Enttäuſchung. Auch dem Vertrauensſeligſten wird es klar, daß ein Schwätzer und Feigling das Volk betrogen. Die Kammer hat ſich vertagt, nachdem ſie, von Delijannis befragt, ihm ihr Vertrauen bezeugt und ihn aufgefordert hat, mit den Rüſtungen fortzufahren. Sie hat gleich aller Welt geglaubt, Delijannis wolle und werde den Krieg erklären. — Delijannis will aber nichts dergleichen; er will nur am Ruder bleiben und ſein Portefeuille nicht dem Spiel des Kriegswürfels preisgeben. Keine Kammer; kein mächtiger König, der dieſen Menſchen ſtürzen könnte.

Ich frage jeden: was würde in Frankreich, was würde in Italien, was in manchem Lande von größerer politiſcher „Reife“ in ſolcher Stunde geſchehen ſein, da das Volk oder auch der Pöbel einer großen Hauptſtadt gemerkt hätte, der Miniſter hat ein frevelhaftes Spiel mit der Ehre und dem Vermögen des Landes getrieben?! Die helle Empörung hätte einen ſolchen Menſchen in der Stunde der Wahrheit weggefegt, und mit ihm vielleicht das Staatsoberhaupt, welches ihn ſo lange hätte gewähren laſſen.

In Athen keine Empörung; keine meuteriſche Kundgebung vor des Miniſters Fenſtern. Eine einfache Schildwache vor Delijannis' Hauſe hat genügt, ihn gegen die Wut des ganzen Landes, der empörten Hauptſtadt zu ſchützen. Mit einem bewundernswerten Mut der Selbſtbeherrſchung hat das atheniſche, leichtblütige

Volk die furchtbare Heimſuchung des Vaterlandes nicht noch verſtärkt durch eine Störung des öffentlichen Friedens. Es hat die ihm zugefügte Demütigung und Strafe der Blockade mit Zähneknirſchen und Tränen — ich habe ſie fließen ſehen! — hingenommen; aber Athen blieb ruhig, und Herrn Delijannis wurde weder ein Haar gekrümmt, noch eine Katzenmuſik gebracht.

Wer das griechiſche Volk nach ſolcher Probe patriotiſcher Hingebung und politiſcher Reife „kindiſch“ ſchilt, der ſagt damit nichts andres als dieſes: die Athener hätten ihren konſtitutionellen Miniſter hängen ſollen. — Der Schuſter am Fuß der Akropolis war andrer Meinung, und er ſah nicht im mindeſten kindiſch aus, wie er daſtand mit ſeinen breiten Schultern, mit offener rauhhaariger Bruſt und zornfunkelnden Augen.

Und die Kammer? — Mit all ihren Fehlern, all ihrer ſtrafbaren Leichtgläubigkeit hat ſie im Augenblick der höchſten Gefahr ohne heftige Szenen, ohne ſich mit unnütz gewordenen Anklagen gegen Delijannis aufzuhalten, dieſen Unheilmenſchen durch ein ruhiges Votum in die Ecke geſchoben und wieder Trikupis als Miniſterpräſidenten dem König empfohlen, — ſie, die auf den Namen Delijannis gewählt worden war! Man überſetze die Vorgänge ins Franzöſiſche, und man hat Szenen vor Augen, in denen Beſchimpfungen, Herausforderungen, Ordnungsrufe oder gar Prügeleien wild durch einander toben.

Noch mehr. Trikupis kommt ans Ruder, und eine ſeiner erſten Maßregeln iſt die Einbringung eines Geſetzentwurfs, wodurch mit einem Schlage von den 245 Abgeordnetenſitzen der Kammer 100 abgeſchafft werden. Ein neues Wahlgeſetz ſoll ferner dem Unfug ein Ende machen, daß nicht die wirklich bedeutenden Männer, ſondern die Dorfgrößen in die Kammer gelangen. Und die Kammer ſtimmt mit überwältigender Mehrheit dieſer capitis diminutio ihrer ſelbſt zum Heile des Landes zu!

Europa tut wirklich gut, ſich an den Gedanken zu gewöhnen, daß die alten Phraſen über die „Kinder- und Flegeljahre des griechiſchen Volkes“ nicht mehr genügen. Die Wahlen zur Kammer vollziehen ſich in Griechenland nicht viel ärger als anderswo; man tut am beſten, keine vergleichende internationale Wahlmoral zu treiben! Griechenland weiß jetzt ganz deutlich, was es will; es weiß nur noch nicht, was es kann. Es iſt aber feſt entſchloſſen, auch hierauf einmal die Probe zu machen, juſt ſo wie es die Bulgaren getan. — —

Das kommt davon, wenn man mit politiſchen Schuſtern griechiſche Politik treibt und mit einem atheniſchen Stadtvater eine Bereiſung ſeines Wahlviertels unternimmt. Da verfällt man in das Laſter des Politiſirens, dem man daheim ſich nach Möglichkeit entzieht. In Athen muß man aber politiſiren; die Luft iſt mit Politik erfüllt. Sie iſt es ja nicht bloß jetzt unter dem Archon Eponymos Delijannis; — ſie iſt es geweſen, ſo lange es eine griechiſche Stadt Athen giebt, ſeit Solons und Perikles' Tagen.

In der Straße des Pan war es, wo ich meine beiden ſeltſamſten Bekanntſchaften machte: die eines griechiſchen Sozialdemokraten und die eines griechiſchen Seeräubers. Das große Kabinetbild des letzteren hängt unter Glas und Rahmen jetzt neben meinem Schreibtiſch; das Andenken des erſteren muß ich ſelbſt mit der Feder erneuern.

In einer verräucherten Weinſchänke traf ich ihn, den Bürger Dimitrios Melás, beileibe nicht zu verwechſeln mit irgend einem Mitgliede der atheniſchen Millionärfamilie Melás. Er entſtammte der Marmorinſel Paros und war ſeines Zeichens Marmorhändler. Der nun geſellte ſich beſcheidentlich an unſern Tiſch am bleigefaßten Fenſterlein, durch welches man geradeaus auf die Stoa des Hadrian blickte. Keiner von meiner

Gesellschaft kannte ihn; da er aber wohlgesittet schien, so litten wir, daß er mit anstieß, mit zechte und mit sprach.

Es kam die Rede auf die drohende Blockade, — ob die Mächte wirklich ein Land blockiren würden, mit dem sie sich nicht im Kriegszustand befänden? ob sie das nach dem Völkerrecht dürften? was ein Privatdozent des Staatsrechts, der unter Bluntschli studirt hatte, entschieden verneinte, — und ähnliches Weises und Törichtes. Da meinte Herr Dimitrios Melás: „Wißt ihr, woher das ganze Unglück über die Welt kommt? Daher, daß sie von Kaisern und Königen regirt wird. Sonst wäre Griechenland jetzt nicht in in der Klemme."

Ich warf dem Republikaner ein, daß ja auch Frankreich an der Vergewaltigung Griechenlands teilnehme, — und das habe doch weder einen Kaiser noch einen König.

Nun war Dimitrios freilich am Ende seiner Weisheit; aber dafür zog er ein anderes Register auf. Er wäre überhaupt für Abschaffung sämtlicher Monarchen, denn er wäre ein Sozialdemokrat.

Ich hatte geglaubt, in Griechenland gäbe es keine Sozialdemokraten, könnte es garkeine geben, weil niemand eines gewissen eigenen Besitzes entbehrte. Nun hatte ich ein ausgewachsenes Exemplar der wohlbekannten Sorte vor mir, und meine mühsam erworbene kulturhistorisch-politische Einsicht in den Volkshaushalt der Griechen hatte ein Loch. Ein Republikaner war dieser Melás, das stand fest; doch das war mir auch sonst schon in Griechenland vorgekommen. Aber ein Sozialdemokrat? Das sollte er mir klarer machen. — Er blieb aber dabei: Sozialdemokratie bedeute die Abschaffung sämtlicher Monarchen. — Weiter nichts? — Weiter nichts.

Dem Manne war zu helfen. Hier lag offenbar nur eine Verwechselung der Begriffe vor. — Was er denn für ein Handwerk treibe?

„Ich bin Marmorhändler. Morgen reiſe ich nach Trieſt mit einer Ladung Marmorblöcke, ich und zwei meiner Leute.“

„Was für Leute?“

„Verlader, die mit Marmor umzugehen wiſſen; ſie ſind, wie ich, aus Paros.“

„Na, und du teilſt natürlich mit deinen beiden Leuten alles, was du bei dieſem Transport verdienſt, nicht wahr?“

„Ich teile? Fällt mir garnicht ein! Ich zahle jedem ſeine Überfahrt in der dritten Klaſſe auf dem Dampfer, und außerdem für den Tag 4 Drachmen Lohn.“

„Dann biſt du kein Sozialdemokrat. Teilen mußt Du! Und entweder fährſt du auch dritter Klaſſe, oder die beiden Leute fahren mit dir zuſammen.“

Er ſah mich verdutzt an. Dann fragte er ſehr kleinlaut: „Machen das die europäiſchen Sozialdemokraten ſo?“

„Sie lehren es wenigſtens; die deutſchen Sozialdemokraten deines Standes lehren es, aber ſie tun es nicht.“

„Na, daun — und er lachte — daun bin ich ja wohl gar kein Sozialdemokrat?“

„Nein, das biſt du nicht. Jedenfalls ſag' deinen Leuten nicht, daß du einer biſt; denn wenn ſie nach Trieſt kommen und dort lernen, was eigentlich ein richtiger Sozialdemokrat iſt, dann mußt du mit ihnen teilen.“

Dimitrios machte eine Bewegung, als wenn er ſich die Taſchen zuhalten wollte. — Und dann kam mein Seeräuber.

Alle Gäſte in der Schänke ſtanden auf und grüßten ihn faſt ehrfurchtsvoll. Auch ich hatte mich erhoben, obwohl ich ihn noch nicht kannte. Der Mann imponirte mir ungeheuer.

„Herr So und So aus Berlin, ‚der Hauptſtadt Deutſchlands,‘ — Herr Tutundſis.“

Ich verneigte mich, und wir ſchüttelten uns die Hände, d. h. er mir, denn er hielt ſie wie mit eiſernem Griff.

Ein lieber Freund, der in Berlin ſtudirt hatte, flüſterte mir auf deutſch zu: „Dies iſt der einzige noch lebende Seeräuber Griechenlands.“ — Der Tauſend! Das verlohnte. Auf der Bruſt trug Tutundſis den Orden des Erlöſers; der pflegt doch nicht gerade für Verdienſte um die Seeräuberei verliehen zu werden. Ein blühender Greis, faſt ſo rüſtig wie der Beſitzer Heräas, Jannis Pulopulos, deſſen ſich der Leſer vielleicht noch erinnert; ein wenig älter. Ich ſchätze ihn auf 70. Er iſt 88 Jahre alt!

Die muskulöſen Beine in blütenweißen Gamaſchen, darüber die bauſchige Fuſtanella, eine ſilbergeſtickte offene Jacke mit weiten Aermeln, das Fez keck aufs Ohr gedrückt, ein Stöckchen, nicht zur Stütze, ſondern zum Spielen in den großen Händen, — das war Tutundſis, jetzt mein „Freund Tutundſis“, wie er ſelbſt auf ſein Bild geſchrieben, womit er mich am Tage darauf in meiner Wohnung überraſchte.

Für einen Seeräuber merkwürdig höflich und ſelbſtbewußt. Ob Vater Tutundſis ein Glas Wein mit uns trinken will? — Er dankt, ihr Herren; er hat nie im Leben Wein getrunken und wird jetzt mit 88 Jahren nicht mehr anfangen. Er nimmt ein großes Glas Waſſer, gemiſcht mit einem unſchuldigen Raki. Nicht ganz von ungefähr iſt er in die Schänke gekommen, die er ſonſt nie betritt außer an den Wahltagen. Nein, er hat von Michaïls Anweſenheit in „ſeinem“ Viertel gehört, und da darf er nicht fehlen. Michaïl ſteht ihm ſehr nah, einmal als politiſcher Freund, dann als der Stadtverordnete ſeiner Wahl; endlich, und nicht am wenigſten, als ſein „Häuſerverſicherer“. Michaïl hat neben ſeinen vielen anderen vortrefflichen Eigenſchaften und Obliegenheiten auch die, Generalagent der berühmten Trieſtiner Verſicherungsgeſellſchaft „Sicurità“ für ganz Griechenland zu ſein, und genießt als ſolcher in Tutundſis' Augen eine beſondere

Verehrung. Tutundſis, der Seeräuber, beſitzt nämlich fünf Häuſer in Athen, ſchuldenfrei, und alle hat er ſie bei Michaïl verſichert. „In Gold, nicht in Papierdrachmen“ beſtätigt der alte, ordengeſchmückte Seeräuber. Er hat durch eine böſe Erfahrung den Segen des Verſichertſeins gelernt: vor zwei Jahren, als der alte Bazar mitſamt Lord Elgins Uhrturm abbrannte, iſt auch ein großes Haus des Tutundſis abgebrannt. „150,000 Drachmen in einer Nacht, wie dies,“ — und er zündet ein Streichhölzchen zur ſtärkeren Verdeutlichung an.

„Du biſt wohl ein Millionär, Vater Tutundſis?“ frage ich ſcherzhaft.

„Nein,“ erwidert er ganz ernſthaft, „nur ein halber, und das iſt mir genug.“

„Und auch deinen Kindern,“ ſchalte ich unvorſichtig ein.

„Meinen Kindern? Du meinſt wohl wegen des Beerbens.“ — Ich wehre ab. — „Ich denke noch lange nicht ans Sterben; meine Söhne und Enkel wiſſen das ſehr gut und haben ſelbſt für ſich geſorgt. Ich hab' es auch tun müſſen. Gutwillig haben die Skiliá (Hunde, d. h. Türken) nichts hergegeben, und wenn man ſechs Jahre lang eine eiſerne Kette am Bein getragen, wird man auch ſteif.“ — Damit zieht er den Schnabelſchuh vom rechten Fuß, ſtreift die Beinbinde hinauf und zeigt mir über dem Knöchel einen breiten roten Streifen, auf dem kein Härchen wächſt.

Alle Anweſenden ſchauen teilnehmend und achtungsvoll auf die Kettenſpur dieſes ehemaligen Sträflings.

„Höre, Vater Tutundſis,“ ſagt Michaïl, der offenbar ſchon eingeweiht iſt, „erzähle dieſem Herrn deine Lebensgeſchichte, und wie du zu deinem roten Streifen um den Knöchel, zu deinem Erlöſerorden und der halben Million gekommen biſt. Der Herr ſchreibt das nachher alles auf und läßt es drucken.“

Tutundſis fühlt ſich geſchmeichelt durch die Ausſicht, auf dieſe Weiſe auch außerhalb Griechenlands unſterblich zu werden,

und fragt nur noch: „Kannſt du auch mein Bild mitdrucken?“

„Ich hoffe.“ *)

Und Tutundſis beginnt. Griechiſch, ungekünſteltes, ſchönes Volksgriechiſch, nur hier und da, wo ich nicht genau zu verſtehen ſcheine, mit einer italieniſchen Überſetzung in ſchlechtem genueſiſchem Dialekt.

„Erſt habe ich die Türken zwei Jahre lang gejagt; dann haben ſie mich 6 Jahre lang an die Kette gelegt, — und dann habe ich ſie wieder gejagt,“ und ſchmunzelnd ſtreicht ſich der ſeeräuberiſche Halbmillionär ſeinen buſchigen, weißen Schnauzbart.— „Gejagt habe ich ſie unter Hypſilandi in Rumänien; dann haben ſie uns vertrieben, — dann floh ich zum Theodor Kolokotronis, — na, gut iſt es uns da auch nicht ergangen; dann zum Odyſſeus, da half ich den Omer Vrioni hauen, — endlich zu meinem Landsmann Miaulis, denn ich bin auch von Hydra, — und dann haben die Hunde mich gefangen und nach Stambul geſchleppt. Damals war ich 20 Jahre alt.

„Nun dachte ich, ſie würden mich pfählen oder erdroſſeln, oder mindeſtens beſchneiden. Aber ſie taten nichts davon, ſondern ſchmiſſen mich in das Gefängnis bei Topkapu und ſchmiedeten mich mit einem genoveſiſchen Banditen an eine Kette. Von dem habe ich mein Italieniſch gelernt. — Sechs Jahre lang habe ich in dem Loch geſeſſen und von Waſſer und Brot gelebt. Warum ſie mich nicht umgebracht haben, weiß ich nicht; ich war wohl vergeſſen worden.“

„Als ich vier Jahre gefangen geſeſſen, wurde ich eines Tags von der Kette losgemacht und hinausgeführt. Ich hatte keine Furcht vor dem Sterben, denn ärger als in dem Gefängnis konnte es im Grabe auch nicht ſein. Wenn ſie mich bloß nicht

*) In der zweiten Auflage, lieber Leſer!

lange quälen möchten! dachte ich. Türkisch verstand ich ein wenig; aber was hätte mein Bitten mir genützt? So sagte ich garnichts und ließ geschehen. Sie führten mich in einen weiten Hof, dicht am Meer. Ringsum war ein eisernes hohes Gitter mit vergoldeten Spitzen, und an dem Gitter nach der Meerseite standen Kanonen aufgefahren, damit vom Meer kein Schiff herankönne: das Wasser war auch ganz leer. Am Boden aber lagen, gebunden an Händen und Füßen, wohl hundert Kerle, lauter Türken. Und nun dachte ich, das sind Verurteilte wie du; bald liegst du auch gebunden da, und dann schmeißen sie uns alle ins Meer, im Sack oder so.

„Aber es kam ganz anders. Ein alter Türke, mit einem krummen Säbel an der Seite, trat an mich heran und sagte auf Griechisch: ‚Diese Gebundenen wirst du jetzt sogleich einen nach dem andern erdrosseln', und reichte mir eine dreisträhnige starke Hanfschnur. Mir war alles gleich; auch waren es ja nur Türken, und auf Chios haben die noch ganz andere Dinge getan: da haben sie den Müttern die Haare vom Schädel gerissen und haben die kleinen Kinder vor ihren Augen damit erwürgt. So ging ich denn an die Arbeit und erdrosselte in drei Stunden alle, die gebunden an der Erde lagen. Es ging auch ganz glatt, nur einer von den Schuften hat mich, wie ich ihm die Schnur umlegen wollte, hier tief in die Hand gebissen," — und Tutundsis zeigte mir eine große weiße Narbe in der Maus der rechten Hand.

„Zwei Jahre darauf wurde ich frei gelassen. Ich hatte keine Schuhe; Lumpen auf dem Leibe, und nicht eine Para im Besitz. Auf den Gassen von Stambul, durch die ich wankte, schnappten die Hunde nach mir, die Türken spieen mir ins Gesicht, und ich wäre gewiß erstochen worden, wenn ich nicht an den Hafen gelangt wäre und mich auf das erste Schiff mit fremder Flagge gerettet hätte. Es war ein französischer Schooner, der zwischen

Stambul und den Inſeln fuhr. Der Kapitän wußte Italieniſch genug, um mich zu verſtehen, und nahm mich freundlich auf. Ich bekam friſche Kleider, auch Schuhe, ruhte mich drei Tage aus, während das Schiff im Hafen lag, und gewöhnte mich wieder an das Eſſen anderer Dinge als Brotes und Waſſers. Dann fuhren wir nach Mykonos, wo ich zurückblieb, denn dort hatte ich von ehemals Freunde; ſie waren alle tot oder nach dem Feſtland ausgewandert. Man erzählte mir, was inzwiſchen in Griechenland für große Taten geſchehen, und daß es ſelbſtändig geworden, daß es auch einen König kriegen ſollte, aber damals nur einen Präſidenten hatte. Dann fuhr ich mit einem Fiſcherboot nach Syra, von dort mit einem Engländer nach Hydra und war wieder in der Heimat. Na, und dann fing ich meinen Krieg mit den Türken an." — Er machte eine Pauſe und rauchte eine Zigarrette ſchnell zu Ende.

„Von unſerer Regirung kriegte ich einen Kaperbrief. Mit meinem Bruder, meinem Pathenſohn und drei Freunden rüſtete ich eine große Felucke, lang, aber ſehr ſchmal, mit zwei Maſten, und mit einer guten kleinen Kanone im Hinterteil. Die Kanone war aber verſteckt; ein Faß war drumgelegt. Wenn wir die Kanone abfeuern wollten, wurde das Faß weggeräumt; es war ſo eingerichtet, daß es nur von außen wie ein Waſſerfaß ausſah. Nun gingen wir auf die Jagd. Immer zwiſchen den türkiſch gebliebenen Inſeln durch, von Kreta hinauf bis nach Thaſos, und alles, was wir trafen von türkiſchen Fahrzeugen und was uns nicht zu groß war, das nahmen wir mit nach Hydra; die andern verbrannten wir."

„Und die Beſatzung?"

„Die warfen wir ins Meer, oder ließen ſie mit verbrennen. — Was willſt du? — Es war Krieg, ein guter Krieg. Wir hatten Waffen, und die Türken ſind auf dem Meer feige; ſie haben nie lange Umſtände gemacht. Nur einmal hat ein Bengel,

nicht größer als der Stock, meinen Pathensohn mit einem Messer in den Rücken gestochen; aber es hat dem nichts geschadet. Da habe ich den Bengel mit meinen bloßen Händen erwürgt.

„Ans Land sind wir sehr selten gestiegen; was sollten wir da? Wir waren keine Räuber, sondern führten Krieg, und am Lande wohnten ja nur Griechen, damals wie jetzt. Wir haben auch keine türkischen Häuser geplündert, nichts da; nur die Schiffe nahmen wir ihnen weg und verkauften sie auf Hydra, oder wo man sie sonst haben wollte.

„So führten wir unsern Krieg gegen die Türken fünf Jahre lang, bis wir hörten, daß Griechenland einen König hatte. Als König Otto in Nauplia ans Land stieg, war auch unsere Felucke im Hafen und trug eine große seidene Fahne. Seitdem bin ich auf Hydra geblieben, habe meines Pathen Tochter geheiratet und bin dann nach Athen gezogen, nachdem die Bayern vertrieben waren. Die haben doch nicht so viel getaugt, wie wir damals in Nauplia gehofft hatten. Der König war wohl gut, aber die um ihn taugten nichts, und die Königin war ein Satanas; schön, aber ein Satanas."

Wir alle gaben dem alten Tutundsis das Geleite nach seiner Wohnung. Ich wollte sehen, wie dieser Halbmillionär, der letzte Seeräuber Griechenlands, sich häuslich eingerichtet. Er bewohnte in seinem eigenen Haus nur zwei Zimmerchen; alles übrige war an einen Weingroßhändler vermietet. Tutundsis hatte außer einem eisernen Bett, einem rohen Tisch und drei Binsenstühlen weiter keine Möbel als zwei große Truhen, stark mit Eisen beschlagen und mit Klammern in der Wand befestigt. An den Wänden aber hingen in dem „Wohnzimmer", dem mit dem Tisch und den Stühlen, die prächtigsten alten Waffen, die ich je gesehen: Yatagans, Pistolen, Flinten, Dolche, alle mit Tauschirarbeit, Schnitzereien am Lauf und Kolben, — ein wahre Augenweide. „Lauter Türkenwaffen," sagte Tutundsis.

Im andern Zimmer waren die Wände dicht beklebt mit bunten Bildern und Holzschnitten: Szenen aus dem griechisch-türkischen Kriege, — wohl zehnmal das Bild, auf dem Kanaris das türkische Admiralschiff anzündet und in die Luft sprengt. Auch eine Menge kleiner Bilderbogen mit zehn, zwanzig bunten Bilderchen auf jedem, und darunter ein — deutscher Text. Rechts unten stand zu lesen: „Neu-Ruppin, zu haben bei Gustav Kühn.“ —

„Sie machen sehr schöne Bilder bei dir in Deutschland,“ sagte Tutundsis und legte liebevoll seine beiden mächtigen Hände auf meine Schultern, dieselben Hände, mit denen er wohl hundert der gegen Sultan Mahmud empörten Janitscharen im Gefängnis von Topkapu erdrosselt hatte.

Einundzwanzigſtes Kapitel.

In Athens Schulen.

Die großen Beſchenker Athens haben die Stadt ihrer Liebe mit einer Akademie, einer Univerſität, mehreren Gymnaſien und einer höheren Mädchenſchule bedacht; aber um die Gründung von Volksſchulen hat keiner der Millionäre ſich gekümmert. Es iſt am Ende auch ohne ſie gegangen, aber langſam und, wie meiſt im öffentlichen Leben, nur dank der Tatkraft einzelner Männer mit Gemeinſinn. Was in Griechenland der Einzelne nicht leiſtet, — eine Behörde leiſtet es gewiß nicht. Zum Glück fehlt es dem Lande nicht an ſolchen „Einzelnen".

Das ſoll ich heut erfahren beim Beſuch der Volksſchulen. Ich erfahre es aber ſchon vorher, auf dem Wege dahin. — Es handelt ſich zunächſt um den Beſuch einer vor vier Wochen eröffneten Schule in einem neuen Viertel am Fuße des Lykabettos. Ich bin noch nicht lange genug in Athen und bin bisher in zu ortskundiger Begleitung auf allen meinen Gängen geweſen, als daß ich die Schwierigkeit kennen ſollte, irgend einen Punkt in Athen, der noch auf keiner Karte verzeichnet iſt, ſo ohne weiteres zu finden. Der Stadtvater Lambros hat mir geſagt: Wir treffen uns morgen vor der Schule; fragen Sie nur nach Kolonaki, — ſo heißt das Viertel; jedes Kind weiſt Sie zurecht."

Ich verlaſſe mich darauf und fange am nächſten Morgen zur rechten Zeit an, zu ſuchen. Zum erſten Mal fällt mir auf, daß an den Straßenecken ſelten ein Schild mit dem Straßennamen, an den Häuſern ſo gut wie nie eine Nummer befeſtigt iſt. Athen gleicht in dieſem Punkte einem großen Dorf und iſt die für einen Fremden verwirrendſte Stadt. Lieber will ich im wegweiſerloſen Peloponnes mit einer guten Karte und einem Kompaß meinen Weg über Berg und Tal ſuchen, als ein beſtimmtes Haus in Athen. Es nützt auch nicht viel, daß man ſchon einmal in dem Hauſe geweſen: bei dem einförmigen Bauſtil der atheniſchen Marmorquadrate, welche man Häuſer nennt, iſt eine Sicherheit für das Wiederfinden eines Hauſes in einer langen Straße nicht gegeben. Nimmt man einen Wagen, ſo kann man dem Kutſcher nicht ſagen: Straße ſo und ſo, Nummer die und die, — ſondern er verſteht nur Angaben wie: Nach dem Hauſe des Papakiriakópulos, oder Papageorgópulos, oder Papadópulos. Nun iſt aber ein Fremder ſo bald nicht eingeweiht in dieſe Geheimniſſe atheniſchen Hausbeſitzertums, und wenn er nicht große Geduld oder einen ſtarken Ortsinſtinkt beſitzt, — Gaben, die mir leider gänzlich fehlen —, ſo gerät er in Verzweiflung, wie es mir geſchah; oder er ſchreibt ein Buch über die Barbarei der Griechen im allgemeinen und über die der Athener im beſonderen, wozu ich keinen genügenden Grund gefunden.

Arg aber iſt es wirklich mit der Namen- und Nummerloſigkeit atheniſcher Straßen und Häuſer. Das Ärgſte bei der Sache iſt der Grund, den ich erſt nach längerem Umfragen herausgekriegt. O Athen, in dieſem Punkte biſt du ein griechiſches Schöppenſtedt, — ſagen wir: ein Abdera! Auf dem Papier iſt alles längſt fertig. Rot auf weiß hat der Stadtrat Michaïl Lambros einen herrlichen Stadtplan von Athen zeichnen laſſen; die Stadtverordnetenverſammlung und der Magiſtrat haben ſich nach endloſen Beratungen über die Straßennamen geeinigt, und beide erlauchte Behörden ſind durchdrungen von der Notwendigkeit,

Straßenſchilder und Häuſernummern anzubringen. Es liegt nur noch an einer Kleinigkeit, und über dieſe Kleinigkeit zanken ſich beide Behörden nun ſchon ſeit einem Jahr, gerade ſo als handelte es ſich um eine der hundert Zänkereien zwiſchen Magiſtrat und Polizei von — Berlin. Der Magiſtrat von Athen will nämlich die Straßenſchilder mit ſchwarzer Schrift auf weißem Blech, — die Stadtverordneten wollen ſie mit weißer Schrift auf blau-emaillirtem Blech bezeichnen. Erſterer will atheniſches Blech dazu nehmen, Letztere wollen Pariſer Blech haben, — und noch iſt kein Ende dieſes Blechzankes abzuſehen. Inzwiſchen tappen Fremde wie Einheimiſche nach wie vor am hellen Tage im Dunkeln, wenn ſie eine Straße oder ein Haus aufſuchen wollen.

Hätte ſich nicht ein ortskundiger Athener meiner erbarmt und mich, den ſchon ſeit einer Stunde am Fuß des Lykabettos umherirrenden Fremdling, mit der Naſe vor die Haustür der geſuchten Schule geſtellt, ich hätte ſie nie gefunden. Die Bewohner jenes Viertels wußten entweder noch nichts von der Schule, oder die davon wußten, konnten mir keinen Straßennamen angeben. Und wie der Zufall es auch manchmal gut meint, — mein liebenswürdiger Führer, der mit mir im heißen Sonnenbrand eines atheniſchen Maitages den Lykabettos-Abhang erkletterte, war der leibliche Vetter des zur Zeit hochmögenden Herrn Bürgermeiſters von Athen, ein Herr Sutſos.

Die Volksſchulen in Athen ſind, wie ſchon erwähnt, das Werk *eines* Mannes, Michaïl Lambros. Was ſein gelehrter Bruder Spiridon in der grauen Theorie erſonnen, das führt er ins grüne Leben. Die Gemeindebehörden laſſen ihn frei gewähren, weil ſie wiſſen, daß er keinen höheren Stolz kennt, als Athen zu einer „Stadt der Schulen“ zu machen. Sein Ehrgeiz iſt: es in kleineren Verhältniſſen Berlin nachzutun. Kein atheniſches Kind ſoll ohne Schulunterricht aufwachſen. Da die vollkommene Unentgeltlichkeit des Schulbeſuchs für Griechenland eine Art von

Grundrecht ist, so hat die Stadt nur für die anständige Kleidung der ärmsten Kinder zu sorgen, denn nichts als gänzliche Armut kann griechische Eltern bewegen, ihre Kinder der Schule zu entziehen.

Gegenwärtig ist das Ziel nahezu erreicht. In der inneren Stadt sind Schulen jeder Art reichlich vorhanden; nur in den schnell anwachsenden Vorstädten ist das Schulbedürfnis nicht so leicht zu befriedigen. — Jenseits des Ilissos ist eine neue Stadt im Heranwachsen begriffen, deren Kinder nicht so weite Schulwege machen können bis in die ältere Stadt. Ohne lange Umschweife wird ein Häuschen gemietet. Es hat nur ein großes, ein kleines Zimmer und eine Küche. Tut nichts: das große Zimmer wird Schule, 50—60 kleine Athener und Athenerinnen von 5 bis 10 Jahren haben Platz darin; eine junge Lehrerin zieht mit ihrer Mutter in das kleine Nebenzimmer, und die Schule ist fertig. Seit vorgestern ist sie im Gange, und unser Besuch ist die erste amtliche Inspektion. Es fehlt noch an Tintenfässern, es fehlt an Haken für die Mützchen und Feze der Kleinen; nicht einmal eine große Wandtafel ist da, — aber die Schule ist dennoch im vollen Gange, und w=a wa ertönt es im schrillenden Chor. Natürlich ist hier auch die Lautirmethode fürs Lesenlernen eingeführt, wie denn überhaupt alles nach deutschem Muster eingerichtet ist. Türen und Fenster sind offen; hier werden gewiß keine Klagen über schlechte Luft laut werden.

In den schon länger bestehenden Schulen giebt es 4 Klassen. In den beiden untersten: außer Anschauungsunterricht — nach deutschen Wandbildern — nur Lesen, Schreiben, Rechnen, Religion. In den beiden oberen noch vaterländische Geschichte und Geographie; dazu athenische Ortskunde, d. h. ein Stück athenischer Archäologie. Kinder von 11—13 Jahren wissen vorzüglich über die Bauten auf der Akropolis Bescheid; wissen, wo der Marmor dazu gebrochen; wissen, was am Fuß des Pentelikon bei Marathon geschehen, was

das Denkmal des Themiſtokles in Piräus zu bedeuten, — kurz, ſie wiſſen alles, was ein kleiner Bürger von Athen wiſſen ſollte, ohne ſich um die Flüſſe in China, Hinterindien und Braſilien zu kümmern, welche ich im Alter dieſer glücklichen, atheniſchen Volksſchüler habe auswendig lernen müſſen.

Große, luftige Zimmer in den älteren Schulen, 16—17 Fuß hoch, ſehr ſauber; auch gewiſſe unentbehrliche Nebenräume für die Menſchlein peinlich ſauber, — nicht die Spur von „Saugriechentum“. Es giebt Vor- und Nachmittagsunterricht; da aber viele der Kleinen zu weit wohnen, ſo iſt die Einrichtung getroffen, daß ſie die Zwiſchenzeit in einem Klaſſenzimmer oder auf dem Schulhof zubringen dürfen, frühſtückend oder ſpielend.

Der Staat hat mit dem Volksſchulweſen in Athen nichts zu tun, als daß er die Oberaufſicht führt durch einen Beamten des Miniſteriums. Von den größeren Poſten des griechiſchen Jahresbudgets erſcheint darum der für Kultus und Unterricht als einer der niedrigſten. Es wäre aber gerade für ein Land wie Griechenland grundfalſch, aus dieſer Verteilung der Ausgaben irgendwelche Schlüſſe zu ziehen. Für Schulen wird von den Gemeinden, Vereinen und Einzelnen mehr ausgegeben als vom Staat.

Aus dieſer gemeinnützigen Geſinnung der Bürger iſt eine Schule anderer Art in Athen hervorgegangen, allen Freunden als gute Quelle ſchöner Einkäufe wohlbekannt, ein unberechenbarer Segen für Stadt und Land: die Schule und Arbeitsſtätte bedürftiger Frauen, — kurzweg das „Ergaſtirion“ oder auch, wegen der Lage am Platz der Olympiſchen Zeus-Säulen, „Olympia“ genannt. Dieſe Anſtalt vereinigt in ſich die Keime zu einer Menge größerer Einrichtungen, deren Entfaltung der Zukunft vorbehalten bleiben muß. Die engen Verhältniſſe des griechiſchen Staatsweſens machen einſtweilen die Zuſammendrängung auf kleinen Raum notwendig. Aber auch ſo erſcheint

dieſe Anſtalt als Vereinigung alles deſſen, was in größeren Ländern unter dem anſpruchsvolleren Aushängeſchild der Frauenemanzipation ſich geltend macht.

Das Ergaſtirion mit ſeinen Schulen iſt hervorgegangen aus der geſunden Abneigung des griechiſchen Volkes gegen das Fabrikenweſen. Wollen ſich die Männer in die Arbeitskaſerne hineinpferchen, ſo mögen ſie das tun. Dem größeren moraliſchen Schaden des weiblichen Fabrikarbeitertums entgegenzuwirken, das war das Ziel der großherzigen Bürgerinnen Athens, die im Jahre 1872 mit beſcheidenſten Mitteln anfingen, hilfsbedürftigen Frauen und Mädchen, namentlich Waiſen und Witwen, ein Arbeitsaſyl zu bieten, wo ſie für ſich und für das Land nützlich wirken könnten, ohne ſich an die Maſchinen zu ſtellen und zu Fabrikſklavinnen zu werden.

Die Regirung unterſtützte dieſes eigenartige Unternehmen; auch die Königin lieh ihm ihre Huld. Die Hauptſache aber war hier, wie überall in Griechenland, die Tatkraft und Opferwilligkeit Einzelner, diesmal der Frauen. In anderen Ländern nehmen ſolche Veranſtaltungen ſehr leicht den Charakter von Verſorgungsanſtalten für das „höhere“, das „akademiſche“ Mädchentum an; ich erinnere nur an das Lettehaus und Viktoria-Lyceum in Berlin. In Athen giebt es zum Glück noch keine ſolche Fülle „verſchämter Armen“, erwerbloſer Töchter und Witwen von Beamten, Gelehrten u. ſ. w., die außer etwas ſchlechtem Franzöſiſch nichts zu lehren wiſſen, weil ſie nichts Nützliches gelernt haben. Die vornehmen und reichen Stifterinnen des atheniſchen Frauenarbeitsheims machen keinen Unterſchied zwiſchen „niederen“ und „höheren“ Töchtern. In ihrem Hauſe ſoll ernſthaft gearbeitet werden, gewebt, geknüpft, geſtickt, geſchneidert; daneben die notwendigſte Schulbildung, falls verſäumt, nachgeholt werden.

Mit Ausnahme eines Hausknechts liegt die geſamte Verwaltung des Ergaſtirion in weiblichen Händen, und da es ſich

um eine private Veranstaltung handelt, so sind alle besoldeten Stellen vor den Launen neuer Minister sicher gestellt. Im Vorstande sitzen natürlich die Damen beider Parteien des Landes friedlich beisammen, Trikupistinnen neben Delijannistinnen.

Das Ergastirion ist die einzige größere Arbeitstelle für weibliches Kunstgewerbe in Griechenland. Indem es 400 fleißigen Frauen und Mädchen einen regelmäßigen, ehrenwerten Erwerb verschafft, sorgt es dafür, daß in Athen keine Fabriken mit weiblichen Heloten entstehen können; sorgt aber zugleich dafür, daß die im Lande zerstreuten Ansätze für kunstvolle Herstellung weiblicher Arbeiten einen Mittelpunkt finden. Wenn von irgend einer Seite der Überflutung Griechenlands durch die häßlichen Moden Europas und den Fabrikplunder Einhalt getan werden kann, dann durch das Ergastirion in Athen. Hier werden auf Handwebestühlen die schönen Seidenstoffe gewoben, die an Dauerhaftigkeit es mit den besten französischen Stoffen aufnehmen. Der Seidentüll, mit Goldfäden durchsetzt, der hier, immer durch Handarbeit, hergestellt wird, findet an Feinheit kaum irgendwo seinesgleichen. Kopftücher, Schleier, Brautkleider, die duftigsten Gewebe, von denen wirklich mehrere Meter in einer Nuß Platz fänden — wie von jenem Märchengewebe —, werden im Ergastirion zu Athen auf Bestellung oder auf Lager angefertigt. In hohen, hellen Arbeitssälen, bei weitoffenen Fenstern, nicht unter der Fuchtel eines Fabrikaufsehers, sondern unter Aufsicht und Lehre mütterlicher Freundinnen. Kein Tagelohn, sondern Stücklohn, — und da die Verwaltung für ihre schönen Waren hohe Preise fordert und erhält, so kann sie auch die Arbeiterinnen reichlich lohnen. Für den Unterricht wird nichts bezahlt.

Gegenwärtig liefert das Ergastirion: Seidenstoffe aller Art, farbige, weiße, goldgestickte; — Baumwollstoffe zu Kleidern, sehr originelle orientalische Muster, nur handgewebte Sachen,

wie alle Erzeugniſſe des Hauſes; — wollene Teppiche jeder Größe nach den ſchönſten Muſtern uralter bäuerlicher Hausweberei; — Stickereien in Seide, Silber und Gold; — Spitzen aus Zwirn oder Seide, gleichfalls je nach Wunſch mit Silber oder Gold durchwirkt; — endlich fertige Wäſche.

Abgeſehen von der Verſorgung der hier beſchäftigten Frauen iſt vom Ergaſtirion eine ſtarke Strömung des gewerblichen Patriotismus ausgegangen. Es hat der ſonſt nur von Paris aus bekleideten reicheren Frauenwelt gezeigt, um wie viel ſchöner die heimiſche Arbeit iſt, und jetzt gilt es mehr und mehr in den höheren Kreiſen für guten Ton, ſich die Ausſteuer im Ergaſtirion zu beſtellen. Der Patriotismus und der beſſere Geſchmack haben über die blinde Nachahmung der Auslandsmode geſiegt, — ein in der Frauenwelt anderer Länder unerhörter Fall.

Seitdem vollends das Ergaſtirion ſich zu einer Sammelſtätte auch für die kunſtgewerblichen Erzeugniſſe der griechiſchen Provinzen aufgetan, ſind den atheniſchen Damen, aber auch vielen Fremden, die Augen aufgegangen über die unbekannten oder doch unbeachteten Schätze der heimiſchen Hauskunſt. Solche Goldſtickereien auf Seide, Sammet, Gazegrund, wie ſie auf Euböa, in Epiros, auf manchen Inſeln des ägeiſchen Meeres mit ſo ſicherem, durch jahrhundertlange Übung gefeſtigtem Geſchmack angefertigt werden, vermag kein Pariſer Modemagazin ihnen zu liefern. Und ſeit die Bäuerinnen in allen Winkeln des kleinen Königreichs ihre Arbeiten nach Athen ſchicken dürfen, mit der ſicheren Hoffnung bald dafür ein gut Stück Geld zu erhalten, nimmt auch im Lande die Freude am Kunſtgewerbe, zunächſt allerdings nur am weiblichen, ſichtbar zu. Das Ergaſtirion ſendet den ſtrebſamſten Arbeiterinnen in den Provinzen gute Muſter, erteilt ihnen Ratſchläge, wo eingewurzelte Geſchmackfehler den Abſatz erſchweren, — kurz, es wirkt wie eine Art von Unterrichtsminiſterium für weibliche Kunſthandarbeit.

Mit der Anſtalt verbunden iſt eine Schule für weibliche

Krankenpflege und eine Kleinkinderbewahranſtalt, d. h. die verheirateten Arbeiterinnen dürfen ihre unerwachſenen Kinder mitbringen; in einem beſonderen Saal wird das kleine Volk beaufſichtigt, gefüttert und ſpielend beſchäftigt. So iſt das Ergaſtirion nichts als eine erweiterte Hauswerkſtätte. Mit dem Sonnenuntergang hört die Arbeit auf.

Die Regirung hatte beim Beginn der Mobilmachung dem Ergaſtirion die Anfertigung der Soldatenhemden übertragen: eine große Unterſtützung des Unternehmens. Was taten die Arbeiterinnen? Die erſten 5000 Hemden wurden von ihnen unentgeltlich hergeſtellt, als Opfer dieſer Ärmſten auf dem Altar des Vaterlandes.

Die Ausſtellung des Ergaſtirion iſt eine der Sehenswürdigkeiten Athens. Man beſuche ſie aber nicht ohne eine hübſche Summe über das Reiſegeld hinaus, — nicht weil von den Verkäuferinnen ein Kaufzwang auf den Beſucher geübt wird, ſondern weil die Schönheit der Erzeugniſſe, beſonders der aus den Provinzen, den Beſuch ohne Geld im Beutel zu einer Qual macht. Das „Shopping"-Gehen der fremden Damen, die Athen beſuchen, beſchränkt ſich auf die Ausſtellungsräume des Ergaſtirion; hier trifft man mit Sicherheit die ganze ortsanweſende weibliche Fremdenbevölkerung. Vormittags im Ergaſtirion, Nachmittags auf der Akropolis.

Beiläufig: dieſes Verkaufsgeſchäft iſt wohl das einzige in Griechenland, wenn nicht in der ganzen Levante, wo unerſchütterlich feſte Preiſe gelten. Ich habe manche atheniſche Käufer und Käuferinnen über dieſen ſo ungriechiſchen Brauch in Verzweiflung geſehen.

Für die Söhne der Wohlhabenden oder die talentvolleren unter den Söhnen der Armen ſorgen die unentgeltlichen Gymnaſien; die „helleniſchen Schulen" bieten ein gutes Mittelmaß

der Bildung; die Volksſchulen überziehen allmählich auch die entfernteſten Vorſtädte Athens mit ihrem Netz. Wer aber ſorgt für jene unbehauſten jugendlichen Nomaden, die in Athen nur ihren Aufenthalt, nicht ihre Heimat haben und ſchon zu alt, auch Tags über zu ſehr mit dem Erwerb beſchäftigt ſind, um eine der vielen Schulen zu beſuchen?

Um dieſen ärmſten und bildungsloſeſten Kindern die Möglichkeit eines ſittigenden und belehrenden Unterrichts zu gewähren, und ſo der Gefahr des Heranwachſens eines großſtädtiſchen Pöbels vorzubeugen, hat der vornehmſte Sillogos (Verein) Griechenlands, der „Párnassos“, eine Schule gegründet, für die ich in Deutſchland kein Seitenſtück kenne. Unſere „Fortbildungsſchulen“ decken ſich damit nicht.

Sie erinnert an die Londoner „Lumpenſchulen“ (Ragged schools), womit ich nichts Verächtliches von ihr geſagt haben will. Im Gegenteil: aus der „mir zu Ehren“ veranſtalteten großen Prüfung jener „Schule bedürftiger Knaben“, wie ſie amtlich heißt, bin ich mit den Gefühlen der Rührung und Bewunderung geſchieden. Dort, wenn nicht ſonſt ſchon, habe ich meine Überzeugung von einer Kulturbeſtimmung des griechiſchen Volkes in der Levante beſtärkt. Und wäre dieſen Nachkommen der Hellenen vom helleniſchen Idealismus weiter nichts geblieben, als das Lernfieber, ſo verdienten ſie die Beachtung derer, welche ſich um die Geſchicke der Balkan-Halbinſel zu kümmern haben.

Ein ſehr zahlreiches Kinder-Zigeunertum bevölkert Athens Straßen. Es iſt nicht auf atheniſchem, nicht einmal auf attiſchem Boden gewachſen. Nein, aus den ärmlicheren Provinzen, namentlich aus Gortynia, Korinthia, aber auch aus dem türkiſchen Griechenland, aus Epiros, Makedonien und Kreta iſt es in die Hauptſtadt des Hellenentums geſtrömt, um hier mit allerlei ehrlichen Kleinkünſten das Leben zu friſten. Eine griechiſche Stadt kann nicht ohne Stiefelputzerjungen beſtehen, am wenigſten das

entweder ſtaubige oder kalkkotige Athen. Dienſtmädchen ſind knapp: ein Griechenmädchen verläßt ſelten das elterliche Haus anders, als um in das ihres Gatten zu treten. Athen bezieht faſt ſämtliche Dienſtboten von der armen Inſel Andros; ebendaher auch die wenigen Ammen, deren es benötigt; natürlich nur verheiratete Ammen. — Da nun in Griechenland weder Frau noch Magd auf den Markt gehen, um die Einkäufe zu beſorgen, ſo iſt auch eine Gilde von Marktjungen nötig, welche den einkaufenden Ehemännern die erhandelten Waren im Tragkorb nach Hauſe bringen.

Zwiſchendurch wimmeln in Athen noch zahlreiche andere jugendliche „Straßen-Araber“: die Zeitungsverkäufer, die Maurerlehrlinge, Ladenboten, u. dergl.

Zu jung nach Athen gekommen, um eine abgeſchloſſene Schulbildung zu beſitzen, müßten dieſe armen Jungen ganz und gar verwahrloſen, wenn nicht die Schule des „Párnassos“ wäre. Mir ſteht das Verdienſt jener gelehrten Geſellſchaft durch Begründung, Ausſtattung und Leitung dieſer Lumpenſchule — und einiger ähnlicher in den Provinzen — unendlich höher, als ſeine ſchätzbaren gelehrten Vorträge, Veröffentlichungen, und was ſonſt zu einer richtigen Philologengeſellſchaft gehört.

Die Schule öffnet ihre Pforten allen Straßenjungen, die nach der nicht leichten Arbeit des Tages noch Luſt haben, Leſen Schreiben, Rechnen, 'griechiſche Geographie und Geſchichte, ſowie Religion zu lernen. Der Ordnung wegen wird eine Einſchreibung der Schüler gefordert; indeſſen Niemand weiſt einen Nichteingeſchriebenen zurück, Niemand tadelt einen Ausbleibenden. Trotz, vielleicht ſogar wegen dieſer vollen Freiheit ſind die Abendkurſe ſehr gut beſucht. Der letzte Jahresbericht des „Párnassos“ giebt die Zahl der Zöglinge auf 620 an, die je nach Alter und Vorkenntniſſen in 4 Klaſſen geteilt ſind. An dem Examen nahmen

nur die beiden oberſten Klaſſen teil; die Zahl der Prüflinge betrug wohl 150.

Da ſaßen ſie nun, dieſe müden Stiefelputzer, Marktjungen, dieſe heiſergeſchrienen Zeitungsverkäufer, die noch eben „Das neuſte Extrablatt der Efimeris!“ ausgerufen. Alle in ihren ſauberſten Kleidern, die noch um ſo vieles ſauberer ſein konnten; nicht alle mit einem reinen Hemdkragen, wenn überhaupt mit einem Kragen; mancher vielleicht ohne Hemd; Flicken auf Ärmeln und Knieen, Flicken neben Löchern. Aber alle mit Schuhen, und zwar mit blitzblank geputzten! Wozu wäre man auch Stiefelputzer oder Stiefelputzers Kamerad, wenn man ſich nicht für einen ſolchen Abend in blankeſten „Wichs“ werfen ſollte!

Viele unter den kleinen und großen Burſchen ſind garnicht ſo übel dran; der Tagesgewinn einiger wird wohl den ihrer Lehrer zuweilen übertreffen. Mancher beſitzt gar ein Sparkaſſenbuch in der Obhut des „Párnassos“. Viele ſind ſchon kleine Kapitaliſten, und alle ſtreben dahin, große zu werden. In dieſer Abendſchule aber benehmen ſie ſich wie demütige, furchtſame Kinderchen; es kann in einer deutſchen höheren Töchterſchule nicht artiger zugehen. Kein Flüſtern, kein Lachen. Und doch ſind viele der Schüler nicht über 12 Jahre alt. Sie halten gute Zucht unter ſich; ſie wiſſen eben beſſer als Zöglinge vornehmerer Schulen, wozu ſie hier ſind. Sie werden ja nicht zur Schule geſchickt, ſondern ſie kommen von ſelber.

Ein Choral, geblaſen und geſtrichen von 25 Knaben, eröffnet die Feierlichkeit. Die Schule beſitzt ihre eigene Muſikkapelle, natürlich unter Leitung eines Deutſchen. Dieſe kleine Kapelle iſt der Stolz der Jungen, und ihr zugeteilt zu werden — ihre tiefſte Sehnſucht. Herr Heidemberger, der Kapellmeiſter, lehrt ſie allerlei ſchöne Märſche, Choräle, Volkslieder, darunter manches deutſche. Die Herren vom Vorſtande haben ihre Freude an dem grauſigen Lärm, den 25 Poſaunen, Tuben, Bäſſe und

Geigen in dem geſchloſſenen Schulraum anrichten. Muſik muß die Wände dröhnen machen, ſonſt iſt ſie dem Griechen keine.

Mit der Prüfung in der Religion wird begonnen. Es iſt drollig und rührend zugleich, einen kleinen, helleniſirten Negerjungen aus Abeſſinien, der ſich in dieſe Schule verirrt hat, erklären zu hören, warum wir alle unſere Nebenmenſchen ohne Unterſchied der Herkunft, Religion und Farbe lieben ſollen; und uns von einem Fleiſcherlehrling auseinanderſetzen zu laſſen, warum die Tierquälerei eine Sünde iſt.

Auswendig gelernt wird in dieſer Schule nichts. Es giebt nur ein Leſebuch und den Katechismus, wie in allen Volksſchulen. Was der Junge nicht in den Abendſtunden der Schule ſelbſt lernt, das lernt er nie.

In der Geſchichte und Geographie ſelbſtverſtändlich nur das, was ein griechiſcher Knabe wiſſen muß, worunter Türkiſch-Griechenland einbegriffen iſt. Das Kartenzeichnen und Phantaſie-Reiſen auf der Wandtafel ebenſo geläufig, wie in den Volksſchulen (vergl. S. 228).

Beſonders flink ſind dieſe kleinen Gewerbtreibenden im Rechnen. Sie bringen es bis zur Zinsrechnung und zum Rechnen mit Dezimalbrüchen. Ein Knirps von Zeitungsverkäufer rechnete die ihm von mir geſtellte Aufgabe: $0{,}0102 \times 1{,}023$ — in kaum 3 Minuten richtig aus.

Am ſchwerſten fiel den armen Jungen die Rechtſchreibung; ſie machten ungefähr ebenſo viele und ziemlich dieſelben Fehler, wie deutſche Tertianer, und dazu noch einige beſondere, die aus der reinhiſtoriſchen Rechtſchreibung der Griechen ſich erklären laſſen. Es waren dieſelben Fehler, die auf uralten griechiſchen Inſchriften vorkommen; Fehler, wie ſie mangelhaft gebildete Steinmetzen in allen Ländern mit einer von der Ausſprache abweichenden Rechtſchreibung begehen. Wie auf Inſchriften aus dem 4. und 5. Jahrhundert v. Chr. ſich Verwechſelungen finden zwiſchen

ι, ει, οι, υ, weil dieſe Buchſtaben faſt den gleichen Laut hatten, — juſt ſo verwechſelten dieſe ſich an die Ausſprache haltenden Prüflinge alle möglichen Vokale uud irrten ſich auch mit dem spiritus asper und lenis (h), weil beide im Griechiſchen ſtumm ſind. Das Griechiſche iſt für die Rechtſchreibung beinah ſo ſchwierig, wie das Engliſche mit ſeinen 9 Schreibungen für i, 6 oder 7 für u, u. ſ. w.

Am nächſten Tage wurde ich von den arbeitſamen Straßenjungen Athens wie ein alter Freund begrüßt, und mein Leib-Stiefelputzer vor dem Kaffehaus am Eintrachtplatz wies mit unwiderſtehlichem Stolz ſeine wohlverdiente Pendara zurück. Ich war der erſte Fremde, der ihnen die Ehre erwieſen hatte, ihre verachtete Schule zu beſuchen. Ich hatte nicht über ihre ſtrumpfloſen Füße in den blankgewichſten, durchlöcherten Schuhen, nicht über ihre maleriſchen Lumpen gelächelt. Ich war alſo, wie ich mehr als einmal von Stiefelputzer zu Stiefelputzer hinter mir her ſagen hörte —: ein „kalós ánthropos“.

Zweiundzwanzigſtes Kapitel.

Ein deutſches Dorf in Attika, und was es lehrt.

Wer ſich auf eine Reiſe nach Griechenland vorbereitet, der wird ſich gewöhnlich zunächſt an die neueſten Werke über Land und Leute halten, wird vor allen den neueſten Bädeker zur Hand nehmen. Das allein genügt aber ebenſo wenig wie der eigene Beſuch im Lande, um zu einem richtigen Urteil über den erreichten Stand der Kultur im neuen Griechenland zu gelangen. Zu dieſer Wiſſenſchaft wie zu allen anderen iſt die vergleichende Unterſuchungsart erforderlich. Der Reiſende oder der Zuhauſebleibende, der wiſſen will, was Griechenland in den 50 Jahren ſeines Beſtehens geworden iſt, muß lernen, was es früher geweſen iſt. Die Zeit vor der Begründung des Königreichs mag er übergehen, wenn er nicht hiſtoriſche Forſchungen liebt. Griechenland war bis zum Jahre 1821, was eben eine türkiſche Rajah-Provinz überall iſt. Während der Jahre des fürchterlichen Krieges von 1821 bis 1828 war es eine Stätte der Verwüſtung, voll rauchender Städtetrümmer, umgehackter Fruchtbäume, verſchütteter Brunnen, erſchlagener Menſchenleiber. Auf 300000 Seelen berechnet man den Verluſt der ſchwachen griechiſchen Bevölkerung durch die unmittelbaren Folgen des Krieges.

Dann eine ſiebenjährige Zeit der Unruhe: der Übergang

aus den Greueln des Türkenkrieges durch Hader im Innern zu einer leidlichen Ordnung. Am 1. Juni 1835 übernahm König Otto, der erſte König, der je über ein Geſamtgriechenland geherrſcht, die Regirung. Griechenland als Staat iſt alſo ziemlich genau 51 Jahre alt. Wer ſich nicht lächerlich oder haſſenswert machen will, der darf dieſen Umſtand bei einer Beurteilung des Erreichten keinen Augenblick außer Acht laſſen. Alle deutſchen Hiſtoriker, die über den ſiebenjährigen Krieg der Griechen um ihre Freiheit vom Türkenjoch geſchrieben haben, vergleichen Griechenlands Zuſtand am Ende jenes Krieges mit dem Deutſchlands nach dem 30jährigen Kriege. Wie lange hat wohl Deutſchland gebraucht, um den ihm gebührenden Rang unter den Kulturvölkern wieder einzunehmen?!

Vielleicht iſt die Kulturarbeit anfangs zu langſam vorgeſchritten. Man iſt im 19. Jahrhundert ungeduldiger geworden, als im 17. Jahrhundert. Vielleicht waren auch zu viele Trümmer erſt wegzuräumen, ehe ans Aufbauen gedacht werden konnte. Was die Griechen aber in neueſter Zeit unter den Augen der Lebenden geleiſtet haben an wirklicher Kulturarbeit, deſſen wird man am beſten gewahr, wenn man das neueſte Griechenland vergleicht mit den Schilderungen, welche ſich bei den Reiſeſchriftſtellern der 60er und 70er Jahre finden. Es iſt erſtaunlich, wie veraltet ſie ohne jede Ausnahme beim Leſen erſcheinen, nachdem man Griechenland ſelbſt kennen gelernt hat. Außer der Beſchreibung der Altertümer iſt das Meiſte wertlos; am wertloſeſten die wohlweiſen Profezeiungen über die geringe Kulturzukunft des Landes. Nicht einmal im weglosen Innern des Peloponnes ſieht es heute noch ſo arg aus, wie es die meiſten Reiſeſchriftſteller vor 10 Jahren beſchrieben haben, die von einem ſelten bereiſten Hochgebirgslande den Komfort der Schweiz verlangen.

Eine Reiſe nach Olympia iſt heute weder beſchwerlicher noch

entbehrungsreicher als irgendwelche Reise in Tirol oder Bayern: dreistündige Dampferfahrt von Zante nach Katakolo; halbstündige Eisenbahnfahrt nach Pyrgos mit seinem fast luxuriösen Gasthaus „Olympia"; vierstündige Wagenfahrt bis zum Gasthaus des freundlichen Jorji in Olympia.

Mykenä ist Eisenbahnstation; Argos Eisenbahnstation; Korinth Eisenbahnknotenpunkt mit zwei guten Gasthäusern. Sparta ist von Nauplia mit Dampfschiff und Wagen in einem Tage zu erreichen. — Nun lese man die Beschreibungen der Mühseligkeiten in den Reisewerken bis zum Jahre 1883, in den Kapiteln über die genannten Orte!

Am großartigsten natürlich ist der Fortschritt des Verkehrs und der Behaglichkeit in Athen. Ich kenne deutsche Städte gleicher Größe mit schlechterem Pflaster, schlechterer Beleuchtung und schlechteren Gasthäusern. Von Athen hat sich strahlenförmig nach allen Seiten das Netz moderner Verkehrsmittel über Attika ausgebreitet. Es geht damit so schnell, daß kein Reisebuch Schritt halten kann. Bädekers erste Auflage ist vollkommen veraltet für Attika; jetzt, während die zweite gedruckt wird, sind schon wieder wichtige Verbindungen mit berühmten Orten neu geschaffen, und so geht es, wenn auch mit verlangsamtem Pulsschlag, durch ganz Griechenland. Wie lange wird es noch dauern, — und die herrlichste Reiseart von allen, die auf Pferdesrücken mit dem schwatzenden Agojaten daneben, ist ein Ding der poetischen Vergangenheit.

Die Reisen von Athen durch Attika gehören jetzt zu den „Tagesausflügen", an Leichtigkeit ähnlich denen von Berlin oder Paris. Nach dem eleganten Seebade Phaleron fährt man in zehn Minuten mit der Eisenbahn; nach dem großartigen Hafen mit der blühenden Stadt Piräus in zwölf Minuten mit der Eisenbahn, wobei man sogar die Auswahl zwischen zwei Linien hat. Nach dem Kolonos und dem etwas weiter liegenden Luftort

Kolokythu am Kefiſſos führt eine Pferdebahn; ebenſo nach Patiſſia. Nach Laurion mit ſeinen berühmten Bergwerken — Eiſenbahn; von da in wenigen Stunden zu Pferde zum Athene-Tempel auf Kap Sunion. Nach Aegina mit ſeinem Athene-Tempel fährt täglich ein guter Dampfer. Nach Kefiſſia mit ſeinem Platanenſchatten — Eiſenbahn, ſechsmal täglich in der Woche, zehnmal an Sonn- und Feſttagen. Früher koſtete eine Beſteigung des Pentelikon nicht viel weniger als hundert Drachmen; heute vielleicht zehn, denn bis an ſeinen Fuß, bis nach Kefiſſia, fährt die Eiſenbahn, und von Kefiſſia reitet oder geht man in drei Stunden auf den Gipfel und ſieht Marathon und Salamis zu Füßen.

Noch mehr? Ihr wollt nach Eleuſis, um die Ruinen des Myſterien-Tempels zu ſehen? Dreimal täglich fährt ein Eiſenbahnzug in einer Stunde nach Eleuſis. Es klingt ſcheußlich, aber es iſt ſo. — Und wer die Oſtertänze der hübſchen Mädchen von Megara bewundern will, der fährt mit dem Frühſchnellzug in $1\frac{1}{2}$ Stunden hin und kann um 1 Uhr wieder an der Table d'hôte des Hôtels in Athen ſitzen. — —

Dieſe und manche andere „Ausflüge“ hatte ich gemacht, und der Tag des Scheidens von Athen, wenn auch nicht von Griechenland, ſtand bevor. Da holte mein lieber Spiro Lambros mich zu einer Spazierfahrt ab, die nach ſeiner Angabe die Deutſchen, überhaupt die Fremden, faſt niemals machten, und doch ſei am Ziel der Fahrt mehr zu lernen von allerlei guter Wiſſenſchaft, als an manchen berühmteren Orten.

Es war ein Frühlingsmorgen mit jenem überirdiſchen Glanz der attiſchen Ebene, nach dem man ſich aus nordiſchem Nebel noch lange zurückſehnt. Heraklion, beim Volke Arakli, hieß das Ziel, und eine Eiſenbahnſtation war es an der Linie Athen-Laurion, wenige Minuten vor der Station Kefiſſia. Es dauerte keine halbe Stunde, ſo ſtanden wir vor dem Häuschen mit der Aufſchrift „Heraklion“; aber ringsum war nichts von einem Ort

zu ſehen. Ein Beamter wies uns zurecht, denn mein Begleiter war noch nie mit der Eiſenbahn hierher gekommen. „An jenem Schornſtein der Ziegelei vorbei, dann den Hügel hinauf, — es iſt ſehr guter Weg.“

Wir hatten unſere Sonntagsſchuhe an, und es hatte in der Nacht zuvor geregnet. Der „ſehr gute Weg“ hörte nach einigen hundert Schritten auf, und nun ging's über Weinfelder, mit Sprüngen über Gräben, auf echtattiſchem Steingeröll eine halbe Stunde querfeldein. Als wir in Heraklion ankamen, hatten wir Jeder ein anſehnliches Stück der Heimat meines Begleiters an den Stiefelſohlen.

„Heda!“ redet mein deutſchgebildeter Freund Spiro einen der ſich balgenden, blondköpfigen Jungen im Alter von 8 bis 15 Jahren auf Deutſch an, — „kannſt du uns ſagen, wo der Herr Pfarrer wohnt?“

Der Junge ſchüttelt den Kopf und ſagt auf Griechiſch: „Den katalamwáno“ (verſteh nicht).

„Wie heißeſt denn du?“ fragt Spiro Lambros auf Griechiſch.

„Jorjis Kegelmeier.“

„So,“ ſagt Spiro zu mir gewendet, „jetzt wiſſen Sie, was Heraklion iſt. Und hierher gebracht habe ich Sie nicht bloß, damit Sie die ſchönen Berglinien des Pentelikon bewundern, denn das haben vor Ihnen ſchon mehrere Tauſend Deutſche getan und einige Dutzend beſchrieben; — ich wollte Ihnen einmal ein deutſches Dorf in Attika zeigen. Sie wollten ja ſo gern herauskriegen, wie es einſtmals in dem chemiſchen Miſchkolben ausgeſehen, aus welchem wir Neugriechen hervorgegangen ſind. Bitte, ſchauen Sie nur zu; hier ſind die Maſſen noch im Fluß.“

Wir wollten uns beim Herrn Pfarrer anmelden laſſen; aber Jorjis Kegelmeier ſagte uns, der ſei noch in der Kirche. So gingen wir denn einſtweilen in die „deutſche“ Bierbrauerei des Herrn Fix, da wir mit ſo ſchmutzigen Schuhen nicht in die

Kirche gehen konnten. Die sämtlichen Jungen auf dem Spielanger des Dörfchens gaben uns bis zur Tür des kühlen Bierkellers das Geleit. Sie haben dunkle Augen unter den blonden Locken und Wimpern; ihre Gesichter sind auch noch eher nordisch hell, als südlich gelb zu nennen. Mit der Sprache aber ist es seltsam: ihr Ohr ist ganz taub gegen deutsche Laute, ihre Zunge halb lahm für ein deutsches Wort. Und dennoch sind diese Jungen Söhne oder Enkel deutscher Väter! Franziskos Müller, Lukas Setz, Jorjis Kegelmeier heißen sie; aber schon an der Aussprache dieser Namen höre ich, daß es hier mit der Herrschaft der deutschen Sprache als eines lebendigen Dinges vorbei ist.

Der Bierwirt Herr Fix, der angesehenste Bewohner Heraklions, spricht noch vollkommen gutes Bayerndeutsch; aber daneben auch, nach des Herrn Lambros Zeugnis, ebenso vollkommenes Griechisch. Der Name „Fix" hat in Athen guten Klang, denn der „alte Fix", der Vater unseres Wirtes, ist der eigentliche Erfinder der Bierbereitung und des Biertrinkens im attischen Lande. Die früher erwähnte Bierstube von Berniudakis in der Hermesstraße zu Athen verzapft Fix'sches Bier, und daß es so schlecht schmeckt, ist gewiß nicht des deutschen Brauers Schuld, sondern liegt am Klima oder am Bierunverstand der griechischen Schankwirte. Das Bier, welches in Heraklion verzapft wird, schmeckt schon bedeutend heimatlicher, wenn es gleich nicht so gut ist, wie das Bajuwarendeutsch seines Verzapfers.

Was ist Heraklion? Einmal ein Dörfchen von etwa dreißig Häusern; dann eine der schönsten Quellen zum Studium griechischer Volkskunde. Wer in Heraklion gewesen und sich bei den deutschgriechischen Blondköpfen, bei Herrn Fix und beim Herrn Pfarrer Armágos Belehrung geholt hat, der kann das Studium der byzantinischen, fränkischen und venetianischen Chroniken über das griechische Mittelalter und die Lektüre der „Fragmente" des Herrn Professors Jakob Philipp Fallmerayer sparen. Die Frage:

wie ist aus den alten Hellenen durch Mischung und Kreuzung mit den Eroberern Griechenlands das geworden, was jetzt Neugriechen heißt? — kann man am hellen Tage in Heraklion beantworten lernen. Aber man beeile sich! Jedes Jahr ändert die Mischung, und gerade jetzt vollzieht sich eine entscheidende Änderung. · Nicht unmöglich, daß ich der letzte Reisende bin, der Heraklion besucht hat, bevor es gänzlich griechisch geworden.

Also noch einmal: was ist Heraklion? Es ist dasselbe, was viele Dörfer der peloponnesischen Täler zwischen dem 7. und 9. Jahrhundert gewesen sind: eine fremde Kolonie umwohnt von griechischer Urbevölkerung. Im Altertum haben auf diesem Hügel ein Heiligtum des Herakles und ein unbedeutender Ort gestanden. Früh zerstört und verlassen, hat er bis in die 40er Jahre unseres Jahrhunderts hinein öde gelegen, bis die „Eroberung" begann. Bayrische ausgediente Soldaten im rüstigen Mannesalter, die nicht mehr nach der deutschen Heimat zurückkehren wollten, wurden hier vom König Otto mit Land beschenkt. Mit Geldmitteln reichlich versehen, begannen sie die Ansiedelung, bauten Weizen, Korn und Wein, so gut es gehen mochte, und ging es schlecht, so half der dankbare König oder die Königin mit baren Unterstützungen nach. Einige der Ansiedler hatten sich deutsche Frauen aus Athen mitgebracht, die Töchter der mit dem Wittelsbacher nach Athen gezogenen Handwerker. Aber der Eine und Andere war doch an eine Griechin geraten, und damit fing die Zersetzung dieser deutschen Kolonie an.

Die Männer lernten Griechisch von ihren Frauen, nicht umgekehrt die Griechinnen Deutsch. Die Kinder redeten die Sprache der Mütter und lehrten sie die deutschsprechenden Kinder der volldeutschen Ehen. Deutsche Nachbarinnen lernten von den griechischen die Landessprache, und selbst in den deutschen Sprachverkehr zwischen deutschen Gatten mischte sich bald ein oft gehörtes griechisches Wort. Rundum wohnten Griechen, wie noch

heute, in allen Dörfern und Gehöften der attiſchen Ebene. Beim erſten Schritt zum Dorf hinaus hörten die deutſchen Anſiedler Griechiſch.

Auch griechiſche Sitte ſchlich ſich ein. Die bayriſchen Soldaten hatten ſich längſt des heimiſchen Bieres entwöhnt und tranken das harzige Kraſſi mit den Griechen um die Wette, wobei die Bayern ſtets Sieger blieben. Nur die Religion bewahrten ſie; alles übrige ging verloren, und wie lange noch, ſo wird auch das Kirchlein in Heraklion griechiſch geworden ſein. Nachſchub aus der Heimat kam nicht in dieſe abgelegene, wenig fruchtbare Kolonie. Da hätte es wahrlich einer größeren Widerſtandsfähigkeit bedurft, als der ungebildete oder viertelgebildete Deutſche im Ausland meiſt beſitzt, um ſich trotz dem täglichen Verkehr mit Griechen die reine Mutterſprache und deutſche Landesart zu bewahren. So wurde ſchon die nächſte Generation halbgriechiſch; die dritte völlig griechiſch, mit fernen Anklängen an die Abſtammung.

Und das geſchah und geſchieht trotz einer deutſchen Schule! Die Deutſchen des 19. Jahrhunderts haben es wahrhaftig leichter gehabt, ihr Volkstum ſich zu erhalten, als die ſlaviſchen Eroberer Griechenlands im 8. Jahrhundert. Dennoch iſt es den Deutſchen nicht anders ergangen als den Slawen.

Die deutſche Schule in Heraklion! Was konnte ſie der Erhaltung der Sprache nützen, da die Kinder im elterlichen Hauſe und auf der Dorfgaſſe vielfach Griechiſch hörten und nachſprachen? Der erſte deutſche Lehrer fand keinen Nachfolger; ſo nahm man denn ſeine Zuflucht zu dem deutſchen Pfarrer. Bald jedoch fand ſich auch kein deutſcher Pfarrer mehr für dieſes verkrüppelte, verzwitterte Gemeinweſen, und nun war kein Halten weiter. Als vollends vor 25 Jahren König Otto Griechenland verlaſſen mußte, hatte die Schickſalsſtunde des deutſchen Dorfes Heraklion geſchlagen: kein deutſches Auge wachte länger mit Liebe darüber.

Der Pfarrer, den ich bei meinem Beſuch im Mai 1886 in Heraklion antraf, iſt der letzte geweſen, der wenigſtens Deutſch ſprechen konnte. Armágos hieß dieſer letzte treue Hirt des armſeligen Dorfes; ein Grieche von der Inſel Syra, aber römiſch-katholiſch, der ſeine Studien in München gemacht hatte. Er ſpricht gutes Deutſch, hat Liebe für deutſche Art und Litteratur und iſt während vieler Jahre ein aufopfernder Hüter des ihm anvertrauten fremden Menſchengutes geweſen. Mit der Zeit aber war ihm die Laſt eine zu ſchwere geworden. Er fühlte es wie eine heilige Pflicht auf ſich ruhen, dieſer Gemeinde ihr Deutſchtum zu erhalten, und er hat das Wunder vollbracht, als Grieche den Pfleger der deutſchen Sprache zu ſpielen. Es ging nicht länger, und ſo zog er ſich müde zurück von einem rettungslos verlorenen Poſten. Als ich ihn beſuchte, war er im Begriff, ſeine paar Sachen zu packen und die Pfarrei zu verlaſſen. Wir haben uns nach einigen Tagen auf dem Dampfer getroffen, der von Korinth nach Patras und von dort nach Korfu fuhr.

Er hat ſtreng drauf gehalten, daß in der von ihm geleiteten Dorfſchule auch Deutſchleſen zum Stundenplan gehörte. Die Kinder laſen, aber ſie verſtanden nicht mehr. Den Unterricht in deutſcher Grammatik mußte er in griechiſcher Sprache erteilen. In der Kirche geht es ſchon ſeit Jahren ganz griechiſch zu: Die meiſten Frauen ſind ja Griechinnen, und es iſt einem Pfarrer nicht zuzumuten, in einer ſeinem innerſten Herzen doch fremden Sprache zu predigen und Chriſtenlehre zu halten.

Das Klima und der Boden haben das Ihrige getan zur Helleniſirung des kleinen deutſchen Kerns der Kolonie, wie ſie es mit den größeren Anſiedelungen der Slawen vor tauſend Jahren getan haben. Wer auf griechiſcher, zumal auf attiſcher Erde leben will vom Ertrage der Scholle, der muß ein Grieche werden. Hier gedeiht kein Deutſcher mit hohen Anſprüchen an das Leben. Raſtloſe Arbeit, mehr als das Klima zuläßt, — oder völlige

Bedürfnisloſigkeit. Zwiſchen dieſen beiden harten Mühlſteinen iſt das deutſche Weſen ebenſo erbarmungslos zermahlen worden, wie einſt das ſlawiſche.

Mit Wehmut bin ich von Heraklion geſchieden, aber auch mit Dankgefühl. Mit Wehmut: denn wenn es auch nur 30 oder 40 Deutſche waren, die hier auf fremder Erde verdorben und geſtorben, oder einem anderen Stamm anheimgefallen ſind, — es waren Deutſche, und beſſer wäre es geweſen, ſie ſäßen jetzt in Straubing oder Freiſing, als auf dieſem ſteinigen Anger, wo ſie durch Fieber und Armut doch zu Grunde gehen müſſen. — Mit Dankgefühl aber, weil mich dieſer verſprengte Volksſplitter gelehrt hat, was ich ſo gern wiſſen wollte, aber aus gelehrten und ungelehrten Werken über Griechenland nicht hatte lernen können: das Geheimnis der Erhaltung des griechiſchen Volkes.

Den Griechen iſt ihr nationales Daſein im 19. Jahrhundert wirklich recht ſauer gemacht worden. Bis zu ihrem Freiheitskriege von 1821—1828 hatte man ſich in Weſteuropa um ſie nicht mehr gekümmert, als um die Chineſen und Japaner. Sie waren Rajahs der Osmanen, und es ging die Rede von ihnen, ſie ſprächen noch Griechiſch, allerdings „ein barbariſches Griechiſch, mit mehr türkiſchen, italieniſchen, albaneſiſchen, ſlawiſchen Beſtandteilen als griechiſchen“, — eine Art grammatikloſer, wüſter lingua franca. In Bezug auf die Sprache des griechiſchen Volkes iſt dieſer Aberglaube noch heute bei recht vielen gebildeten Leuten verbreitet, ſogar bei klaſſiſchen Philologen.

Dann kam der Freiheitskrieg mit ſeinen Gräueln und ſeiner Glorie. Erſtaunt horchte Europa auf die Kunde von Heldentaten, die ſich nur mit den Kämpfen der alten Hellenen bei Salamis und Platää, bei den Thermopylen und Chäronea vergleichen ließen. Ein Todesmut wie der des Häufleins unter

Diakos bei den Thermopylen, wie der bei der Belagerung von Meſſolongi erinnerte an das Größte, was man auf der Schulbank über antikes Heldentum gelernt hatte. Es entſtand die Begeiſterung des Philhellenismus, eines der ſchönſten Ruhmesblätter in der Geſchichte der europäiſchen Menſchheit. Gleichviel, ob voll berechtigt oder nicht, — jener ſtürmiſche Pulsſchlag des tatkräftigen Mitgefühls, der damals durch ganz Europa bebte, iſt ſeitdem nie wieder für eine gemeinſame Idee der Kulturwelt wach geworden. Dichter und Krieger des Abendlandes haben am Kampf der Hellenen gegen die Barbaren mit dem Lied und mit dem Leben teilgenommen. So mochte es zur Zeit der Kreuzzüge geweſen ſein. Niemand zweifelte damals daran, daß der Kampf für die Freiheit der Abkommen der Hellenen gekämpft wurde, und Niemand fürchtete damals, ſich lächerlich zu machen, wenn er in Diakos, Kanaris, Miaulis, Markos Botſaris heldenhafte Landsleute des Leonidas, Themiſtokles, Epaminondas, Philopömen erblickte: denn mehr als den Tod für ihr Vaterland in ungleichem Kampfe hatten auch die Helden des Altertums nicht gewagt, noch erlitten.

Griechenland wurde frei; nicht *ganz* Griechenland, wie auch heute noch nicht, — aber doch ein gutes zuſammenhängendes Stück. Da geſchah etwas, worüber unſere Väter, die Philhellenen der 20er Jahre, ſich höchlich verwunderten. Nicht darüber, daß während des langen Krieges ſich kein vaterlandsverräteriſcher Ephialtes gefunden, wie einſt in den Thermopylen. Nicht, daß trotz mehr als tauſendjähriger Knechtſchaft, zuletzt 370 Jahre unter dem grauſamen Joch der Feinde der Chriſtenheit, jenes kleine, verlaſſene Volk ſeinen Glauben, ſeine Sprache, ſeine Erinnerungen treu bewahrt und noch dazu etwas erzeugt hatte, was es in alten Zeiten nie beſeſſen: *das Gefühl eines gemeinſamen helleniſchen Vaterlandes*, die ſchönſte Errungenſchaft des neugriechiſchen Volkes.

Nein, nicht darüber. Wohl aber verwunderten und grämten ſich unſere idealiſtiſchen Väter, daß die aus der entſetzlichſten Knechtſchaft, aus Blut und Trümmern ſich elendiglich erhebende Nation der Neugriechen nicht flugs eine Kammer voll Ariſtideſſen und Phokionen, keinen einzigen Perikles, keinen Phidias, Iktinos noch Lyſippos, keinen Sophokles oder auch nur Euripides hervorbringen wollte!

Welch eine Enttäuſchung für das kluge Europa! Man hatte es ſo väterlich gut mit dem geliebten Schoßkind gemeint. Zwar hatte man ihm nicht die völlig griechiſchen Provinzen zugeſprochen, deren erzwungenes Verharren unter türkiſchem Joch die unverſiegbare Quelle neuer Unruhen, neuer Kriege auf der Balkanhalbinſel werden mußte und bis heute geblieben iſt. Dafür aber hatte man dem gänzlich verarmten Lande einige Millionen geliehen, von denen es nur die Hälfte wirklich bekam, die es aber im vollen Betrage mit 8 Prozent den europäiſchen Menſchenfreunden verzinſen mußte. Und um das Maß weiſer Fürſorge voll zu machen: ein unmündiger Knabe wurde aus der Fremde dem ſtürmiſch bewegten Lande zum König geſetzt, und bayriſche Beamte und Soldaten, der Sprache und Landesart vollkommen unkundig, wurden als Hüter der Ordnung und des Friedens hingeſandt, natürlich auf Koſten Griechenlands. Und trotz all jener erſtaunlichen Fürſorge wollte Neuhellas noch immer kein europäiſcher Muſterſtaat werden! Welche Verkommenheit! Welcher Undank gegen Europa! —

Endlich kam die enttäuſchte Welt hinter das Geheimnis. Ein deutſcher Profeſſor hob den Schleier, — und was fand er? Es muß etwas Unerhörtes geweſen ſein, denn unerhört war der Lärm, den die glorioſe Entdeckung zunächſt im gelehrten Deutſchland, dann in der gebildeten Welt Europas machte.

Er fand —. Doch zuerſt ein Wort über den Finder. Er iſt in dieſen Blättern ſchon mehrfach genannt worden und jedes-

mal mit wenig Freundlichkeit, wie ich bekenne. Jakob Philipp Fallmerayer (geboren in Brixen 1791, gestorben in München 1861) heißt der Finder und galt für einen gelehrten Professor, hat viele Sprachen des Abend- und Morgenlandes gewußt, — darunter manche sehr oberflächlich, ohne das zu ahnen, — und ist ein durch und durch vornehmer, ehrenwerter, deutschpatriotischer Mann gewesen. Außerdem einer der glänzendsten Prosaschreiber, deren das an solchen nicht übermäßig reiche Deutschland sich rühmen kann. Ein Stilist nicht unebenbürtig Lessing, an Witzfunkelei mit Heine zu vergleichen; ein Schriftsteller, von dem ich bedaure, daß er zu den nichtmehrgelesenen gehört. Denn dazu gehört er, trotz dem ungeheuren Aufsehen, welches vor 50 Jahren seine sogenannte „Geschichte der Halbinsel Morea im Mittelalter", vor 40 seine „Fragmente aus dem Orient" machten. Eine vor 10 Jahren erschienene zweite Auflage des letzteren Werkes ist bis jetzt unverkauft geblieben.

Fallmerayer hatte das Unglück, in einer Zeit groß geworden zu sein, wo man an die Möglichkeit glaubte, ethnologische Fragen mit Bücherstellen beantworten zu können. Daß persönliche Einflüsse bei seiner Haltung in der Frage der Abstammung der Griechen mitgespielt haben, will ich so bestimmt wie möglich zurückweisen. Seine griechischen Widersacher haben, anstatt sich auf die leichte wissenschaftliche Widerlegung zu beschränken, — sie haben ihn, in erklärlichem Groll, der Soldschreiberei im Dienste Rußlands beschuldigt! Auch ohne die vielen Beweise von Fallmerayers Ehrlichkeit und deutschprofessoraler Anspruchslosigkeit kann man sich durch die Lektüre seiner Schriften vom Gegenteil überzeugen. Es haben in dem Deutschland der 40er und 50er Jahre nicht viele Schriftsteller so rücksichtslos, so ingrimmig gegen Zarentum und Moskowitertum gedonnert, wie gerade der „berühmte Fragmentist", — unter welchem Beinamen Fallmerayer in deutschen Litteraturgeschichten erwähnt wird.

Das ist der Finder, und nun sein Fund! — Im zweiten Buche der Schrift des byzantinischen Kaisers Konstantinus Porfirogenitus „De Thematibus“*), im dritten Bande der Bonner Ausgabe, Seite 53, steht das Todeswort der hellenischen Nationalität der Neugriechen, — so meinte Herr Fallmerayer und fand natürlich zahllose Gläubige. „Natürlich“ deshalb, weil die Menge der Gebildeten — und nun erst der Ungebildeten — einen heillosen Respekt hat vor einem deutschen Professor, zumal vor einem, der mit einem griechischen Zitat aus einem so ehrwürdigen, wenn auch sonst ganz unbekannten Buche, noch dazu dem eines Kaisers von Byzanz, anrückt.

Herr Fallmerayer war zwar noch niemals im Peloponnes gewesen, ist auch nachmals nie hingereist; aber für ihn stand es fest: ganz Griechenland ist im Laufe des Mittelalters „slawisirt“ worden; kein Tropfen echthellenischen Blutes fließt in den Adern der Neugriechen.

Ob die Peloponnesier slawische Gesichter hätten oder nicht, das wußte er nicht. Um ihre Sitten, ihre Mythologie kümmerte er sich nicht. Wäre nur die Sprache, die böse griechische Sprache nicht gewesen! Um die ist der aalglatte, in allen Künsten witziger Sophisterei wohlbewanderte Jesuitenzögling niemals herumgekommen. Diesen untrüglichsten Zeugen der hellenischen Abstammung der Griechen hat der gelehrte Professor nicht der Lüge zeihen können. Er fand sich damit ab, indem er drei, ganze drei! — „Ähnlichkeiten“ der neugriechischen Sprache mit den slawischen behauptete: 1) Neugriechisch neige zu Verkleinerungswörtern, — Slawisch gleichfalls; 2) Neugriechisch habe keinen Infinitiv; Slawisch habe zwar einen, aber Neugriechisch sage statt des Infinivs: „Ich kann nicht arbeiten“ — „Ich kann nicht, daß ich arbeite“,

*) Themata hießen zur Byzantinerzeit die Provinzen des oströmischen Kaiserreichs; Hellas war eines dieser Themata.

und etwas Ähnliches finde ſich auch irgendwo im Slawiſchen. Endlich: 3) das Neugriechiſche habe einen Buchſtaben zur Ortsbezeichnung, nämlich ein vorgeſchlagenes 's (z. B. in „'s tus stilus", bei, oder zu den Säulen); — das Slawiſche habe eine örtliche Präpoſition is oder iz oder z.

Daß die erwachſenen Gelehrten Deutſchlands ſich dazu hergegeben haben, dieſen unreifen Gallimathias gelehrt zu widerlegen, iſt unbegreiflich.

Jeder Primaner konnte Herrn Fallmerayer darauf erwidern: 1) Die meiſten neueren Sprachen Europas neigen zu Verkleinerungswörtern, ſo das Italieniſche, Spaniſche; die meiſten deutſchen Dialekte, obenan das Schwäbiſche und Allemanniſche. Außerdem finden ſich im volkstümlichen Altgriechiſch, beſonders bei Ariſtophanes, ſchon die meiſten der Verkleinerungsſilben, welche Herrn Fallmerayer im Neugriechiſchen ſo ſonderbar ſlawiſch vorkommen. — 2) Daß Neugriechiſch ſich des Hochgenuſſes eines Infinitivs nicht erfreut, iſt zwar bedauerlich, muß aber mit Würde hingenommen werden, zumal da die Ausdrucksweiſe: „Ich kann nicht, daß ich arbeite" ſich ſchon mehrfach im Neuen Teſtament findet, alſo zu einer Zeit, wo in Griechenland wohl noch keine Slawen ſaßen! — 3) Wer das 's vor neugriechiſchen Ortsnamen für ſlawiſch hält, der leidet an einer Unwiſſenheit im Griechiſchen, die einem deutſchen Profeſſor ſehr übel anſteht. Selbſtverſtändlich iſt das 's nichts als die Abkürzung des urgriechiſchen εἰς (is), einer Präpoſition, die ſchon gebildeten Quartanern bekannt zu ſein pflegt. Auch hätte Fallmerayer, wenn er es gewollt hätte, wohl wiſſen können, daß das S in „Stambul", wie das ganze Wort „Stambul", griechiſch iſt.

Es iſt Herrn Fallmerayer und ſeinen Anhängern niemals gelungen, den Schimmer einer faßbaren Erklärung des merkwürdigen Umſtandes zu liefern, daß in dem angeblich ganz und gar ſlawiſirten Griechenland nirgends Slawiſch, überall

nur Griechiſch geſprochen wird. Es blieb ihm nichts als die bewußte „Stelle“ bei dem bewußten Byzantinerkaiſer und einige ſlawiſch klingende Ortsnamen.

Der freundliche Leſer, der auf jene „Stelle“ mit Recht ſchon geſpannt iſt, wolle ſich noch ein wenig gedulden. Es erſcheint zweckmäßiger, erſt mit den „ſlawiſchen Ortsnamen“ fertig zu werden. — Kein Menſch leugnet, daß zu wiederholten Malen zwiſchen dem 6. und 9. Jahrhundert einzelne Horden ſlawiſcher Eroberer in Griechenland eingebrochen ſind und viele früher helleniſche Ortſchaften beſetzt oder neue gegründet haben, denen ſie ſlawiſche Namen gaben. Dieſe Ortſchaften, überwiegend in den Ebenen des Binnenlandes gelegen, ſind nach der Austreibung der Slawen im Anfang des 9. Jahrhunderts durch die aus den Bergen, aus den Hafenſtädten und von den Inſeln zurückſtrömenden, geflohenen Griechen beſetzt worden. Die ſlawiſchen Namen, welche eine helleniſche Zunge ſprechen konnte, wurden beibehalten; die anderen wurden helleniſirt. Für eine Stammesveränderung aber des griechiſchen Volkes beweiſen jene Ortsnamen garnichts. Sie beweiſen nur, daß einmal Slawen hier und da in Griechenland gewohnt haben, aber wieder verſchwunden ſind, ohne eine andere Spur ihres Weſens, beſonders ihrer Sprache zurückzulaſſen.

Wenn ſich im Peloponnes Ortsnamen wie Werwitſa, Andritſena, Tripolitſa, Arachowa finden, ſo hat man zunächſt zu unterſuchen: ſind dieſe ſlawiſch klingenden Namen wirklich ſlawiſch? Die Endungen itsa oder itsi beweiſen für das Slawiſche nichts: ſie ſind oft aus guthelleniſchem itia (itja) oder itjon (verkürzt in itji) entſtanden. Aber auch die reinſlawiſch befundenen Ortsnamen beweiſen nichts für die Nationalität der jetzigen Bewohner. Wir wiſſen, daß die Slawen nach der vernichtenden Schlacht bei Patras (807) aus dem Peloponnes zu entweichen begannen; wir wiſſen, daß von dann ab ein ſtarkes Zurückſtrömen der Griechen von den ganz helleniſch gebliebenen Inſeln ſtattfand.

Und da ſollen wir an einer von Griechen bewohnten Stadt Arachowa oder Andritſena uns ſtoßen, wir, die wir in Deutſchland allenthalben gutdeutſche Städte mit ſlawiſchen Namen beſitzen?!

Wenn ſlawiſche Ortsnamen mehr beweiſen, als daß an den Orten irgend einmal Slawen geſeſſen haben, dann iſt ſo ziemlich ganz Nord- und Oſtdeutſchland ſlawiſch. Man denke an die ſlawiſchen Namen von Berlin, Potsdam, Brandenburg, Stettin, Danzig, Breslau, Dresden, Leipzig, Strelitz. Ja, ſogar der Name Preußen iſt ein ſlawiſcher. Sollte alſo wirklich ſelbſt das Wort Morea ſlawiſch ſein, was noch ſehr zweifelhaft iſt, ſo wäre auch damit für die Nationalität der Moraïten garnichts bewieſen. Wie viele Ortsnamen in Weſt- und Süddeutſchland ſind römiſchen Urſpruugs! Wie viele engliſche Städtenamen urſprünglich römiſch! — Was hat denn überhaupt das Blut der Bewohner eines Landes mit deſſen Ortsnamen zu tun?!

Der Fallmerayerſchen Auffaſſung ethnologiſcher Verhältniſſe lag, trotz der Gelehrſamkeit des Verfaſſers, eine heutzutage unglaubliche Unwiſſenheit, ja Unlogik zu Grunde. „Morea“ iſt wahrſcheinlich ein ſlawiſches Wort, — ergo ſind alle Moraïten heute Slawen. So und nicht um ein Deut beſſer hat jener Profeſſor gefolgert. Man ſieht: weder Gelehrſamkeit noch Geiſtreichigkeit ſchützen vor dem, was man grob aber richtig doch nur als Dummheit bezeichnen kann. So hart es klingen mag, — die Überzeugung habe ich durch das genaue Studium der Fallmerayerſchen Schriften gewonnen: es hat ſelten einen im ſchärfſten Wortſinn dümmeren, unwiſſenſchaftlicheren Mann von Witz und Gelehrſamkeit gegeben, als Fallmerayer. Wehe dem Ethnologen, der ſeine Methode befolgt!

Und nun das berühmte kaiſerliche Zitat aus dem Buche des

Konſtantinus Porfirogenitus. Es lautet in genauer Überſetzung, nicht in der von Fallmerayer zu ſeinem Zweck gefä—rbten:

„Später aber, nach der Beſiegung der Makedonier durch die Römer, kamen ganz Hellas und der Peloponnes unter das Netz der Römerherrſchaft, ſodaß ſie aus Freien zu Unterjochten wurden. Um die Zeit ferner, da unter der Regirung des Konſtantinus mit dem Beinamen des „Miſtigen“ (Kopronymus) der Peſttod den ganzen Erdkreis entvölkerte, kam das ganze flache Land unter das Joch der Slawen.“

Die letzten geſperrten Worte ſind die einzige Waffe in Fallmerayers Hand geweſen gegen das Hellenentum der Griechenland bewohnenden, Griechiſch redenden, unſlawiſch ausſehenden Menſchen griechiſcher Sitte und griechiſchen Volksglaubens!

Man brauchte eigentlich angeſichts eines Griechiſch redenden Volkes kaum den Beweis zu führen, daß es ein griechiſches, kein ſlawiſches iſt; der Beweis läge vielmehr den Gegnern ob. Indeſſen: das Daſein eines griechiſchen Volkes in Griechenland mit völlig reiner griechiſcher Sprache iſt etwas ſo Wunderbares, faſt Unheimliches, daß man nichts Überflüſſiges begeht, wenn man auch die letzte Spur der Slawen-Theorie ausrottet.

Die große Autorität für Fallmerayer, der Kaiſer Konſtantinus Porfirogenitus, hat das Szepter in Byzanz geführt von 912 bis 959. Er war ſeiner Abſtammung nach ſelbſt ein Slawe, hatte alſo ein begreifliches Intereſſe daran, die Bedeutung der Slawenherrſchaft über Hellas hervorzuheben. Als Geſchichtſchreiber gilt er der ernſten Kritik nicht viel; die beiden beſten Hiſtoriker des mittelalterlichen Griechenlands, Hopf und Hertzberg, haben dem kaiſerlichen Schriftſteller arge Ungenauigkeiten und, mit Reſpekt zu ſagen, Lüderlichkeiten in ſeinen Ortsangaben nachgewieſen. Trotzdem hat ſelbſt jener Skawenkaiſer in der berühmten Stelle weiter nichts geſagt, als daß das flache

Land unter ſlawiſche Botmäßigkeit geriet*), und das kann ihm unbedenklich zugeſtanden werden.

Daß aber irgendwelches Zeugnis des Porfirogenitus, ſelbſt wenn es anders lautete, nicht viel beſagen würde, geht daraus hervor: er iſt ja durchaus kein Augenzeuge der von ihm berichteten ſlawiſchen Eroberung geweſen, denn der „Miſtkaiſer“ Konſtantinus, unter welchem die Peſt und die Eroberung Griechenland heimſuchten, hat regirt von 741 bis 775. Im Jahre 807 aber, mehr als 100 Jahre vor des Porfirogenitus Tronbeſteigung, hatten die frechgewordenen Slawen ihre Niederlage bei Patras erlitten. Eine nahezu unumſchränkte Herrſchaft haben ſie in den Tälern des Peloponnes nur geübt von 750 bis 807. Nach ihrer Entweichung wurde Hellas wieder griechiſch, wie es geweſen; einige ſlawiſche Ortsnamen blieben zurück, ſonſt keine Spur ihres Daſeins.

Welche kindliche Anſchauung muß Fallmerayer von der Art gehabt haben, wie unterjochte und unterjochende Völker ſich zu einander verhalten! Welche unbegreifliche Blindheit gegen Dutzende allbekannter geſchichtlicher Beiſpiele! Man kann geradezu behaupten: eine ethnologiſche Umwandlung oder gar Vernichtung eines Volkes durch das andere iſt überhaupt nur möglich durch ſchonungsloſe Abſchlachtung. Geſchieht dieſe nicht, ſo kann eine Vermiſchung eintreten, bei der je nach dem Zahlenverhältnis, je nach dem Kulturzuſtande die Eroberer oder die Eroberten die ethnologiſche Herrſchaft behaupten. Ein Volk kann ſogar ſeine Sprache einbüßen, ohne ſeine Stammesart gänzlich aufzugeben.

*) Im Text: ἐσθλαβώθη δὲ πᾶσα ἡ χώρα. — Der Sprachgebrauch von χώρα für „flaches Land“ im Gegenſatz zu Städten und Bergen, — und der von σθλαβώνομαι für „von Slawen erobert werden“ ſteht ebenſo feſt, wie der von τουρκεύω für „den Türken gehören“. Beide Wörter ſagen nichts über die Nationalität der von den Slawen oder Türken unterjochten Länder.

So glaubt, trotz der romaniſchen Sprache der Rumänen, heute kein Ethnologe mehr, daß ſie römiſcher Abſtammung ſind, ſo wenig wie es die Spanier oder die Franzoſen ſind. — Aber kein Fall in der Weltgeſchichte iſt bekannt geworden, in welchem Eroberer ein beſiegtes Volk ausgerottet, dagegen deſſen Sprache und Sitten unter vollkommener Preisgebung der eigenen angenommen haben.

Die Griechen von heute für Slawen auszugeben, iſt nur dann möglich, wenn man folgende Opfer des Verſtandes bringen will. Erſtens: Die von 750 bis 807 in Griechenland herrſchenden Slawen haben alle oder die meiſten Griechen abgeſchlachtet. — Zweitens: Nachdem das geſchehen, haben ſie in dieſen 57 Jahren ihre ſlawiſche Sprache, ihre ganze ſlawiſche Eigenart mit Stumpf und Stiel verloren. — Drittens: Als die Slawen nach der Schlacht bei Patras im Jahre 807 wieder aus Hellas vertrieben wurden, ſind ſie — dennoch in Hellas geblieben. — Viertens: Auch die zahlloſen Griechen, die nach der Vertreibung der Slawen von den Inſeln, aus Byzanz und Kleinaſien nach Griechenland zurückſtrömten, hatten nichts Eiligeres zu tun, als ſofort Slawen zu werden, immer unter Beibehaltung ihrer Sprache und Sitten! —

Wer dieſe Opfer des Verſtandes bringt, mag an ein ſlawiſches Griechenland glauben. Der neueſte Kulturhiſtoriker Herr Heinrich Vierordt z. B. hat dieſe Opfer gebracht, denn er nennt die Griechen: „Gallomane Slawen“. — Wer mit ſeinem bischen Verſtand ſo opferwillig umgeht, der wird auch keine Schwierigkeiten haben, die Bewohner Nord- und Oſtdeutſchlands für Slawen zu erklären. Faſt alle Ortsnamen und Provinznamen, zahlloſe Perſonennamen in jenen gutgermaniſchen Landen ſind ſlawiſch. Auch hat ſich eine ſtattliche Menge ſlawiſcher Fremdwörter in das Deutſche eingeſchlichen. Daß dort Slawen Jahrhundertelang geſeſſen, daß die deutſche Reichshauptſtadt ſelber einſt ein ſlawiſches

Fiſcherdorf geweſen, weiß jedes Kind. Und jene deutſchen Länder können für ihr Deutſchtum nicht einmal anführen, daß ſie ſchon vor der Slawenherrſchaft von Deutſchen bewohnt geweſen, wie Griechenland von Griechen bis zum Einbruch der Slawen.

200 Jahre lang hat England unter dem Joche der Römer gelebt. Iſt es römiſch geworden? — 222 Jahre iſt Elſaß in den Händen der Franzoſen geweſen. Iſt es franzöſiſch geworden? Angenommen ſelbſt, in Elſaß wäre die franzöſiſche Sprache vorherrſchend geworden, — würde man berechtigt ſein, die Elſäſſer darum dem Stamme nach für franzöſiſch zu erklären? — Wie lange hat Schleswig-Holſtein das Joch der Dänen getragen, auch ſprachlich, und iſt dennoch deutſch geblieben! Die Eroberung Englands durch die Normannen iſt gewiß politiſch ſo vollſtändig und dauernd geweſen, wie möglich; auch tiefe ſprachliche Spuren haben die normanniſchen Franzoſen in dem angelſächſiſchen Engliſch zurückgelaſſen. Wem aber fällt es vernünftiger Weiſe ein, die Engländer für eine romaniſche Nation zu erklären? Und da kommt man auf die Tollhäuslerei, das griechiſche Volk, in welchem ſich außer wenigen Ortsnamen auch nicht eine Spur von ſprachlichem oder ſonſtigem Slawentum nachweiſen läßt, dagegen das Griechentum in allem und jedem, — für ein Volk von Slawen zu halten! Und dieſer Unſinn verdankt ſeine Verbreitung einem deutſchen Profeſſor, der in ſeiner Eigenſchaft als Deutſcher und als Profeſſor den gedoppelten Heiligenſchein der Wiſſenſchaftlichkeit beſitzt! —

Einen ebenbürtigen Geiſtesgenoſſen hat Fallmerayer nur noch in jenem franzöſiſchen Profeſſor Quatrefages gefunden, der die Bevölkerung des Königreichs Preußen für ein ſlawiſch-finniſch-tatariſches Gemiſch ausgab. So töricht wie Fallmerayers Gründe waren übrigens die Quatrefages' nicht, wiewohl töricht genug.

Einzig wie die allſeitige Kulturblüte der Griechen im Altertum, — ſo einzig ſteht die Erhaltung ihres nationalen und ſprach-

lichen Daſeins da. Welches zweite Kulturvolk der Erde hat trotz der ſchwerſten Schickſalsſchläge, trotz wiederholter Unterjochung und Überflutung durch erobernde Völker ſeine Sprache ſo treu bewahrt, wie das griechiſche? Etwa die Juden, die man ſo ſehr mit Unrecht das unzerſtörbare Volk nennt? Ihr Blut iſt faſt ungemiſcht geblieben; doch wo iſt ihre Sprache? Das wahre Geiſtesblut aber eines Volkes, ſein „Ichor", wie Homer das Götterblut nennt, iſt einzig ſeine Sprache. Und wenn alle Chronikenſchreiber des Byzantinerreichs mit ihren Schmökern aufſtänden gegen das helleniſche Volkstum der Bewohner Griechenlands, — die griechiſche Sprache würde ſie Alle Lügen ſtrafen. Da aber auch jene Chroniken nichts ausſagen gegen das Hellenentum, ſo haben wohl die Recht, welche behaupten: in Griechenland wohnen die Abkömmlinge der alten Hellenen, gemiſcht mit einigen Slawen und ziemlich vielen Albaneſen. Aber ſo gemiſcht, daß Griechenblut, beſonders aber Griechenſprache und Griechenſitte herrſchend geblieben ſind.

Ja, wenn die Sprache nicht wäre! Wenn Griechiſch wirklich „ein Gemiſch aus allen Sprachen des Orients und des Occidents mit einigem Helleniſch" vorſtellte! Wie ſteht es aber in Wahrheit mit dem Griechiſchen Neugriechenlands? So, daß wenn Plato, wenn Demoſthenes, wenn Ariſtophanes aufſtänden und mit einem Bauern in den Bergen Arkadiens oder Lakoniens ſprächen, ſie ihren neugriechiſchen Landsmann ohne große Schwierigkeit verſtehen würden. Vielleicht der Bauer nicht ganz die Sprache des Plato, des Demoſthenes, des Ariſtophanes, aber doch das Meiſte davon.

Ernſt Curtius, in griechiſchen Dingen eine andere Autorität als alle Fallmerayer der Erde, ſagt in ſeinem Aufſatz: „Das Neugriechiſche in ſeiner Bedeutung für das Altgriechiſche" auf Grund ſeiner vollkommenen Kenntnis beider Sprachſtufen: „Mit Ausnahme einiger Grenzpunkte des griechiſchen Sprach-

gebiets (wie z. B. der Joniſchen Inſeln), ſpricht auch der geringſte Grieche reingriechiſch.“ Iſt das klar genug? Auch „der geringſte Grieche“, nicht etwa der durch die Schule gelaufene Grieche. Ernſt Curtius hat jene Worte vor 30 Jahren geſchrieben — ich habe noch heute an jenem Urteil nichts zu ändern gefunden; und ich habe mit vielen ſehr „geringen“ Griechen Tagelang verkehrt.

Das Neugriechiſche iſt nicht nur kein barbariſches Gemiſch; es iſt vielmehr, nach meiner beſcheidenen Kenntnis fremder Sprachen, die am allerwenigſten mit fremden Beſtandteilen gemiſchte Sprache. Nicht den tauſendſten Teil der Fremdwörterzahl des Deutſchen weiſt das Neugriechiſche auf. — Wo ich hier von Neugriechiſch rede, meine ich ſtets die unverdorbene, durch keine Helleniſirungsverſuche „veredelte“, ſchöne Sprache der griechiſchen Bauern; eine Sprache, die übrigens die allgemein herrſchende genannt werden darf, denn das Kunſtbutter-Griechiſch der neugriechiſchen Zeitungen und Bücher iſt eine tote, von Keinem geſprochene Sprache. Sie lebt nur in der Tinte und in der Druckerſchwärze; beginnt allerdings leider jetzt auch in die Schulen einzudringen.

Wahrhaft unheimlich iſt die Zähigkeit dieſes merkwürdigen Volkes, am unheimlichſten die Unzerſtörbarkeit ſeiner Sprache. Zwiſchen der Sprache Homers und der Xenophons iſt ein faſt ſo großer Unterſchied wie zwiſchen der Redeweiſe Xenophons und der eines beliebigen peloponneſiſchen Bauern. Dabei iſt es mehr als fraglich, ob Xenophon und ſeine Zeitgenoſſen auch wirklich ſo geſprochen haben, wie geſchrieben. Es hat ſicher zu allen Zeiten neben der Tribünen- und Bücherſprache eine Familienſprache und Marktſprache gegeben, deren Abweichung von der heutigen Umgangsſprache eine ſehr kleine geweſen ſein dürfte.

Das Griechiſche hat einige Fremdwörter aufgenommen. Es wäre unnatürlich, wenn die tauſendjährige Fremdherrſchaft der

Slawen, Franken, Italiener, Türken gar keine ſprachliche Wirkung geübt hätte. Es giebt ein Halbdutzend altfranzöſiſcher, vielleicht ein Dutzend italieniſcher und zwei Dutzend türkiſcher Fremdwörter im Griechiſchen; ihre Zahl nimmt fortwährend ab und wird unter dem in dieſer Hinſicht lobenswerten Streben der Schule bald auf ein Nichts zuſammengeſchrumpft ſein.

Nirgends aber zeigt ſich ein Einfluß fremder Sprachen auf den grammatiſchen Bau des Neugriechiſchen. Wo es in der Grammatik vom Altgriechiſchen abweicht, da läßt ſich nachweiſen, daß Anſätze zu der Abweichung ſchon bei den klaſſiſchen oder nachklaſſiſchen Schriftſtellern vorkommen.

Der richtigen Beurteilung der neugriechiſchen Sprache ſteht ein ſehr allgemein verbreitetes Vorurteil, auch bei gebildeten Philologen, im Wege. Man vergleicht nämlich das Neugriechiſche meiſtens mit einem Dialekt des Altgriechiſchen, von dem jenes garnicht herſtammt, und ſagt dann ſtolz: Seht, wie abweichend iſt doch das Neugriechiſche vom Altgriechiſchen! Unter „Altgriechiſch“ verſtehen nämlich die Philologen im großen und ganzen nur das Altattiſche, und wo das Neugriechiſche vom Altattiſchen abweicht, da wird es der barbariſchen Verderbtheit bezichtigt. Das Altattiſche war aber keineswegs die Sprache des geſamten Althellas; es war die Schriftſprache der attiſchen Schriftſteller. Ob auch die des attiſchen Volkes? — wer will das ſagen bei den mangelhaften Überreſten altgriechiſcher Volksſprache überhaupt! Attika iſt ein ſehr kleines Stück von Hellas, nicht größer als mancher „Kreis“ Preußens. Außerhalb Attikas wurde wenig Attiſch geſprochen, überwiegend Äoliſch-Doriſch; und da die Neugriechen nicht von den Altattikern allein, ſondern in der Mehrzahl von den Äolo-Doriern abſtammen, ſo muß auch das Neugriechiſche nicht mit dem Altattiſchen, ſondern mit dem alten Äolo-Doriſchen, und zwar mit deſſen Volksſprache, nicht mit der des Alkäus und der Sappho, verglichen werden.

Wer Neugriechiſch mit Altattiſch vergleicht, begeht eine wiſſenſchaftliche Torheit.

Halten wir dies feſt, ſo muß der völlig helleniſche Charakter des Neugriechiſchen unſere Bewunderung erregen. Welche unverwüſtliche Kraft muß dieſe griechiſche Sprache, welche zähe Abneigung muß das griechiſche Volk gegen alles Fremde beſeſſen haben, wenn es wohl einige Fremdwörter, aber keine lautliche oder grammatiſche Eigentümlichkeit von den fremdſprachlichen Eroberern annahm! Vollends von den Slawen kaum einige Fremdwörter. Der größte Kenner der ſlawiſchen Sprachen, Franz Miklosich, hat zugeben müſſen, daß von einem lautlichen, formalen oder ſyntaktiſchen Einfluß des Slawiſchen aufs Neugriechiſche keine Rede ſein könne. Er iſt deshalb auch der entſchiedenſte Gegner Fallmerayers geweſen, er der Slawe! An unzweifelhaft ſlawiſchen Wörtern hat Miklosich im Neugriechiſchen nur acht nachgewieſen; einige derſelben ſind inzwiſchen als griechiſchen Urſprungs erkannt worden.

Dabei iſt zu bedenken, daß die ſlawiſchen Völker keineswegs zu denen mit ſchwächlichem Sprachgefühl gehören. Sie nehmen es hierin mit den Griechen beinahe auf. Die ſlawiſchen Ureinwohner Rußlands haben die erobernden Tataren, die heutigen Beherrſcher Rußlands, ſprachlich ſlawiſirt. Die Polen haben bis jetzt in Rußland, Öſtreich und Preußen allen Verſuchen ſiegreich widerſtanden, ihnen ihre Sprache zu rauben. Das Slawiſche hält ſich tapfer in Oberſchleſien; es verſchwindet nur langſam im Spreewald, eine Eiſenbahnſtunde von Berlin; und in meiner geliebten Heimatprovinz Pommern widerſtehen die kaſſubiſchen Sprachinſeln hartnäckig der Überflutung durch die deutſche Sprache, trotz Schule und Militärdienſt.

Auch ſprachliche Eroberungen in fremden Ländern haben die Slawen gemacht. Die Bulgaren, urſprünglich ein ugrofinniſches Volk, ſind durch ſlawiſche Bezwinger vollkommen ſlawiſirt

worden. Nur an der Granithärte des griechiſchen Volkstums iſt der Anſturm der ſlawiſchen Horden abgeprallt, ohne auch nur ein Splitterchen davon abzuſchlagen.

Ja man kann den lautlichen Charakter des Neugriechiſchen eigentlich kaum beſſer bezeichnen, als durch die Hervorhebung des merkwürdigen Umſtandes: *das Neugriechiſche entbehrt aller Laute, die den ſlawiſchen Sprachen vorzugsweiſe eigen ſind; die ſlawiſchen Sprachen dagegen beſitzen keinen der dem Neugriechiſchen vorzugsweiſe eigenen Laute!* Was wohl die Anhänger der Fallmerayerei hierzu ſagen mögen? Bis jetzt haben ſie ſich gehütet, ſich hierüber zu äußern. — Das Neugriechiſche kennt weder das kehlköpfige l der Ruſſen und Polen, noch das gequetſchte n, noch die anderen holden Quetſchlaute tsch, scht, tscht, schtsch, nicht einmal ein sch, weder ein hartes, noch ein weiches. Andrerſeits: woher mögen die Griechen wohl ihr wie das weiche engliſche th geſprochenes ð, und ihr gleich dem harten engliſchen th lautendes ϑ haben?! Von den Slawen nicht, denn die haben nichts dergleichen.

Auch von den *Albaneſen* nicht. Und damit ſei des Volksſtammes kurz gedacht, der noch am meiſten zur Blutmiſchung der Neugriechen beigetragen. Gerade an den Albaneſen bewähren die Griechen ihre Zermalmungs- und Aufſaugungskraft. Faſt widerſtandslos fällt das Volk der Schkipetaren der Helleniſirung zum Opfer. Ob die Albaneſen, wie nicht ganz unwahrſcheinlich, ein urhelleniſches, pelasgiſches Volk ſind oder nicht, darüber herrſcht unter den größten Kennern ihrer Sprache völlige Unſicherheit, und ich bin nicht berufen, in dieſen Streit hineinzuſprechen. An der Aufſaugung der Albaneſen aber durch die Griechen kann niemand zweifeln, der aus älteren Reiſebeſchreibungen dieſes Jahrhunderts weiß, daß in zahlloſen Ortſchaften, beſonders in Attika und auf einigen Inſeln des ſaroniſchen

Meeres, das albaneſiſche Volkselement mit ſeiner Sprache früher das alleinherrſchende war. Heute kann man ſchon den Zeitpunkt berechnen, wann innerhalb der Grenzen des Königreichs die Schkip-Sprache ausgerottet ſein wird.

Wie das zugegangen? Ähnlich wie in Heraklion mit dem Deutſchen. Auf der bis vor kurzem noch ganz albaneſiſchen Inſel Salamis hat eine kleine Dorfſchulmeiſterin aus Athen binnen wenigen Jahren die ſämtlichen Kinder ſchulpflichtigen Alters zum Griechiſchen bekehrt, mit Zuſtimmung der Eltern.

Auf griechiſcher Erde gedeiht nichts Fremdes. Keine fremde Sprache, keine fremde Sitte. Wohl auch keine fremde Dynaſtie. Die des däniſchen Prinzen kann auf die Dauer nur durch die vernünftige Maßregel gerettet werden, daß er ſeine Kinder ganz und gar griechiſch hat erziehen laſſen.

Römer, Gothen, Slawen, Franken, Italiener, Türken, Bayern, — wurzellos ſind ſie alle nach einander in dieſem ſeltſamen Lande geblieben. Was haben ſie zurückgelaſſen? Einige Säulentrümmer und Backſteinmauern, einige Ortsnamen, ein paar zerbröckelnde Burgen, eine ſchlechte Bierbrauerei, und alle zuſammen noch nicht hundert Fremdwörter. Wo ſind die Tauſende und Abertauſende der erobernden Anſiedler geblieben? Fragt die Bauern in Lakonien mit ihren Hellenenköpfen, — in demſelben Lakonien, in welchem Fallmerayer nichts als ſlawiſche Ortsnamen gefunden haben wollte. Ja, wer aus byzantiniſchen Scharteken und Pariſer Landkarten die Ethnographie eines Volkes beſtimmen will, der iſt gewiß auf dem Wege zur Wahrheit.

Das Griechentum ſcheint unausrottbar zu ſein, wo immer es in lebensfähiger Anzahl und nicht allzu fern vom Mutterlande ſich angeſiedelt hat. Daher denn auch die gewaltige Koloniſirungskraft der Griechen im Altertum, nicht unähnlich der engliſchen. Glaubt man vielleicht, jene zahlloſen blühenden Kolonien griechi-

ſcher Zunge an allen Geſtaden des Mittelmeeres und Schwarzen Meeres haben gleich zu Anfang nur aus Griechen beſtanden? In den meiſten Fällen hat eine Hand voll Griechen genügt, um ganze Küſtenſtriche zu helleniſiren. Verloren gegangen iſt dem Hellenismus von ſeinem Kolonialbeſitz nur Südfrankreich, durch den ſchweren Arm des dazwiſchen liegenden übermächtigen Römerreiches. Dagegen blühen bis auf den heutigen Tag auf italiſcher Erde griechiſche Gemeinweſen mit griechiſcher Sprache und Sitte.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Griechische Sprache und Aussprache.

Wie erlernt man am zweckmäßigsten die neugriechische Sprache? Was ist echtes Neugriechisch?

In dieser Hinsicht steht die lernbegierige Welt unter der Herrschaft eines nichtsnutzigen Schwindels, an dessen Aufrechterhaltung alle Grammatikschreiber beteiligt sind, — die griechischen obenan, aber auch die berühmtesten deutschen und englischen. Der Schwindel, den endlich einmal rücksichtslos aufzudecken mir Gewissenspflicht ist, besteht in folgendem: Es giebt keine einzige Grammatik des wirklich gesprochenen Neugriechisch. Mit Hilfe der zahlreichen sogenannten „Grammatiken des Neugriechischen„ (darunter die beste die von Sanders bearbeitete englische von Vincent und Dickson) kann man die Sprache der griechischen Zeitungen und Bücher, aber weder des Volkes noch der Gebildeten Umgangssprache erlernen. Diese Umgangssprache ist keineswegs eine barbarische; sie ist die Sprache der herrlichen griechischen Volkslieder und der Volksmärchen. Sie ist aber auch die Sprache des innigen Verkehrs zwischen Hoch und Niedrig, die Sprache des Professors zu seiner Mutter und seinen Kindern, die Sprache der Herren Zeitungsschreiber, Bücherschreiber und Kammerredner unter einander.

Daneben haben ſich die Griechen eine Sprache zurechtgemacht, die ich mehrfach in dieſem Buche als Kunſtbutter-Griechiſch bezeichnet habe: ein aus altattiſchen Wörtern und Formen zu einem Scheinleben auf dem bedruckten und beſchriebenen Papier galvaniſirtes Kunſtgriechiſch. Niemand ſpricht es; keine Dichtung, die zum Herzen gehen ſoll, iſt in dieſer Sprache möglich, weil ſie nicht vom Herzen, ſondern nur vom klaſſiſch gebildeten Kopf verſtanden wird.

Innerhalb dieſes Kunſtgriechiſchen giebt es nun wieder mehrere Abſtufungen. Einige vom Geiſte ihres Volkes gänzlich verlaſſene Schulfüchſe tun der Sprache ſo weit Gewalt an, daß ſie die unentbehrlichſten Wörter des Volksgriechiſchen durch althelleniſche erſetzen. „Den“ (nicht) iſt ihnen zu plebejiſch; ſie ſchreiben „u“ oder „uk“, wie Homer und Xenophon. Sprechen aber tun auch dieſe toten Griechen mit ihren lebendigen Landsleuten das plebejiſche „den“. — Die aus älteſtem Griechiſch ſtammenden ſchönen Wörter für „Wein“ und „Waſſer“ (krassi und neró) erſetzen ſie durch das attiſche inos und idor; aber wohlgemerkt: immer nur mit der Feder, nicht mit der Zunge. Deklinations- und Konjugationsformen, die das Volksgriechiſch nun einmal eingebüßt hat, — wenn es ſie überhaupt je beſeſſen! — werden künſtlich dem Altattiſchen entliehen, und dieſes tote Reis wird dem lebendigen Baum aufgepfropft.

Es ſoll dadurch in Europa der Glaube hervorgerufen werden, die Neugriechen ſprechen die Sprache ihrer Zeitungen und Bücher. Das tun ſie nicht, weder die Bauern noch die Städter. Möglich allerdings, daß es den gewalttätigen Modlern der Sprache gelingen wird, durch die Schule allmählich auch die kräftige, poetiſche Volksſprache ſo zu xenophontiſiren, daß der Bauer ſeine Sprachſicherheit verliert und ein neugriechiſch-altattiſches Meſſinaſch ſpricht. Die friſche Springquelle der neugriechiſchen Poeſie wird dann verſchüttet ſein. Ein Zeitalter trübſeliger

Prosa und Alexandrinerei wird anbrechen; und kommt gar die Akademie wie zu einem Palast so auch zu Akademikern, so ist es mit der schönen Volkssprache vorbei.

Woraus also soll man die wirkliche Sprache der Neugriechen lernen? — Man blättere allenfalls der Aussprache wegen eine der vielen Grammatiken durch; dann aber werfe man sie in die Ecke und nehme sich die Sammlungen neugriechischer Volkslieder und Volksmärchen vor. Den Schluß mache die Lektüre von Lustspielen, von denen man weiß, daß sie wirklich zur Aufführung gekommen sind. Was ich an Tragödien gesehen, war ausnahmslos in der toten Büchersprache geschrieben.

Wer tüchtig Altgriechisch gelernt und seine Kenntnisse aufgefrischt hat, wird nicht viel mehr nötig haben, als sich einige hundert neuer Vokabeln einzuprägen, was um so leichter ist, als es sich nur um bekannte altgriechische Wurzeln handelt. Damit ausgerüstet, könnte ein klassischgebildeter Reisender sich getrost auf die Reise begeben und hoffen, er werde das Volk, und das Volk werde ihn verstehen, — — wenn die unglückselige Aussprache nicht wäre! Die auf den deutschen Schulen erlernte Aussprache des Griechischen erschwert das gegenseitige Verständnis in so hohem Grade, daß auch ein leidlich griechischgebildeter Reisender mit deutscher Schulaussprache taubstumm durchs Land fährt. Da hat man nun 7 Gymnasialjahre und womöglich mehrere Universitätsjahre auf das Studium einer schönen Sprache verwendet, und beim ersten Schritt in dem Lande, wo sie gesprochen wird, ist man so hilflos, wenn nicht hilfloser als der ungebildetste Matrose des Schiffes, auf dem man hingefahren. Mit manchem Reisenden, der auf hohen deutschen Schulen gewesen, habe ich unterwegs darüber gesprochen; keiner, der nicht seine für so „schön", so „wohllautend" ausgegebene Gymnasialaussprache zum Kuckuck gewünscht hätte. Zum Umlernen halten sie sich fälschlich

für zu alt, und ſo müſſen ſie das ſchmerzliche Gefühl ertragen, in dem einzigen Lande, wo ihr ſchwererworbenes Griechiſch ihnen praktiſch nützen und Freude machen könnte, genau ſo zu reiſen, wie irgend ein böhmiſcher Konzertſänger.

Die Frage, ob die neugriechiſche Ausſprache auch die der alten Griechen geweſen, ſtreife ich hier nur; ſie wird demnächſt in einer beſonderen Schrift eingehend behandelt werden. Vielleicht iſt der Beweis ſchwer zu erbringen, daß die Alten ſo oder ähnlich ausgeſprochen haben, wie die Neuen. Dagegen bedarf es gar keines Beweiſes, daß die deutſche Gymnaſialausſprache vollkommen verkehrt iſt, jeder hiſtoriſchen, jeder wiſſenſchaftlichen Begründung entbehrt; daß ſie zu keiner Zeit die Ausſprache der alten Griechen geweſen iſt. Sobald dies einmal allgemein zugegeben ſein wird, wie es jetzt ſchon alle vernünftigen Philologen eingeſtehen, iſt die Frage leicht zu beantworten: wie ſollen wir denn das Griechiſche ausſprechen?

Die Ausſprache des Griechiſchen auf unſeren Gymnaſien geſchieht genau ſo, als handle es ſich um Neuhochdeutſch. Homer, Herodot, Plato, Sophokles, Xenophon werden ausgeſprochen, als hätten ſie deutſche Laute mit griechiſchen Buchſtaben geſchrieben. Die ganze Kunſt dieſer von einigen ſehr naiven Gemütern für „altgriechiſch“ ausgegebenen Ausſprache beſteht in folgendem: jeder Buchſtabe des griechiſchen Alfabets erhält ſein Äquivalent in dem äußerlich ähnlichſten deutſchen Buchſtaben. Das iſt alles. Ein Alfa entſpricht dem a, ein Jota dem i, folglich wird Alfa Jota geſprochen wie a i = ai. Epſilon entſpricht dem e, Jota dem i, folglich Epſilon Jota = ei. Alfa = a, Ypſilon angeblich = ü, macht zuſammen: aü; aü giebt's im Deutſchen nicht, ſagen wir ſtatt deſſen au, und die „altgriechiſche“ Ausſprache iſt fertig. Die Sache iſt ſo einfach, daß ein Bauernjunge dieſe gemütliche neuhochdeutſche Ausſprache des Altgriechiſchen

in einer halben Stunde lernen kann. Ob die alten Griechen wirklich Neuhochdeutsch gesprochen haben, ob jemals diese possirliche Aussprache des Altgriechischen von Griechen, alten oder neuen, gesprochen wurde, das wird kaum noch untersucht. Tausende und Abertausende klassischgebildeter Deutscher reden sich ein, eine Art von altgriechischer Aussprache zu besitzen; wenn auch nicht die fehlerlos echte altgriechische, so doch eine annähernd echte, und natürlich eine unvergleichlich echtere, als die der Neugriechen.

Ein Gelehrter — nicht des Kladderadatsch, sondern einer der größten deutschen ernsthaften Zeitungen, der Kölnischen, hat vor einigen Monaten auf eine harmlose Bemerkung von mir zu Gunsten der neugriechischen Aussprache wörtlich folgendes zum Besten gegeben: „Wir sind weit davon entfernt, die in den deutschen Lehranstalten geläufige Aussprache des Altgriechischen als in allen Punkten richtig darzustellen; aber sie ist trotz einiger Unarten erheblich besser als die der Neugriechen.“ — „Trotz einiger Unarten“ ist unbezahlbar.

Ferner bemerkte jener „Gelehrte“: „Es ist eine Frage, welche von den größten Gelehrten längst in ganz anderem Sinne entschieden ist.“ Und um mich niederzuschmettern, zitirt er die von mir hoch verehrten Gelehrten, wirkliche Gelehrte, Gustav Meyer und Brugmann. Nun bin ich gerichtet, dachte er. Die Art solcher Zeitungsschreiber, einen Gegner zu widerlegen, besteht darin, daß sie dem urteilsunfähigen Publikum zwei oder mehr Autoritäten als auf ihrer Seite stehend vorführen; eine Erwiderung erfolgt selten, — die Sache ist abgemacht.

Die Philologen unter den verehrten Lesern können ja an die Quelle steigen. Für die Nichtphilologen bemerke ich, daß die obigen Gelehrten, Meyer und Brugmann, soweit sie in ihren griechischen Grammatiken die Aussprache behandeln, an verschiedenen Stellen sich mehr zu Gunsten als zu Ungunsten der neugriechischen

Aussprache äußern. Und da dem deutschen Publikum vielleicht mehr mit Autoritäten als mit Gründen gedient ist, so führe ich an, daß gerade die allergrößten deutschen Gelehrten die Frage längst im Sinne der neugriechischen Aussprache entschieden haben. Gehört Thiersch zu den größten Gelehrten des Griechischen? Ich denke doch. Thiersch, einer der besten Kenner des Alt- und Neugriechischen, schreibt in seiner großen Grammatik: „Bleibt zwischen den beiden Aussprachen zu wählen, so bekennt der Verfasser, der an beide gewöhnt ist, gern, daß er der Reuchlinischen oder Neugriechischen im ganzen bei weitem den Vorzug giebt, nicht nur aus den oben angeführten (strengwissenschaftlichen) Gründen, sondern auch weil sie in der jetzt gewöhnlichen griechischen Mundart, besonders im Munde der Gebildeten, der Sprache eine schöne und lautere Harmonie giebt."—

Ich hebe die letzten Worte besonders deshalb hervor, weil Thiersch für den so oft bestrittenen Wohllaut der neugriechischen Aussprache eintritt, und er, „der an beide gewöhnt" war, hatte zu solchem Ausspruch zweifellos ein größeres Recht, als alle jene, die an keine andere als an die neuhochdeutsche Gymnasialaussprache des Griechischen gewöhnt sind und deshalb, ausschließlich deshalb, diese deutsche Aussprache des Griechischen für die „richtigere" und „wohllautendere" halten.

Ein anderer berühmter Grammatiker, der alte Rost, sagt in seiner Grammatik: „Die Reuchlinische (neugriechische) Aussprache läßt sich bis auf die Zeit von Christi Geburt und zum Teil bis auf noch weit frühere Zeiten als die richtige durch Zeugnisse belegen."

Aus neuerer Zeit sei der große Kenner des Alt- und Neugriechischen Ellissen erwähnt, der 1852 auf der Philologenversammlung in Göttingen auf das Entschiedenste für die neugriechische Aussprache eintrat. — Auch Roß, der berühmte

Archäologe und Philologe, war Zeit seines Lebens ein leidenschaftlicher Vertreter der neugriechischen Aussprache des Griechischen.

Andere bedeutende Gelehrte älterer und neuerer Zeit, Hermann, Bursian, Georg Curtius, verteidigen wenigstens die neugriechische Aussprache mehrerer Vokale, die trotzdem noch immer neuhochdeutsch ausgesprochen werden. Der namhafte Gelehrte Bursian ging noch weiter und erklärte auf der Philologenversammlung von 1862: „Was die Konsonanten anbetrifft, so muß ich bestimmt aussprechen, daß ich bei keinem Konsonanten irgendwelchen Grund habe, von der neugriechischen Aussprache abzuweichen.“ — Und der Präsident jener Philologen-Versammlung durfte in seinem Schlußwort verkünden: „Ich nehme als Resultat der eingehenden Besprechung so viel mit, daß in diesem Kreise doch Keiner sich zum Verfechter der Erasmischen Aussprache aufgeworfen hat.“

So, das sind die Entscheidungen der größten Gelehrten über die doch nicht ganz unwichtige Frage, wie eine der Sprachen auszusprechen sei, mit welcher Jahraus Jahrein in Deutschland gutgezählte 50000 junge Menschenkinder gequält werden!

Trotz jenen Entscheidungen ist natürlich noch lange nicht daran zu denken, daß dem sinnlosen Unfug einer als gänzlich falsch erkannten Aussprache des Griechischen ein Ende gesetzt werde. Der alte Schlendrian wird auf diesem Gebiet des Schulwesens wohl ebenso lange dauern, wie auf so vielen anderen; denn bequem ist allerdings jener Schlendrian, nur wissenschaftlich ist er nicht, und unpraktisch für das Leben ist er obendrein. Daß der Schlendrian beseitigt werden wird, hoffe ich nicht mehr zu erleben, auch dann nicht, wenn Plato selber aus der Asche auferstünde und die deutschen Schulmänner die richtige Aussprache lehrte. Sie würden ihm beweisen, daß er sich irrte: er hätte in den mehr als zwei Jahrtausenden seit seinem Tode gewiß die richtige Aussprache vergessen; sie aber, die deutschen

Oberlehrer und Direktoren, kennten ſie ganz genau: ſie wäre juſt ebenſo wie das Neuhochdeutſche des 19. Jahrhunderts geweſen, und ein Freund lateiniſcher Citate würde hinzuſetzen: „Amicus Plato, magis amicus Schlendrianus.“ Damit wäre Plato geſchlagen, denn Latein verſtand er nicht.

Der Streit der ſogenannten Reuchlinianer und Erasmianer tobt um folgendes. Die Reuchlinianer, — oder ſagen wir zunächſt: der große deutſche Humaniſt der Renaiſſancezeit, einer der klarſten Köpfe und wahrſten Charaktere ſeiner Zeit, daneben der bedeutendſte Kenner des Griechiſchen in ſeinem Jahrhundert, hatte das Altgriechiſche von den aus dem eroberten Konſtantinopel geflohenen Griechen erlernt und ſprach es natürlich ſo aus, wie dieſe. Er machte ſich gar kein Bedenken darüber, ſondern ging von dem vernünftigen Grundſatz aus: wie die alten Griechen in Wahrheit geſprochen haben, das wird dem Ohr der Nachgeborenen jetzt nach 2000 Jahren wohl für immer verborgen ſein; ſo bleibt mir denn nichts anderes übrig, als es ſo auszuſprechen, wie es die Nachkommen der alten Hellenen ſprechen. Eine beſondere Schrift Reuchlins über griechiſche Ausſprache giebt es nicht; wir wiſſen indeſſen aus ſeinen Briefen, daß er der Ausſprache der Neugriechen folgte. Und ſintemalen Reuchlin der erſte und größte Lehrer des Griechiſchen in Deutſchland geweſen, nennt man alle, die es bezüglich der Ausſprache mit ihm halten, „Reuchlinianer“. Der Schreiber dieſer Blätter iſt ſtolz, ſich nach dem edlen Manne zu nennen.

Erasmus von Rotterdam iſt der Schutzpatron derer, welche behaupten, daß die Altgriechen im weſentlichen, „einige Unarten“ abgerechnet, ſo geſprochen haben, wie wenn ihre Sprache lautlich mit dem Neuhochdeutſchen ſich gedeckt hätte. Die Erasmianer haben zur Zeit faſt in ganz Europa die Herrſchaft in den Schulen, was nicht beſonders zu verwundern iſt, da der Unſinn auf gewiſſe Zeiträume meiſtens mächtiger iſt als der

gesunde Menschenverstand. Er ist in diesem besonderen Falle so mächtig, daß er selbst dem Urteil einer ganzen Philologenversammlung Stich hält.

Erasmus von Rotterdam hat sich in dieser vergleichsweise kleinen Frage ähnlich benommen, wie in den großen Fragen seines Jahrhunderts. Er sah und glaubte das Bessere, so in der Frage der Reformation Luthers; aber er folgte kleinen menschlichen Rücksichten und lehrte durch seine hinterhaltige Art Andere das Schlechtere. So auch in der bescheidenen Frage nach der richtigen Aussprache des Altgriechischen. Er selber hat sein Lebelang genau so ausgesprochen, wie Reuchlin, hat auch seine Studenten in Löwen die Reuchlinische Aussprache gelehrt, — ja er hat sich von seinem griechischen Freunde Láskaris eigens einen griechischen Lehrer ausgebeten, damit seine Kinder die Aussprache mit Ohren und Munde erlernten!

Da passirte dem gelehrten Manne folgende Menschlichkeit. Ein zu lustigen Schelmereien aufgelegter Freund besuchte ihn und erzählte ihm die Wundermär: er hätte Griechen, sehr gelehrte Leute, kennen gelernt, welche ganz anders sprächen, als bis dahin alle Welt, in Deutschland, Holland, England, Frankreich u. s. w., das Griechische ausgesprochen hätte. Und nun machte er dem Erasmus vor, wie jene merkwürdigen Griechen gesprochen hätten: aufs Haar so, wie wenn Griechisch Holländisch wäre!

Ob nun Erasmus diesem gutniederländischen Scherz vollen Glauben geschenkt hat oder nur halben, — jedenfalls wollte er ihn für die Zwecke seiner Eitelkeit ausbeuten. Nicht auf die Erforschung der wissenschaftlichen Wahrheit kam es ihm an, denn sonst brauchte er ja bloß einen jener so abweichend sprechenden Griechen nach Löwen zu berufen. Nein, er wollte vor der Gelehrtenwelt als der Entdecker dieser nagelneuen Weisheit glänzen, falls sie sich als begründet herausstellte. Doch wollte er auch klüglich jeden Spott

und Schaden von seiner gelehrten Reputation abwenden, falls sich jene Entdeckung als Scherz und Narreteiding Männiglich kundtäte.

Solchermaßen und als der richtige Dummpfiffikus, der er war, setzte er sich hin und verfertigte eine sehr absonderliche Schrift, aus der bisher noch kein Mensch klug geworden ist, in einem saft- und kraftlosen Latein und mit sorgfältiger Offenhaltung aller möglicher Hintertürchen für den schlimmsten Fall, — also daß er sagen könnte: ich hab' mir nur einen Scherz mit euch machen wollen, ihr hochgelahrten Mitpedanten und wohlweisen Perrücken. „De recta pronunciatione latini graecique sermonis" heißt der tötlich langweilige Wälzer, zu deutsch: „Von der richtigen Aussprache der lateinischen und griechischen Sprache", und ist ein Zwiegespräch zwischen — einem Bären und einem Löwen, die sich darüber unterhalten, wie man gut täte die alten Sprachen von sich zu geben.

Eine feste, mit Gründen belegte Vorschrift giebt Erasmus in diesem albernen Wischiwaschi nicht; dazu fürchtete er zu sehr sich — zu blamiren. Aber dem Löwen legt er als Vermutung, — „Konjektur" nennen die Philologen so etwas — in den Mund jene Weisheit, die er von seinem schalkhaften Freunde gehört, und ließ es darauf ankommen. Bestätigte sich „seine Vermutung", so konnte er hintreten: Habe ich, der große Erasmus, der divus Erasmus, es nicht gleich geahnt?!

Der Löwe sprach zu dem Bären also die Vermutung aus, die alten Griechen möchten wohl die holländische Aussprache, hier und da mit Anklängen aus Französische, besessen haben, — und richtig, es fanden sich Bären und andere kluge Tiere allenthalben genug, welche sich zu den eifrigsten Verfechtern dieser glorreichen Entdeckung machten. Es war um dieselbe Zeit, da mit sehr großem Aufwande von Gelehrsamkeit — mit größerem, als Erasmus für seine geistige Fälschung aufgeboten, — der Beweis geführt wurde, Adam und Eva müßten im Paradiese Holländisch, nach dem

Sündenfall Franzöſiſch geſprochen haben, was in jedem Lande Europas anmutig auf die eigene Sprache angewandt wurde.

Nach dem Löwen des Erasmus ſollte man alſo die Vokale und Diphthonge im Griechiſchen holländiſch ſprechen, demnach *ου* nicht wie u, ſondern wie das holländiſche ou, alſo ähnlich dem deutſchen au, — *υι* wie holländiſches ui, alſo wie deutſches eu; nur für *οι* empfahl der Löwe, es zu machen wie die Gallier, alſo ähnlich einem oa zu ſprechen.

Wie ein Wildfeuer griff dieſer Blödſinn um ſich, in ganz Europa. Der große Erasmus hatte ihn verkündet; zwar nur im Scherz, aber ſelbſt die Scherze eines ſolchen Mannes verdienten Nachahmung. Und ſo iſt die erasmiſche Ausſprache entſtanden. Nicht wahr, die Erasmianer können ſtolz darauf ſein?! —

Das Holländiſche wollte nun den Deutſchen, Engländern, Franzoſen nicht recht in den Sinn. Sie zogen die weitere Folgerung: die richtige Ausſprache des Altgriechiſchen iſt dieſelbe wie die des Deutſchen, Engliſchen, Franzöſiſchen, je nachdem, — und ſo iſt es bis zum heutigen Tage geblieben. Die Deutſchen ſprechen das Altgriechiſche neuhochdeutſch; die Engländer ſprechen es engliſch; die Franzoſen franzöſiſch. Zu Reuchlins Zeiten ſprach man in ganz Europa das Altgriechiſche auf die gleiche Weiſe aus; erſt durch Erasmus iſt die babyloniſche Verwirrung entſtanden, ſo daß heute niemand mehr das Griechiſche eines Ausländers, geſchweige eines Griechen verſteht.

Während aber die Engländer und die Franzoſen wenigſtens eingeſtehen, daß ihre Ausſprache ganz und gar falſch iſt, daß ſie nichts iſt als engliſch und franzöſiſch, und daß man ſie nur einſtweilen beibehalte, weil eine Änderung in der Schulpraxis zuerſt Schwierigkeiten bereiten würde, — ſetzen wir Deutſchen uns aufs hohe Pferd und rufen: abgeſehen von „einigen Unarten“ iſt die neuhochdeutſche Ausſprache des Altgriechiſchen die einzig richtige. D. h. nicht „wir Deutſchen“, denn die

gelehrteſten Männer haben ganz anders gerufen; aber ſehr viele Deutſche. Zum Troſt, aber nur zum geringen, darf man ſich ſagen: ein Mann von hoher wiſſenſchaftlicher Bedeutung und tiefer Kenntnis des ganzen Hellenismus, nicht bloß des Altgriechiſchen, befindet ſich unter jenen Rufern im Streit nicht; kein einziger! Das tröſtet ſchwach, denn leider führen in ſolchen Fragen die Vielen das große Wort, nicht die Wenigen; und was die Vielheit, ja nur die Mehrheit iſt, das ſteht in Schillers Demetrius.

Der freundliche Leſer, auch der Nichtphiloloqe, wird aus dem Obigen entnommen haben, daß die ſogenannte Ausſprache der Erasmianer nicht den Schatten einer hiſtoriſchen, einer wiſſenſchaftlichen Begründung hat. Sie iſt alſo entſchieden in die Rumpelkammer zu werfen, und es muß dann unterſucht werden: nachdem wir wiſſen, wie das Altgriechiſche nicht zu ſprechen iſt, — wie ſollen wir es ſprechen?

Iſt denn aber die ganze Frage ſo wichtig, — werden Manche einwerfen — daß lange darüber zu ſtreiten verlohnt? Griechiſch iſt ja nur eine „tote Sprache“; die lernt man ja doch nur, um das „einjährige Zeugnis“ zu kriegen, oder um das Abiturientenexamen zu machen, und es kann ja ganz gleichgiltig ſein, wie eine tote Sprache ausgeſprochen wird.

Wäre wirklich Griechiſch eine tote Sprache, wie Latein eine iſt, ſo wäre es mir und jedermann allerdings vollkommen gleichgültig, wie man es ausſpricht, ob neuhochdeutſch, engliſch, franzöſiſch oder holländiſch. Griechiſch iſt keine tote Sprache, und damit gewinnt die Frage nach der Ausſprache eine Wichtigkeit, die weit über den Rahmen der Schule hinausreicht. Die heutige griechiſche Sprache iſt kerngriechiſch; in ihrem Wörterbeſtande ſo rein, wie keine zweite Sprache Europas; in ihren Formen abgeſchwächt, aber viel weniger, als Italieniſch in ſeinem Verhältnis zum Latein; in ſeiner Betonung faſt unver-

änderlich der alten Sprache gleich geblieben. Alle Veränderungen welche die neue Sprache erlitten hat, ſind aus echtgriechiſchem Stoff hergenommen; für die allermeiſten laſſen ſich ſchon im Altgriechiſchen Beiſpiele nachweiſen; fremde Beimiſchungen, wie ſchon geſagt, ſo gut wie nicht vorhanden. Die feinſten Geſetze des inneren Rhythmus der Sprache ſind mit einer Treue bewahrt worden, auch von dem „geringſten Griechen“, daß es Staunen erregt. Richtig ausgeſprochenes Altgriechiſch iſt keine tote Sprache: ſie wird von allen gebildeten Griechen, und größtenteils auch von den ungebildeten, in der ganzen helleniſchen Welt verſtanden. Wer alſo Altgriechiſch mit der griechiſchen, nicht mit der holländiſchen oder neuhochdeutſchen Ausſprache erlernt, beſitzt ein Verſtändigungsmittel, welches ihm die Wege bahnt — nicht allein im Königreich Griechenland, ſondern durch die ganze große Welt der Levante, durch die europäiſche Türkei, Egypten, Kleinaſien. Griechiſch iſt das Franzöſiſche des Orients.

Es würde alſo ſchon darum lohnen, daß man während der 7 Jahre des griechiſchen Gymnaſialkurſus die griechiſche Ausſprache des lebendigen Griechiſch erlernte. Dazu muß aber die Erwägung kommen, daß heutzutage ſelbſt die ſtrenge Philologie nicht mehr mit der Buchſtabenklauberei im heimiſchen Bibliothekenſtaub, — und ſtrenge Archäologie nicht mehr mit dem Studium der heimiſchen Muſeen und Bilderbücher auskommen. Mehr und mehr wächſt die Zahl der klaſſiſchen Philologen und Archäologen, welche zum Zweck lebendiger Studien in das klaſſiſche Land reiſen. Die muß man geſehen und gehört haben, wie ſie mit ihrem hinterpommerſchen, mecklenburgiſchen, berliniſchen, ſchwäbiſchen oder ſonſt welchem Griechiſch landen und ſich zu verſtändigen ſuchen! Welch eine Qual! — Nach einigen Wochen richtig ausgenutzten Aufenthalts kommen ſie natürlich als ſtramme Verteidiger der griechiſchen Ausſprache zurück, und beſonders hat ſich ihr Vorurteil zu Gunſten der neuhoch-

deutſchen Ausſprache als der „wohllautenderen“ ganz verloren, nachdem ſie ſich an die griechiſche gewöhnt haben.

Die Wahrſcheinlichkeit, daß die alten Griechen den neuen Deutſchen den Gefallen getan haben, vorahnend neuhochdeutſch auszuſprechen, iſt mit eins zu einer Milliarde vielleicht noch zu hoch gegriffen.

Für den, welcher im Griechiſchen eine tote Sprache lernen will, die ihm ewig tot bleiben ſoll, iſt jede Ausſprache gut genug; der lernt ja keine Sprache, ſondern nur einen Examengegenſtand, den er gut tut ſofort wieder zu vergeſſen. Für alle die aber, welchen das Studium des Griechiſchen ein lebendiger Gewinn bleiben ſoll, giebt es gar keine Wahl zwiſchen zwei Ausſprachen; es giebt nur die eine Ausſprache, welche von den Nachkommen der Griechen geſprochen wird. Es läßt ſich nicht mit vollkommener Sicherheit nachweiſen, wie die alten Griechen im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr., in der „klaſſiſchen“ Zeit, geſprochen haben; dagegen läßt ſich wiſſenſchaftlich beweiſen, daß ſie durchaus anders geſprochen haben, als die deutſchen Gymnaſien es lehren. Ja, es läßt ſich beweiſen, daß zwiſchen der Ausſprache der klaſſiſchen Jahrhunderte und der neugriechiſchen nur ſehr geringe Unterſchiede beſtanden haben. In Attika ſcheint man im 5. und 4. Jahrhundert v. Chr. einige Vokale ein wenig anders geſprochen zu haben, als heute, obgleich ſelbſt das nicht unumſtößlich feſtſteht. Dagegen giebt es ſchon für die älteſte Zeit, aus der uns griechiſche Inſchriften überkommen ſind, zahlreiche Beweiſe, daß im nichtattiſchen Griechenland eine Ausſprache geherrſcht hat, deren direkte Erbin die der Neugriechen geworden iſt. Daß die neugriechiſche Ausſprache nicht eine ganz moderne Verderbtheit iſt, etwa durch die „Slawiſirung“ oder durch die Türkenherrſchaft entſtanden, wird von der geſamten kundigen Philologenwelt zugeſtanden. Ein Alter von 1800 Jahren hat ſie ſelbſt nach dem Urtheil der Erasmianer. Sollte Jeſus Chriſtus

Griechiſch geſprochen haben, ſo hat er die Ausſprache der Neugriechen befolgt. Paulus hat unzweifelhaft mit neugriechiſcher Ausſprache zu den Athenern auf dem Hügel des Areopags gepredigt. Ich wiederhole jenen Satz des gelehrten Grammatikers Roſt, von dem die meiſten unſerer Väter ihr Griechiſch gelernt haben —: „Die Reuchliniſche (neugriechiſche) Ausſprache läßt ſich bis auf die Zeit von Chriſti Geburt, zum Teil bis auf noch weit frühere Zeiten als die richtige durch Zeugniſſe belegen.“

Es wäre doch mehr als wunderbar, wenn eine Ausſprache, die ſich 1800 Jahre lang durch alle Stürme der Völkermiſchung ſo zäh erhalten hat, gerade in den drei Jahrhunderten vorher ſich vollſtändig geändert haben ſollte! Wer das behauptet, dem liegt der Beweis ob.

Und wer einwendet: wie dürfen die Griechen ſich einbilden, daß gerade ſie die Ausſprache ſo lange unwandelbar ſich erhalten haben, während doch alle andere Sprachen große Wandelungen der Ausſprache durchgemacht, dem iſt folgendes zu erwidern. Allerdings dürfen die Griechen ſich das einbilden, denn ſie ſind in ſprachlicher Hinſicht durchweg ein Ausnahmevolk wie kein zweites. Ein Volk, welches während 1800 Jahren niemals aus der Fremdherrſchaft, aus der Überflutung durch barbariſche Völker herausgekommen, welches dennoch ſeine Sprache ſo wunderbar rein von fremden Beimiſchungen erhalten, — ein Volk, welches das innerſte muſikaliſche Geſetz ſeiner Sprache gerettet, welches noch heute wie vor 2700 Jahren deklinirt: pólemos, polému, wegen der gefühlten Länge des u, und ſo durch die ganze Accentlehre hindurch, — warum ſoll denn das ſeine Ausſprache in drei Jahrhunderten geändert haben, wenn es ſie nachweislich in den folgenden Jahrhunderten nicht geändert hat?!

Übrigens tun wir Deutſchen genau dasſelbe, was die Neugriechen tun. Wir ſprechen das Gothiſche und Althochdeutſche ſo aus, wie wenn es Neuhochdeutſch wäre. Was würden wir einem

Engländer oder Franzoſen antworten, der uns ſagen wollte: Ulfilas und Otfrid müſſen engliſch oder franzöſiſch ausgeſprochen werden? Wir würden ſie für verrückt erklären. Die Neugriechen ſind ein zu höfliches Volk, um ſo etwas zu ſagen; ich bin aber nicht ſicher, daß ſie es nicht denken.

Mit Gründen des „Wohllauts“ gegen die neugriechiſche Ausſprache, die man ja praktiſch meiſt gar nicht kennt, und für die deutſche Ausſprache des Altgriechiſchen einzutreten, iſt menſchlich; aber einen Anſpruch auf wiſſenſchaftlichen Wert haben ſolche Gründe nicht. Alles klingt ſchön, woran man gewöhnt iſt; häßlich das Meiſte deſſen, was einem ungewohnt iſt. Des Einen „Uhl“ iſt des Andern Nachtigall. Merkwürdig iſt nur folgendes: wer auch immer längere Zeit in Griechenland verweilt und dort Griechiſch ſprechen gehört und gelernt hat, iſt zum theoretiſchen wie praktiſchen Anhänger der neugriechiſchen Ausſprache geworden. Dagegen iſt wohl kein Fall bekannt, in welchem jemand, Neugrieche oder nicht, ſich von der neugriechiſchen Ausſprache zu der neuhochdeutſchen bekehrt hätte.

Einige der untergeordnetſten Gegner, ſo auch der „Gelehrte“ der Kölniſchen Zeitung, kommen mit langen Liſten ſolcher Wörter, welche in der neugriechiſchen Ausſprache völlig gleich klingen, obſchon ſie verſchiedene Bedeutung haben. Dieſe braven Leute bilden ſich ein, eine Sprache beſtehe aus Sätzen mit nichts als ſolchen gleichlautenden Wörtern. Der völlige Gleichklang der Wörter ver, verd, vers (Vers), vers (gegen), verre, oder der von tan, tant, tend, tends, temps, t'en im Franzöſiſchen; der von ungezählten Wörtern im Engliſchen, ſelbſt im Deutſchen, — hat ja wohl noch niemals zu ernſten Schwierigkeiten im Verſtehen eines Satzes geführt, wie er auch noch keinen geiſtiggeſunden Menſchen auf den Gedanken gebracht hat, hier müſſe die Ausſprache geändert werden.

Die deutſchen Schulmänner haben ein beſonderes Wohlgefallen an den Diphthongen ai, ei, oi, eu, au, welche ſie dem

Griechiſchen aufzwingen. Wer ihnen dieſe herrlichen Laute rauben will, „benimmt der griechiſchen Sprache ihren Wohllaut“. Den Griechen ſelbſt klingt unſere „wohllautende“ Ausſprache bekanntermaßen entſetzlich; ihnen drehen ſich dabei die Eingeweide im Leibe um, wie einer ihrer beſten Schriftſteller, Ikonomos, darüber geurteilt. Den Engländern und Franzoſen klingt unſere Ausſprache ebenſo ſcheußlich. Nur uns, die wir vom zarten Quartaneralter nie eine andere gehört, klingt ſie wie Orgelton und Glockenklang; und wann deutſche Gymnaſiallehrer an den berühmten Vers in der Odyſſee geraten, der in deutſcher Ausſprachebezeichnung ſo ausſieht:

Aiei de malakoiſi kai haimülioiſi logoiſi,

ſo geraten ſie in muſikaliſche Verzückung. Dieſes „aiei“! — dann beſonders dieſes dreimalige „oiſi“, — und nun gar dieſes himmliſche „kai hai“! Es giebt empfindliche Ohren, denen dieſe Schönheiten eher wie chineſiſch denn wie griechiſch klingen.

Schade, ſchade, daß Franzöſiſch eine ſo unangenehm lebendige Sprache iſt. Wäre es ein bischen toter, ſo würden unſere Philologen längſt drüber hergefallen ſein, und wir ſprächen jetzt:

„Jai fait un heureuks weuage afeck deuks chefauks,“ und gelehrte Leute würden Abhandlungen darüber ſchreiben, um wie viel ſchöner, ja faſt homeriſch, joniſch, obiger Satz klinge, als das abgeblaßte, verderbte: J'ai fait un heureux voyage avec deux chevaux.“ Man lauſche nur: „heureuks, heureuſe“! Klingt es nicht wirklich nahezu griechiſch? D. h. neuhochdeutſch-griechiſch! — Ähnliche Verſuche mit dem Engliſchen anzuſtellen, ſei dem Leſer ſelbſt überlaſſen. Ich empfehle als Leſeübung etwa den Monolog Hamlets „To be or not to be“. Die Wirkung iſt ziemlich genau dieſelbe, wie die deutſche Ausſprache des Griechiſchen auf jedes an die griechiſche Ausſprache gewöhnte Ohr. —

Übrigens iſt die neugriechiſche Ausſprache längſt die der

meiſten griechiſchen Fremdwörter im Deutſchen. Wir ſprechen: Pädagoge, Gynäkologie, Epaminondas, Phidias, Piſiſtratos, Ariſtides, Phädra, Klytämneſtra, Ewangelion, weil wir dieſe und tauſend andere Wörter durch die Römer ſo überkommen haben; und die Römer, die Zeitgenoſſen und Beherrſcher der Griechen, werden immerhin etwas mehr von der richtigen Ausſprache des Altgriechiſchen gewußt haben, als unſere ſämtlichen Gymnaſiallehrer zuſammengenommen. Von den armen Griechen aber verlangt man, daß ſie Paidagogos, Gynaikologia, Epameinondas, Pheidias, Peiſiſtratos, Ariſteides, Phaidra, Klytaimneſtra, Euangelion ausſprechen ſollen!

Für das große Publikum der Gebildeten iſt die Frage nach der richtigen Ausſprache einfach von dem Geſichtspunkt zu beantworten: da mit der Erlernung des Griechiſchen der ſo wertvolle doppelte Gewinn verbunden iſt, die Sprache einer der herrlichſten Litteraturen der Welt und zugleich eine ſehr weit verbreitete, lebende Handels- und Verkehrsſprache zu erlernen, ſo verſteht es ſich von ſelbſt, daß die Ausſprache der lebenden Sprache gelehrt werden muß, zumal da ſie mindeſtens 1800 Jahre alt iſt.

Den Philologen aber, denen es Herzensernſt iſt mit der Erhaltung des Studiums des Griechiſchen auf den Gymnaſien, möchte ich zum Schluß, als Sühne für manches herbe Wort gegen ſie, eine aus meiner eigenen Liebe für griechiſche Sprache und Litteratur fließende Mahnung vorhalten.

Der Anſturm auf die Gymnaſialbildung wird immer heftiger, gleichviel ob mit Recht oder Unrecht; die Verteidigung wird ſchwächer und ſchwächer. Stände das höhere Schulweſen in Deutſchland nicht unter Schutz und Aufſicht der Staatsgewalt; wäre nicht für die meiſten Staatsämter, ja für manche reinbürgerliche Beſchäftigung der Beſuch von Schulen mit Latein

und Griechiſch unerläßliche Bedingung, — wie viele Griechiſch lernende Gymnaſiaſten hätten wir wohl noch in Deutſchland?!

Der ſtärkſte Angriff richtet ſich gegen das Griechiſche. Schon iſt es gelungen, den Beginn des griechiſchen Unterrichts aus der Quarta in die Tertia zu ſchieben. Die Wühlerei gegen das Griechiſche dauert trotzdem fort. — Latein? Nun ja, das ſoll zum Rechtsſtudium erforderlich ſein. Aber Griechiſch?! So fragen zehntauſende von Eltern, und auf die Dauer wird und muß vor dieſer Frage das Griechiſche, dieſe „tote“ Sprache, aus der Schule weichen und dem Fachſtudium der Philologen überwieſen werden. Unaufhaltſam wird dieſes Geſchick des griechiſchen Unterrichts ſich vollziehen.

Nur einen Damm giebt es dagegen, nur ein Mittel, um gerade das Studium des Griechiſchen mit ganz neuer Lebenskraft zu erfüllen. Die Behandlung des Griechiſchen auf dem Gymnaſium als einer lebenden Sprache, deren älteſten Zuſtand man lehrt, weil er die Grundlage für die heutige Sprache bildet, den man aber ſo lehrt, daß aus ſeiner Kenntnis heraus ſich die Beherrſchung einer ſchönen, nützlichen, weitherrſchenden, lebenden Sprache mit Leichtigkeit gewinnen läßt. Daß dazu die Einführung der neugriechiſchen Ausſprache notwendig iſt, verſteht ſich von ſelbſt. Iſt das geſchehen, — eine praktiſch viel leichtere Maßregel, als man vorſchützt —, ſo kann man den Gegnern des Griechiſchen auf dem Gymnaſium der Wahrheit gemäß erwidern: eure Kinder lernen eine lebende Sprache, deren Kenntnis ihnen eine dauernde Quelle litterariſchen Genuſſes werden und ihnen die Welt des Orients ſprachlich erſchließen kann.

Schlußwort.

Ein Philologe, natürlich ein deutſcher, hat einmal — halb im Scherz, halb im Ernſt — das geiſtreiche Urteil über die Neugriechen geſprochen: „Was kann man von einem Volke erwarten, welches apó mit dem Accuſativ konſtruirt!“ Die alten Griechen konſtruirten nämlich apó (von) mit dem Genitiv. Man begreift den tiefen moraliſchen Verfall eines Volkes, welches vom Genitiv bis zum Accuſativ hinter apó geſunken iſt!

Der richtigen Würdigung des bis heute von den Neugriechen Geleiſteten ſteht bei den Meiſten die Erinnerung an die Großtaten der alten Hellenen im Wege. Man weiß zwar aus näherer Kenntnis nichts vom Stande der Kultur im heutigen Griechenland: aber man begnügt ſich mit verſprengten Zeitungsnotizen über eine neue Miniſterkriſis, glaubt den Spöttereien der türkenfreundlichen Blätter über den „jämmerlichen Zuſtand der griechiſchen Armee“, hört vom „finanziellen Untergang“ des kleinen Landes — beiläufig ſchon ſeit Menſchenaltern — reden und hat in dunkler Erinnerung, daß Griechenland früher ganz voll von Räubern war: das werde wohl jetzt noch ähnlich ſo ſein. Und ſchließlich: „Was kann man von einem Volke erwarten, welches apó mit dem Accuſativ konſtruirt!“

Dem gegenüber ſpreche ich meine feſte Überzeugung dahin aus: in Griechenland wohnt heute ein Volk, welches eine ſchöne Zukunft, ja welches eine glückliche Gegenwart hat. Andere haben dasſelbe vor mir geſagt; aber ſolche Wahrheiten dürfen wiederholt werden. Ein Zeugnis für die Wahrheit meines Urteils möchte ich nicht unterdrücken. Aus den letzten 30 Jahren, ſeit dem Erſcheinen des Werkes von Edmond About „La Grèce contemporaine“ — dieſes eingerechnet —, iſt mir in der ſtattlichen Reihe von Werken über Griechenland keines bekannt geworden, welches nicht überwiegend wohlwollend und glückverheißend für die Griechen ſich ausſpricht. Ich nehme hiervon natürlich die meiſten Schriften ſolcher Skribenten aus, die ſich in Tiſſots Schule gebildet haben: alſo ſolche, die ohne Kenntnis der Sprache auf einer Reiſe mit dem Dampfer über Korfu, Korinth nach Athen in 8—14 Tagen Land und Leute „ſtudirt“ haben, — auf einer Reiſe, die eigentlich Konſtantinopel galt, wobei man Griechenland „mitnimmt.“ Doch iſt mir ſelbſt in den Schriften ſolcher Reiſenden ſehr vieles vorgekommen, was mit dem Urteil ernſter Beobachter übereinſtimmt. Alle Deutſchen zumal, die längere Zeit in Griechenland gelebt und Griechiſch verſtanden, äußern ſich in ihren Büchern oft geradezu enthuſiaſtiſch über die ausgezeichneten Eigenſchaften des aufſtrebenden kleinen Volkes. Man höre nur ſolche Männer wie Ernſt Curtius, Warsberg, Steub, Böttticher; aber ſelbſt ſolche, die wie Pietſch, Lang, Karl Braun, Faucher zwar ohne Kenntnis des geſprochenen Griechiſch, dagegen mit ſcharfem Blick für öffentliche Zuſtände und innere Kultur das Land bereiſt haben.

Bei verſtändigen und unterrichteten Männern iſt die Tatſache längſt ausgemacht, daß die Griechen die wichtigſten Kulturträger des Orients ſind, und daß ſie bei der Löſung der Balkanfrage eine größere Rolle zu ſpielen verdienen, als ihnen bis jetzt zugeſtanden worden.

Daß ſie ein Volk ſein wollen, haben ſie bewieſen und ſie ſind jeden Augenblick, auch in dem der Übereilung, bereit, es aufs neue zu beweiſen. Daß ſie mit den Türken zur Not allein fertig werden können, haben ſie durch ihren ſiebenjährigen Freiheitskrieg gezeigt; ohne die Hilfe der großen egyptiſchen Armee unter Ibrahim Paſcha wären die Türken ſchon am Ende des Jahres 1824 aus Griechenland vertrieben worden. Seitdem iſt die Türkei ſchwerlich erſtarkt, Griechenland gewiß nicht ſchwächer geworden.

Die Lebensfähigkeit Griechenlands als Staat? Ein Volk, welches nach mehr als 1800jähriger Knechtſchaft unter den verſchiedenſten Eroberern ſich zu einer heroiſchen Selbſtbefreiung erhebt und ſeine Selbſtändigkeit mit Säbel und Büchſe erzwingt, wird auch als Staat das Seinige leiſten. Über die Charaktereigenſchaften des einzelnen Griechen mögen die Meinungen auseinandergehen; ihre nationalen Eigenſchaften ſind von ſo hervorragender „ſtaatserhaltender“ Kraft in des gemißbrauchten Wortes höchſter Bedeutung, wie bei den wenigſten Völkern Europas.

Und hier trete ich das Wort einem lieben griechiſchen Freunde ab, mit dem ich oft beim Glaſe Wein über Griechenland und ſeine Hoffnungen geſprochen. Ich tue nichts, als ſeine etwas unbeholfenen deutſchen Sätze einzurenken. Er liebt ſein Vaterland und hat die Waffen in ſeinem Dienſt getragen; aber er iſt kein großgriechiſcher Chauviniſt, ſondern ein in rauher Schule des Lebens und durch den Verkehr mit Ausländern abgekühlter, faſt nüchterner Denker. Was er mir geſagt, unterſchreibe ich aus eigener Kenntnis.

— „Sie wiſſen, daß ich Philologie und Archäologie ſtudirt habe und für Altgriechenland mindeſtens ſo ſchwärme, wie Ihr deutſchen Philologen. Soll ich Ihnen meines Herzens wahre Meinung ſagen? Wir Neugriechen mit all unſeren Schwächen und

Gebrechen, mit unſerer Haſt und doch wieder mit unſerer orientaliſchen Trägheit, — wir ſind viel beſſer als die alten Griechen.“ —

„Bitte, hören Sie mich bis zu Ende! — Jawohl, beſſer als Bürger unſeres Staates, beſſer als Söhne unſeres Vaterlandes, beſſer als Mitglieder der menſchlichen Geſellſchaft. Eines gebe ich Ihnen zu: das Parthenon iſt ſchöner als die Metropolitankirche in der Phokionſtraße; der Hermes des Praxiteles ſchöner als ſein Gipsabguß im Börſenſaal von Athen; Sophokles iſt ein größerer Dichter als Herr Koromilas, und Thukydides ein größerer Hiſtoriker als der ältere Trikupis, obwohl deſſen Geſchichte des Freiheitskrieges nicht übel iſt. Ja, in allem, was das Leben mit Kunſt ſchmückt, ſind wir Neugriechen ein kläglicher Schatten deſſen, was unſere Ahnen geweſen.

„Dagegen haben wir uns mit Feuer und Schwert Eines erobert, was unſere glorwürdigen Vorfahren niemals beſeſſen: ein gemeinſames Vaterland. Wie heißt das Größte, was ſie geleiſtet als Nation? Es heißt Marathon, Salamis, Platää, Thermopylä. Wo waren bei Marathon die Hellenen? Die Athener und die Platäer haben dort allein gefochten, und wurden ſie beſiegt, ſo ward Hellas eine perſiſche Satrapie. — Daß bei Salamis die Schiffe der Peloponneſier umkehren wollten, wiſſen Sie ſo gut wie ich. Und ähnlich ging es überall, nur daß bei den Thermopylen ſich noch ein Ephialtes fand, der ſeine Brüder an die Barbaren auslieferte. Nirgends und niemals ein einiges Griechenland; Verrat und Tücke und Bruderzwiſt überall, durch die ganze geprieſene altgriechiſche Geſchichte hindurch. Für die Schulen mag das alles zu Leſeſtücken und Exerzitien ſehr dienlich ſein; wir neugriechiſchen Männer haben beſſere Vorbilder nötig und wir finden ſie Gott ſei Preis! in unſerer eigenen neugriechiſchen Freiheitsgeſchichte. Wir beſitzen ein einiges, geliebtes Vaterland, deſſen Söhne Schulter an

Schulter gegen den Zwingherrn unſerer Brüder ſtehen. Wo hat es je ein helleniſches Heer gegeben, gleich unſerem in Theſſalien? Da iſt es vorbei mit Athens Hegemonie und Spartas peloponneſiſchem Bunde; mit Korinths Neide und Thebens Tücke. Was Demoſthenes nicht gelang: ganz Griechenland zuſammenzurufen gegen den Feind im Norden, — bei uns genügt dazu ein Befehl unſerer Regirung. Wir werden kein Parthenon und keinen Hermes mehr der Welt ſchenken, aber wir werden auch nicht wieder durch die eigene Schuld der Zwietracht unter die Sohlen der Barbaren gebeugt werden. Das iſt auch etwas.

„Unſere Finanznot? Was ihr Europäer klug ſeid! Ihr richtet euch nach dem Stande der Staatspapiere an der Börſe, — die griechiſchen Anleihen ſtehen ſchlecht, — ergo! Was hat das mit dem Wohlſtande eines Landes zu tun? Unſere Regirung hat kein Geld, aber die Einwohner haben Geld oder ſonſtigeu Beſitz. Es giebt keine Armut, kein Proletariat bei uns, und das iſt mehr wert als der Parikurs der Anleihen. Übrigens haben wir bis jetzt ſtets die Zinſen unſerer Schulden pünktlich bezahlt, und das iſt mehr, als andere Länder, z. B. Öſterreich, ſich berühmen können. Unſere Nationalbank iſt vielleicht die ſolideſte der Welt: ihre Anteilſcheine von 1000 Drachmen ſind jetzt 4620 Drachmeu wert!

„Wir arm?! — Laſſen Sie die Türkei uns anbieten, wir möchten ihr Epiros, Makedonien nnd Kreta für eine Milliarde Drachmen abkaufen, — in einem Monat iſt das Geld beiſammen. Dagegen würde König Ludwig der Zweite von Bayern für eine Milliarde nicht die erbärmlichſte unſerer Inſeln erhalten haben.

„Wir haben ein Vaterland und lieben es. Alle Völker lieben das ihre; nicht alle mit ſolcher Schmerzinnigkeit, wie wir. Daheim und in der Fremde: Hellas über alles! Haben Sie ſchon einmal gehört in neuerer Zeit, daß Griechen im Ausland ihrem Vaterlande untreu wnrden? Daß uns Stücke deſſen geiſtig

verloren gingen, was wir „unſer großes Vaterland“ nennen, gerade ſo wie Sie vom deutſchen Vaterland ſingen, das reicht ſo weit die deutſche Zunge klingt? Sie wiſſen, woher die ſchönſten Gebäude Athens uns geworden ſind: von Hellenen im Ausland! Schon ein alter Grieche, Theognis, hat geſungen: „Viele Länder habe ich geſehen und war mit manchen zufrieden; doch Süßeres als Vaterland giebt's nichts.“ Darum war auch die härteſte Strafe bei den Alten die Verbannung. Wiſſen Sie, welches noch jetzt der wildeſte Fluch iſt, den ein Grieche dem andern im Zorne zuruft? „Daß man dich in fremder Erde begrabe!“ Und wann ſich irgendwo im Ausland zwei Griechen begegnen, mit welchem Gruß ſcheiden ſie? „„Kalin patrida!“ (Glückliches Vaterland).

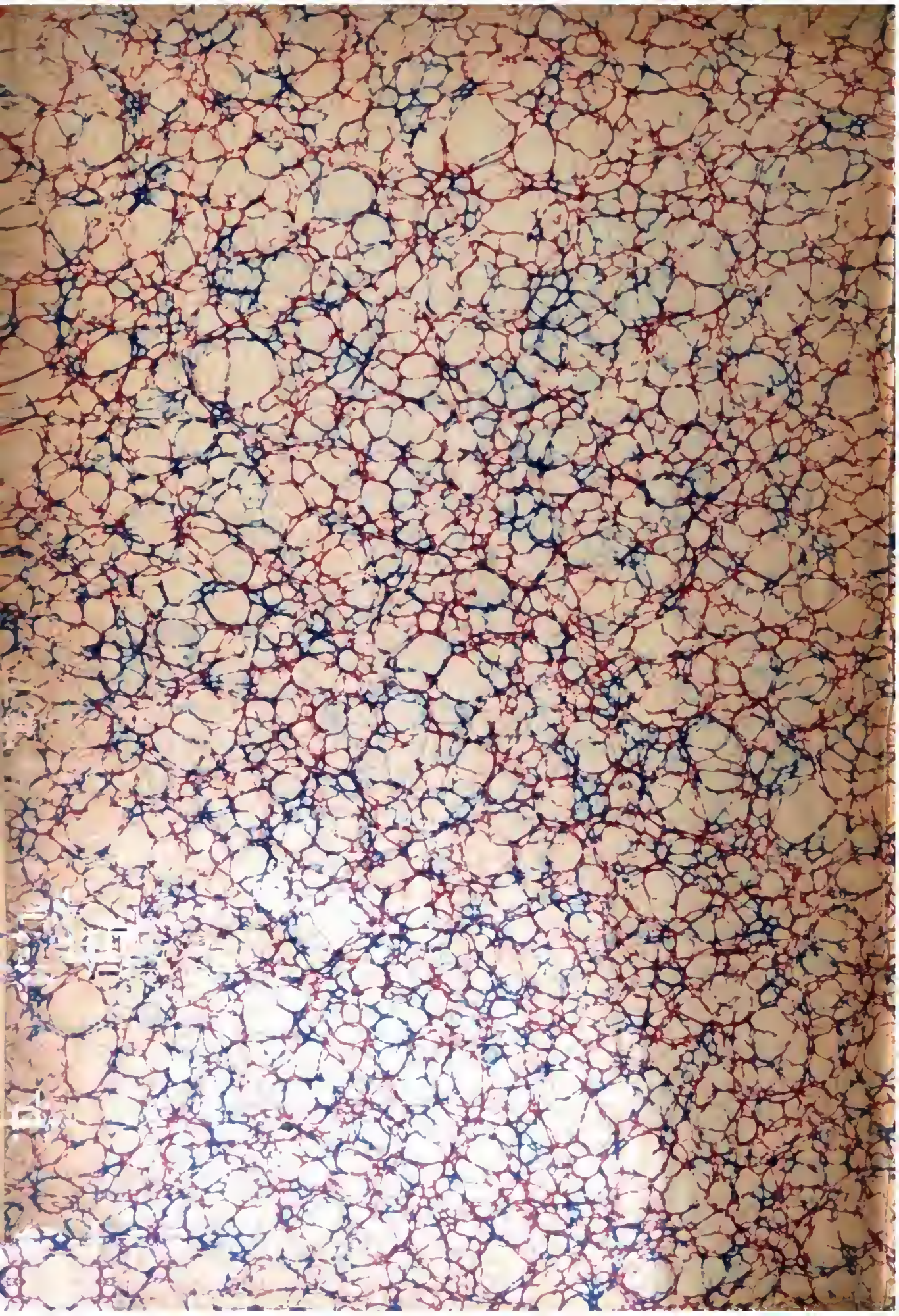
„Dazu nehmen Sie unſere Einigkeit im Innern. — Sie lachen? ‚Trikupis und Delijannis, Delijannis und Trikupis!‘ Recht, aber das ſind zwei Namen; zwei Männer, die einander in der Regirung ablöſen, weiter nichts. Hinter ihnen ſtehen keine politiſchen Gegenſätze, keine ſich außerhalb der Wahlkämpfe befehdenden Parteien. Übrigens iſt es jetzt auch für lange, vielleicht für immer mit dieſem Ablöſungsſyſtem zweier Männer vorüber. Es giebt keine Parteigänger des Delijannis mehr; wir haben in Wahrheit jetzt nur eine Partei: die der Patrioten, und ihr Führer heißt Trikupis.

„Keine Trümmer alter Parteien; keine Prätendenten; keine Fehde zwiſchen Adel, Bürgern und Bauern. Keine religiöſen Gegenſätze; keine Ultramontanen, keine verfolgungsſüchtigen Zeloten, keine ſpottenden Freigeiſter; keine Übergriffe der Geiſtlichkeit ins Weltliche. Auch keine Judenfrage! Auch keine Sozialdemokratie! Keine Proſtitution! — Keine fremden Volksſplitter im lebendigen Leibe der Nation. Es giebt nur Hellenen in Hellas, und die Albaneſen ſind froh, wenn wir ſie in unſere Gemeinſchaft aufnehmen. Wir haben keinen Pfahl im Fleiſch, wie England mit ſeinem Irland; Deutſchland mit den Polen, Dänen, Franzoſen;

Frankreich mit ſeinen Italienern; Rußland mit ſeinen Deutſchen, Letten und Polen; Öſterreich mit der ganzen oſteuropäiſchen Völkerkarte. Ein Volk ſind wir; eine Sprache reden wir; zu einem Gott beten wir; einen und denſelben Willen haben wir: den Willen, als Nation zu leben, — und wir werden leben!“

Druck von G. Päß in Naumburg a. S.

SEP 7 1920



UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06388 5399